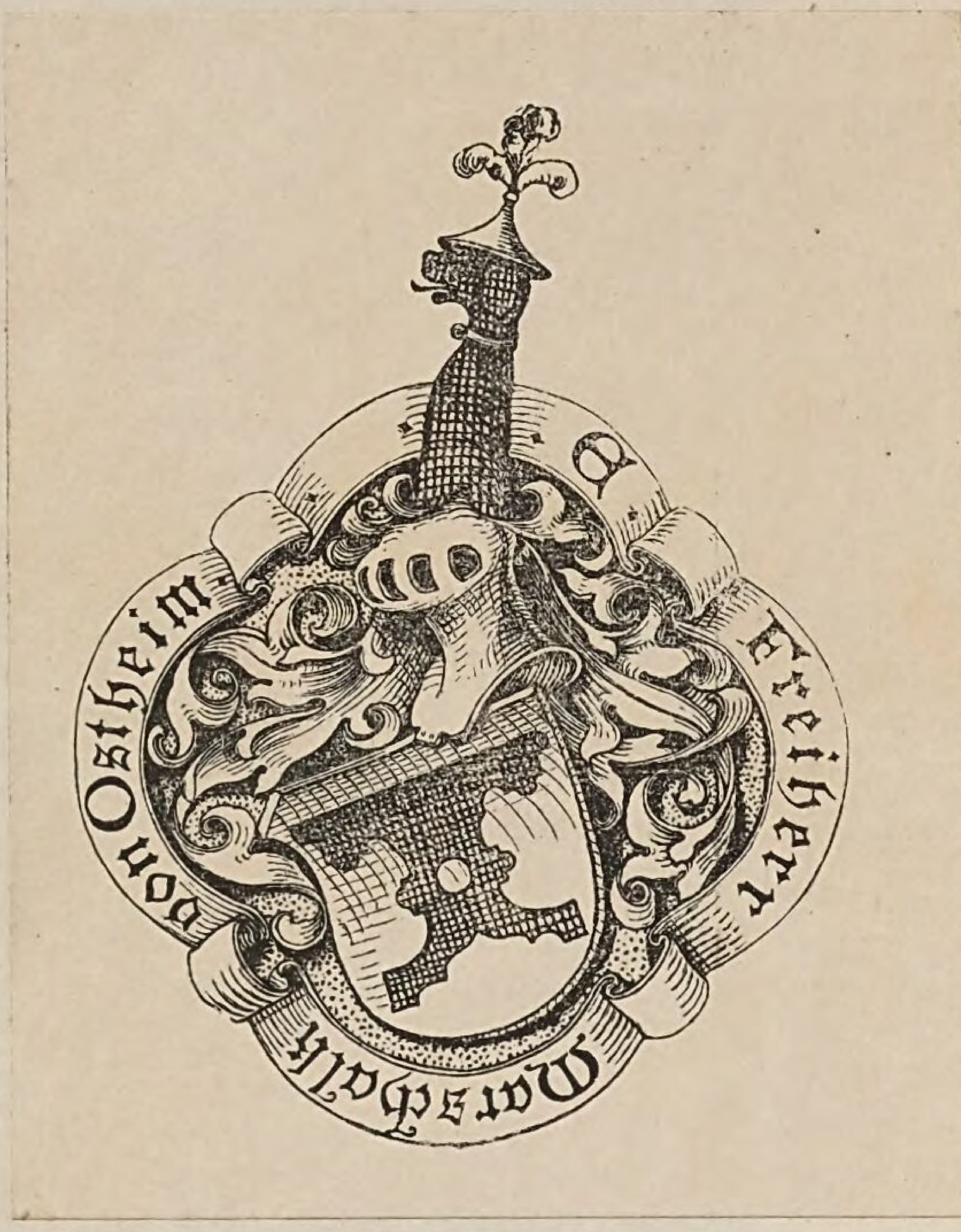
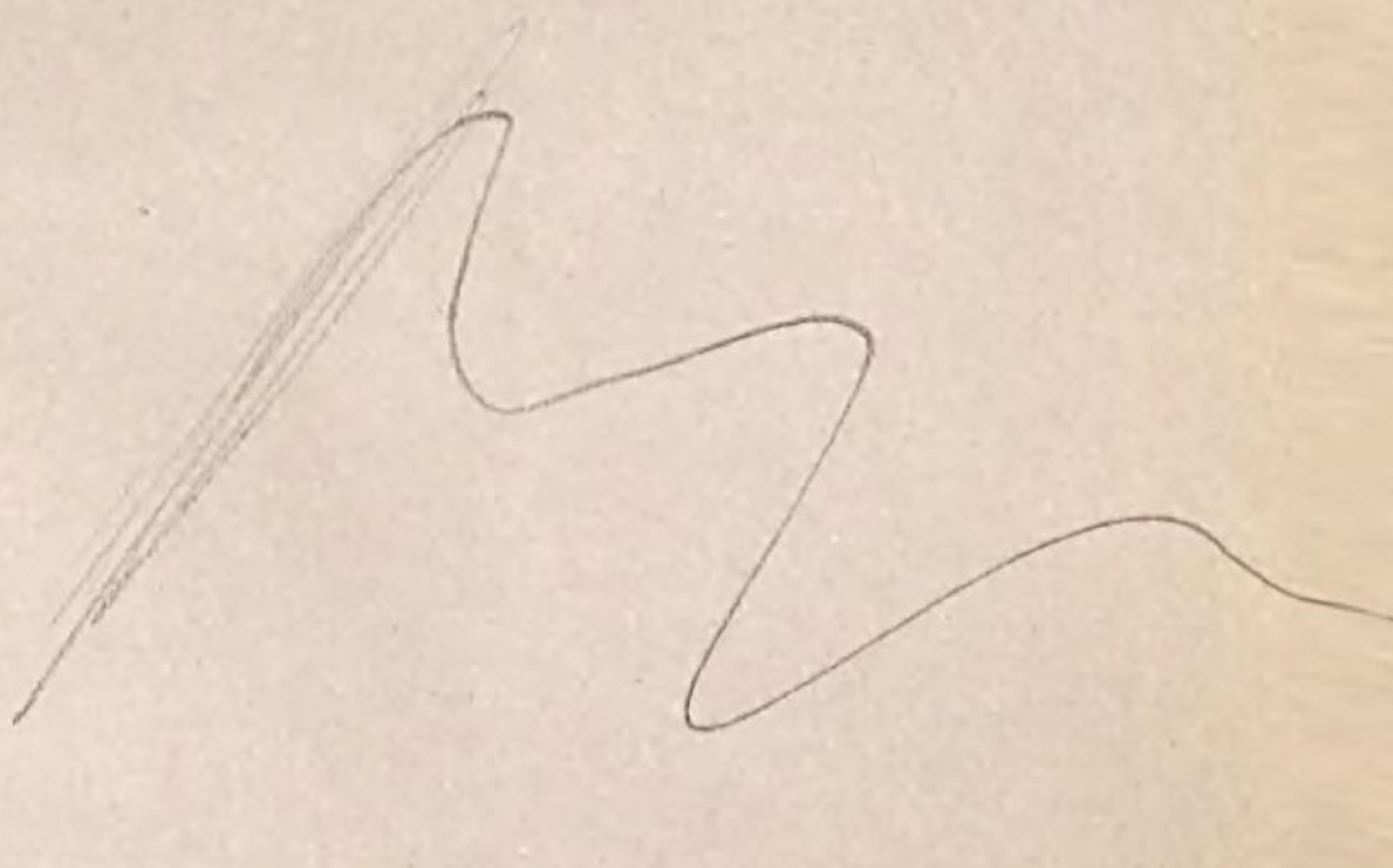

Freiherr Marschalk von Ostheim.



Rudolf von Vargula.

Rudolf von Vargula,

der Schenk zu Saaleck.

Ein thüringer Lebensbild

aus dem

dreizehnten Jahrhundert.

Von

Johannes Renatus.

Verfasser von „Haidekraut und Centifolien“, „Die letzten Mönche vom Oybin“, „Lebensskizzen“, „Allerlee aus d'r Aeberlausitz“, 2c. 2c.

Erlangen und Leipzig.

Andr. Deichert'sche Verlagsbuchhandlung Nachf.

(Georg Böhme.)

1890.

Widmung.

Nimm hin das Buch, Du theurer Freundeskreis!
Der Du mir halfst im großen Buch des Lebens
Die rechten Seiten finden, wann mit Fleiß
Ich suchend blätterte und doch vergebens.

Der Du auch halfst für dieses kleine Buch
Das Rechte treffen, wo sich Zweifel fanden.
Was lange ich im Kopf und Herzen trug,
Es sei gewidmet Dir, dem geistverwandten.

Es war einmal ein Alchimist, der wollt' in einer alten Burg Gold erfinden und fand nur die Scherbe des Porzellans, und dabei blieb's. Das war in der alten Veste Albrechtsburg bei Meißen. Auch ich suchte in einer alten Burg nach Gold und fand auch nur Scherben; aber dabei blieb's nicht. Denn als ich mir die Scherben genauer betrachtete, fand ich auf einer derselben geheimnißvolle Schriftzüge eingebrannt, aus denen ich den Namen Rudolf von Vargula entzifferte. Und das war in der stolzen Veste Rudelsburg. Wie ein getäuschter Schatzgräber wollt' ich die Scherben wegwerfen und den Spaten in einer anderen Gegend einstechen. Da erschien mir urplötzlich ein Geist; eine kräftige Rittergestalt war's mit Harnasch, Helm und Schwert, und der hub an und sprach: ‚Wirf die Scherben nicht weg! du bist auf rechter Fährte.' — „Wer bist du?" frug ich. — ‚Ich bin der Ritter Hugo, dereinst Voigt in des Meißner Markgrafen starker Veste Rudelsburg.' — „Aber wie und wo finde ich Gold?" — ‚Grab' in Saaleck,' rief der Geist und verschwand. Schade! hätt' gern zur Erleichterung noch mehr erfahren. Aber der Geist kam nicht wieder und die Schatzgräberei geschieht nun einmal nur im Schweiße des Angesichts.

Nun ging ich nach Saaleck und grub dort ein. Wiederum nur Scherben. Doch auf ihnen war jener Name viel häufiger zu finden, und daneben lag ein Klümpchen schwarzbrauner Masse, hart wie Metall, ingleichen einzelne Steinchen mit rostbraunem

Ueberzug. Nicht wußt' ich, was damit anfangen. So in Zweifel sinnend, ward ich durch eine abermalige Geistererscheinung überrascht. Eine schöne Matrone war's. Die winkte mir und sagte mit weichem Wohllaute ihrer Stimme: ‚Bewahre dieses Klümpchen gut! vornehmlich aber die Steine, die sind kostbar. Meinem Bruder Rudolf waren sie zu eigen und heißen: Geschwisterliebe, Bildung, Edelsinn, Feinheit der Empfindung.' — „Wie heißest du, holde Frau?" frug ich. ‚Lukardis,' flüsterte die feenhafte Erscheinung und fuhr fort: ‚Willst du mehr solcher Schätze haben, so grabe in der Wartburg nach.' Sprach's und verschwand.

Nun grub ich in der Wartburg nach, suchte und fand dort noch mehr Scherben mit jenem Namen, aber auch wiederum einzelne Steinchen. Von ihnen wischte ich den rostbraunen, 500 Jahre alten Ueberzug ab. Da fand ich sie denn schön glänzend und durchsichtig und auf ihnen die Worte eingegraben: Deutsche Treue, Tapferkeit, hoher Muth, Weisheit und Kriegskunst.

Nun putzte ich auch das Klümpchen aus Saaleck blank und ward belohnt. Ich hatte bei den Scherben Gold gefunden: das Gold lauterer Gesinnung, und hatte kostbare Steine gefunden: das Edelgestein großer Eigenschaften eines deutschen Mannes, dessen die Altvordern nur wenig und vereinzelt gedenken. Aber wo sie das thun, geschieht es mit großem Rühmen und Preisen, also, daß ich nunmehr diese einzelnen Edelsteine in das alte Gold faßte und nebst vielen verbindenden Zwischengliedern berechtigter Schlußfolgerungen an einen Faden zu einer Kette reihete.

So hatte ich denn einen Schatz gehoben, den ich meinen Zeitgenossen gern zeigen, ihnen zu eigen machen möchte.

Wer freilich das alte Gold und Edelgestein nicht als Hauptsache betrachtet, sondern auf die äußerliche ‚Kunstform' der Fassung großes Gewicht legt, der wird vielleicht daran mäkeln. Wer sich aber am Gehalte und Glanze des Schmuckes erfreut, dem werden die Edelsteine mit ihrer einfachen Fassung in echtem

Gold lieber sein als geschliffenes Glas in noch so kunstvoll bearbeitetem Talmi.

Vielleicht auch fragt eine zweifelnde Stimme: ‚Sollte es vor 500 Jahren wirklich solchen Schmuck gegeben haben?‘ — Man wolle aber freundlichst bedenken, daß — gleichwie rings um den gefundenen Schatz sich schmutzige Erde befand — das dreizehnte Jahrhundert eine Zeit schroffer Gegensätze war. Mitten in Rohheit, Sittenverderbniß und Gemeinheit treffen wir auf bevorzugte Kreise von feiner, edler Bildung und hoher Gesinnung. Zwar wird deren Bestand von einzelnen Skribenten der Jetztzeit jenem Jahrhundert so gut wie abgesprochen. Die große Mehrzahl jedoch, darunter die hervorragendsten Geschichtsforscher, hält ihre damalige Existenz aufrecht. Und dieser Mehrzahl schließe ich mich entschieden an. Erscheint es doch undenkbar, daß der Geist eines Heinrich von Veldecke, Wolfram von Eschenbach, Walther von der Vogelweide u. A. m. nur wenig oder gar nicht eingewirkt habe. Heutzutage ist die Bildung zu einer allgemeinen nivellirt; vor 500 Jahren aber wurde sie nur von Einzelnen getragen. Die große Menge stand hierzu in schroffstem Gegensatze.

Wenn zugleich meine Aufgabe sein mußte, die Mängel jener Zeit nicht durch Schönfärberei zu verbergen, so sträubte sich doch meine Feder, sie in gleichem Umfange zu schildern wie die Vorzüge. Ich habe daher nur die Rohheit des Jahrhunderts hervorgehoben, die Sittenlosigkeit aber nur gestreift, in einzelnen Fällen angedeutet.

Rudolf von Vargula (Ort zwischen Langensalza und Tennstädt) habe ich geschildert als Knaben in den Kapiteln I bis V, als Jüngling in den Kapiteln VI bis VIII, als Mann in den Kapiteln IX bis XXI und als Greis in Kapitel XXI und XXII.

Die benutzten Quellen boten mir nur wenige bestimmte

Nachrichten, anderntheils nur Fingerzeige der Wahrscheinlichkeit. Dabei ergab sich — namentlich aus den vortrefflichen Schriften von Lepsius 2c. — daß nicht wenige Angaben alter Chronisten übertrieben, auch häufig falsch sind; daher habe ich denn alle mir bekannten Winke der neuesten Geschichtsforschung beachtet und das von mir Hineingedichtete den Festpunkten des Thatsächlichen vorsichtig angepaßt.

Jene Quellen sind — außer einer Anzahl nebensächlicher — folgende:

I. K. P. Lepsius. „Beiträge zur thüring.-sächs. Geschichte." — Sowie „Kleine Schriften" [nach Lepsius], gesammelt und herausgegeben von A. Schulz (San Marte).

II. Johannes Rothe. „Düringische Chronik." Herausgegeben von R. von Liliencron.

III. „Diplomataria et scriptores Historiae Germanicae;" nach Schöttgen und Kreyssig.

IV. „Theatrum Saxonicum."

V. Prof. Dr. Hagenbach. „Kirchengeschichte."

VI. L. Stacke. „Deutsche Geschichte."

VII. König. „Litteraturgeschichte."

VIII. A. F. C. Vilmar. „Geschichte der deutschen Nationallitteratur."

IX. „Sächsische Merkwürdigkeiten oder Vollständige Alte, Mittle und Neue Historie von Sachsen." — Verlegts M. G. Weidmann. (1724.)

X. Dr. Franz X. Wegele. „Friedrich der Freidige etc."

XI. „Zeitschrift des Vereins für hessische Geschichte und Landeskunde." 10. Bd. 1883.

XII. Dr. F. W. Tittmann. „Geschichte Heinrich's des Erlauchten etc."

XIII. Dr. Alwin Schultz. „Das höfische Leben zur Zeit der Minnesänger.“ (1879.)

XIV. Gustav Freytag. „Auszüge aus ‚Bilder aus der deutschen Vergangenheit‘.“

XV. Prof. Herm. Weiß. „Kostümkunde.“ 1883.

XVI. Hofrath Prof. Dr. H. von Ritgen. „Führer auf der Wartburg.“

XVII. Karl Pannier. „Walther's von der Vogelweide Sämmtliche Gedichte.“

Von den Walther'schen Gedichten habe ich einige ganz, andere zum Theil aufgenommen; wieder andere in Prosa wiedergegeben. Was nicht durch Sternchen gekennzeichnet ist, ist hinzugedichtet.

Bezüglich meines Buches „Die letzten Mönche vom Oybin“ haben Einige die in den Text gedruckten Ziffern zu Anmerkungen als störend, Andere dieselben als hochwillkommen bezeichnet. Man weiß nicht, wem man's recht machen soll. Ganz zu vermeiden sind solche Zeichen nicht. Diejenigen, denen sie störend sind — obgleich man sich bald daran gewöhnt —, sollen nur bedenken, daß ich mich nicht mit fremden Federn schmücken darf und mag; daher Quellenangaben mit den Ziffern nöthig sind. Anderntheils giebt es Geschichts- und Alterthumsforscher, denen auch die scheinbar geringfügigen Bemerkungen von Werth und willkommen sind.

Um aber den verschiedenen Wünschen einigermaßen entgegenzukommen, will ich im vorliegenden Buche nur das Wichtigste — mit Ausnahme des allgemein Bekannten der Weltgeschichte — mit Quellenangaben versehen und zwar im Texte selbst, wobei die Quellen mit den hier angeführten römischen Ziffern bezeichnet sind. Nicht Wenige werden Aussprüchen, Reden 2c. doppelte Theilnahme schenken, wenn sie lesen, daß diese nicht erdichtet, sondern historisch sind.

Uebersehene Schreib- oder Druckfehler*) wolle der geehrte Leser freundlichst entschuldigen. Während der Abfassung und Correktur hatte mich schwere Krankheit heimgesucht.

Ich kann dieses Vorwort nicht schließen, ohne meinem geehrten Verleger, Herrn Georg Böhme in Leipzig, sowie Herrn Prof. Dr. Böhme in Schulpforta den wärmsten Dank für wohlwollende Unterstützung meines Vorhabens darzubringen.

---

*) Seite 32 Zeile 8 v. o. lies „Lehen", statt: Leben.

Der Verfasser.

Erstes Kapitel.

Graus und stürmisch war die Nacht gewesen. Finstere zürnende Wolken jagten über das Thüringerland wie von bösen Geistern getrieben. Mit zornigem Unverstand stießen sie an die Gipfel der felsigen Berge. Die aber zerfetzten die Gebilde der Wolken und fingen sie auf in ihren dunklen Wäldern, den geballten Dunst zwingend, seine Feuchte in das Moos und die Quellen abzulagern. Und als der Thurmwächter auf dem hohen Bergfried der Wartburg in sein Horn stieß, um die Morgendämmerung anzukünden, da war es, als versuchte der rüttelnde Sturm noch einmal, die mächtige Veste zum Wanken zu bringen.

Kunz, der Thurmwart, wich dem Stoße nicht. Fest hielt er sich an den Zinnen an und wartete auf das erste Frühroth. Das erschien bald. Da legte sich der Sturm zu sanftem Säuseln und die Finsterniß mußte dem Lichte weichen.

Daß es so kommen würde, hatte der wetterkundige Wächter gewußt. Der ging hinab zur Küche und bot einer der Mägde einen schönen guten Morgen gegen einen guten Trunk. Und als er den Krug an die Lippen setzte, da ging der Wunsch um einen schönen guten Morgen in Erfüllung; da erglänzte die Burg in den ersten Goldstrahlen der Herbstsonne.

Majestätisch und doch freundlich stieg das große Weltenlicht am wolkenbefreiten Himmel auf. Es drang durch alle Fenster, Luken und Lädenritze und hätte billig ebenso freundliche Antlitze

der Menschen erwarten können. Die aber hatten viel zu schaffen; sie mochten wohl auch denken, das verstünde sich alles von selbst, daß die Sonne es so gut meinte.

Nur der Löwe unten im beschatteten Zwinger schien den sonnigen Himmel dankbar zu begrüßen. Er reckte und dehnte sich und stieß einen Gähnlaut aus, dessen Ende wie ein kurzes Gebrüll erklang. Dreimal umkreiste er sein rundes Gefängniß, den Blick zum blaßblauen Himmel gerichtet. Doch darauf schüttelte er das mächtige Haupt und legte sich wehmüthig auf den Boden nieder. Es war nicht das Licht seiner Heimath.

Im Hofe der Hofburg stand aber Einer, dessen Antlitz Frieden und Freundlichkeit widerstrahlte. Herr Walther von der Vogelweide fütterte die Vögel und hörte nicht eher auf, bis er wußte, daß jeder der kleinen Gefiederten sein Theil redlich empfangen hatte. Aber auch bei ihm wich der helle Schein der Zufriedenheit einem ernsteren Gesichtsausdruck. Es waren ja nur Sperlinge und immer nur Sperlinge, die er fütterte. Die konnten nicht singen wie seine Drosseln, Finken und Lerchen am Vogelherde der südlichen Heimath. Nur selten kamen ab und zu einzelne Tauben zum Futterplatz geflogen; die übrigen scheuten sich vor dem nahen Stalle der Edelfalken im Erdgeschosse des Palas.

Herr Walther wandte sich der Burgmauer zu. Kein bedeckter Gang schützte sie; ein offener Laufpfad hinter den Mauerzinnen diente zur Vertheidigung und zur Verbindung der Häuser. Dort stellte er sich auf und schaute sinnend gen Abend auf das Gewirre der dunklen Berge und Felsschluchten.

Auch auf der andern Seite, gen Morgen, blickten ein Paar Augen hinab auf die Morgenschöne der lachenden Landschaft. Aber über diesen Augen sah man eine gefaltete Stirn, die nicht einmal der Anblick der getreuen Stadt Eisenach glätten konnte.

Hermann, der Landgraf, stand düster an einem der gedoppelten Fenster seines Gemaches und schrieb mit dem Zeigefinger mechanisch die Zahl des herrschenden Jahres 1207 in die Feuchte des

Fensterglases. Lange verweilte der Fürst in trüben Gedanken verloren unter den nicht beachteten Strahlen der Morgensonne. Dann pochte er. Der Jungherr von Beichlingen trat ein und frug nach des Landgrafen Begehr.

„Baden!“ war die kurze Antwort.

Bald darauf erschien ein Diener, geleitete den Fürsten in die schöne, säulengeschmückte Badehalle und entkleidete ihn. —

Eine halbe Stunde war verstrichen. Das Bad mochte erfrischend und neubelebend gewirkt haben; um die achte Stunde saß der Landgraf in wohlgemuther Stimmung beim Frühmahle. Wohlgemuth war sein Geist, denn neben ihm saß der herzugerufene Herr Wolfram von Eschenbach und sagte ihm Manches an aus seiner Gedanken-Tiefe. Aber auch der Leib ergötzte sich; dem Schulterstück vom Wildschwein und den gebratenen Vögeln wurde von Beiden wacker zugesprochen, Wein nur mäßig genossen.

Niemand durfte heute den Fürsten während des Mahles stören; daher denn auch sein zweites Gemahl Sophia, des Bayernherzogs Tochter, mit ihren edlen Jungfrauen in ihrer Kemenate verblieb. Hier hatte die Morgensonne frohe Gesichter gemacht. Hier war es auch, wo sie ein buntes, freundliches Leben belauschen konnte.

Die Landgräfin, sonst in edlem Stolze hochaufgerichtet und sparsam mit Worten, war heute redselig und munterer denn je. Zu ihren Füßen spielten zween ihrer Söhnlein, Ludwig und Hermann, auf dem Teppich, der den Estrich des Fußbodens bedeckte. Brunhild von Altenfels hütete sie, verhielt sich aber schweigend. Vor Kurzem erst hatte sie ihres Vaters einsame Burg Altenfels an der Schlucht des Schwalmwassers verlassen und war des Hofbrauches noch nicht inne.

Zwei andere edle Jungfrauen, Gertrude von Schwarzburg und Roswitha von Helderungen, schnitten ärmellose Ueberkleider zurecht für Walther und Wolfram. Es war ein kostbarer Seidenstoff von Almeria. Das wollte die Fürstin so haben, denn sie

hatte gesagt, daß der Sänger schöne Lieder auch aus schön bekleideter Brust quellen sollten.

Das Sticken der Borte wollte die Landgräfin übernehmen. Vorher mußten die Seiden- und Goldfäden aufgewickelt werden. Hierzu half ihr ein Edelknabe. Der gab sich viel Mühe, die Strähne nicht zu locker noch zu fest zu halten.

Er war erst 14 Jahre alt und doch hatte er fast die Größe eines Jünglings von 16 bis 17 Sommern. Als er eingetreten war, blickten die vier edlen Frauen voll Huld und sichtlichem Wohlgefallen auf ihn. Sein schönes, von blonden Locken umrahmtes Antlitz zeigte ein wunderlich Gemisch von Vornehmheit, Ergebenheit und kindlichem Uebermuth, der nur durch des Hofmeisters Gebot, die Frauen hoch zu ehren, zurückgehalten wurde.

Aber Frauen sehen auch gern auf schönes Gewand. Der große Knabe trug auf den wohlgeformten Beinen eine prall anliegende Hose von schneeweißer Wolle, auf dem Oberkörper ein bis unter die Hüften reichendes himmelblaues Kleid. Der viereckige, bis an die Achseln reichende Ausschnitt war ringsum an Stelle der Silberborte mit weißem Schwanenflaum besetzt. Aus ihm schauten der jugendfrische Hals und dessen weite Umgebung bloß und rosig angehaucht hervor.

Die Helderungen feierte nicht kleinen Triumph; *sie* hatte des Knaben Kleid zugeschnitten und genäht. Darum sagte sie, als sich der Knabe nach der Kniebeuge vor der Landgräfin wieder erhoben:

„Herrin! Euch war heut bang, daß ich den Stoff zu Herrn Wolfram's Gewand verschneiden würde. Schaut auf Rudolf's Kleid! das habe ich ganz allein gemacht.“

Dabei strich sie den Schwanenflaum glatt und zupfte an der Unterkante des Kleides, daß es weniger Falten werfe.

„Du hast es gut gemacht, Roswitha!“ sagte die Fürstin; „doch noch nicht unübertrefflich. Sieh'! hier an der Brust lugt ein überflüssig Stücklein Borte hervor.“

„Mit Verlaub, Herrin! ich hatte es eilig gehabt mit dem Kleide,“ sagte die Maid und schnitt mit der Scheere das Hervorragende ab. Weil sie nun aber wußte, daß Rudolf gern schon wie ein junger Mann behandelt sein wollte und sie sich ein Stück Spaß versprach, wenn sie deß nicht achtete, so streichelte sie seinen Hals und Nacken und sagte schalkhaft zur Landgräfin: „So weich und zart wie ein Mädchen.“

Darob ward der schöne Knabe zornig. Er ließ die Strähne fallen und ballte die Fäuste an den herabhangenden Armen. „Ich will aber nicht weich und zart sein wie ein Mädchen!“ rief er fußstampfend. „Ich will fest und hart sein und ein tapferer Mann werden.“

Anfänglich lächelte die Fürstin und schaute mit Behagen in die aufblitzenden dunkelblauen Augen Rudolf's. Dann aber nahm sie eine ernste Miene an und sagte verweisend: „Ich mag es gerne leiden, wenn Knaben feurig sind und voll Muth. Doch darfst du nicht der guten Sitte vergessen und vor Frauen aufbrausen; am wenigsten vor deiner Herrin.“

Auf solche Rede ward Rudolf dunkelroth. Beschämt hob er die fallen gelassenen Strähne vom Teppich auf und wartete stillschweigend seines Amtes wie vorher.

Das kleine Ereigniß konnte keinen Mißton in die Unterhaltung bringen; war doch Rudolf der Sohn des Edlen Walther von Vargula, und dieser stand als des Landgrafen Schenk und Kriegsoberster in hohem Ansehen, wie auch in großer Gunst bei den Frauen.

Munter floß die Rede fort. Gertrude von Schwarzburg hätte sie gern auf das Wettsingen im Frühjahr gebracht. Die Landgräfin aber beugte einem weiteren Eingehen vor und sagte: „Laß das heute, Gertrude! Ich hab' das herbe Ende jener Zeit noch nicht überwunden. Wolfram und Walther mögen es uns Abends am Kamin vergessen machen. Solch Gespräch paßt auch

nicht zum Kleidmachen. Sehet zu, daß die Stücke an der Halsborte gut gerathen."

Brunhild heftete ihre dunklen Augen auf Rudolf und verhielt sich schweigend. Gertrude legte Scheere und Nadelbüchse auf die Seite, prüfte das Gewand der Länge und der Quer und setzte darauf die Unterhaltung fort.

„Herr Walther scheint unfroh zu sein, daß er hier oben nur Spatzen zum Füttern vorfindet."

Die Helderungen unterbrach sie und sagte lächelnd: „Auch hat er dem Koche heimlich die Weisung gegeben, in Zukunft die Bratenschnitten dicker*) zu machen."

„Das kann ihm gewährt werden," fügte die Landgräfin lächelnd hinzu und wickelte den letzten Rest der Fäden auf den Seidenknaul. Dann wendete sie sich an Rudolf. „Blau und Silberweiß sind die Farben der Vargula. Gern habe ich dir gestattet, dich danach zu kleiden; es gefällt mir. So du aber nächstes Jahr in den Dienst des Herrn, meines Gemahles, trittst, mußt du zum weißen Beinkleid ein scharlachroth Gewand tragen. Dafür werde ich sorgen. Geh jetzt, Knabe! nimm Abschied von deinem Vater; er will heute nach seinem Schlosse Vargula reiten."

Kaum hatte Rudolf diese Kunde vernommen, als er in der Hoffnung, mitreiten zu dürfen, voll innern Jubels davon rannte. An der Thür des Zimmers schien er sich aber zu besinnen. Er kehrte wieder um, ließ sich vorschriftgemäß vor der Fürstin auf ein Knie nieder und verließ mit anständigem Schritte die Kemenate. Er sah nicht, wie die Landgräfin ob seiner Hast unwillig mit dem Kopfe geschüttelt hatte. Die Helderungen aber bemerkte es, ging dem Knaben nach und sagte ihm im Vorgemach: „Rudolf! lerne mit allem Fleiß die Sitten des Hofes besser; du verscherzest dir sonst die Gunst der Herrin." Darauf faßte sie mit ihren

---

*) XVII. S. 115. „Der Fürsten Braten".

Händen seine blühenden Wangen und gab ihm einen Kuß auf die Stirn.

Rudolf mußte es dulden; vor Frauen soll man artig sein. Draußen aber wischte er ärgerlich den Kuß von der Stirn ab. Er wollte keinen haben; es sei denn vom Munde des Vaters, oder von den kirschrothen Lippen seines Schwesterchens, der fünfjährigen Lukardis.*)

Da, wo jetzt die Dirnitz prangt, stand ehedem die Burgkapelle. Zwischen ihr und dem Bergfried befand sich die Halle der inneren Thore, welche die Hofburg von der Vorburg scheiden. Rudolf wurde ungeduldig, als man ihm nicht schnell genug öffnete.

„Gemach, Jungherr!“ rief ihm der Wächter zu; „solch große Thore sind nicht so leicht wie du.“

Nun stürmte Rudolf mit weiten Sprüngen dem Pferdestall zu, meinend, den Vater dort zu treffen. Er fand ihn nicht. Auch im Ritterhause erblickte er keine Spur; alle Fragen wurden mit Achselzucken beantwortet. Es blieb ihm nichts Anderes übrig, als an einem Fenster der väterlichen Wohnung im Ritterhause zu wachen, bis der Vater kam.

Während seines Lauerns trat der Schenk von Vargula mit Walther aus dem Palas.

„Ich habe Urlaub vom Herrn, und mich von der Landgräfin verabschiedet,“ sagte der Schenk. „Nach Vargula will ich reiten, den Vogt aufzurütteln. Reitet mit, Herr Walther! Ihr macht mir eine große Freude.“

„Hätt' nicht übel Lust dazu,“ versetzte der Sänger. „Gern möcht' ich einmal durch Wald und Flur streifen. Doch müßt' ich zuvor oben fragen —“

„Ist schon geschehen, Meister! — Als ich den Herrn um drei Tage Urlaub anging, erbat ich gleiche Zeit für Euch. Ihr müßt mir's nicht verübeln; ich habe ja sonst gar nichts von Euch.“

---

*) I.

„Nun? Und der Landgraf?“ frug Walther.

„Der wollt' Anfangs nicht gleich daran. Aber er saß mit Wolfram wohlgemuth noch beim Frühmahle und mocht' wohl merken, daß es mir um Euch groß Begehr war. Darum sagte er huldreich: So wollen also beide Walther fort? Nun, in Gottes Namen! haltet Einkehr in Vargula und seid zum Samstag zurück. Aber Schenk! du haftest mir mit deinem Kopfe dafür, daß Meister Walther heiler Haut wiederkommt.“

„Unnöthige Sorge!“ sagte der Sänger, an sein Schwert greifend. „Wie aber stand's mit Wolfram?“

„Der soll dem Herrn viel vom Parcival erzählen. ‚Der Eschenbacher bleibt hier!‘ setzte der Fürst hinzu und winkte freundlich mit der Hand.“

Beide begaben sich zum Marstall; zwei edle Pferde standen schon bereit. Vargula hatte für Alles gesorgt, selbst für eine Brünne. Walther mußte das mit schützenden Eisenringen bedeckte Lederkoller anziehen.

„Wozu die Brünne?“ frug Walther.

„'s ist besser so,“ sagte der Schenk. „Der Nassekanne und Grop hausen mit Lämmerschling und Höllensack und anderem Raubgesindel um Eisenach herum. Wenn wir auf sie stoßen, wollen wir sie zusammenhauen wie räudige Hunde.“ —

Im Hofe der Vorburg stiegen zwei gewappnete Knappen zu Pferde und hielten vor dem Ritterhause. Rudolf sah es und rief von oben herunter: „Ihr Knechte! wohin wollt Ihr reiten?“

„Mit deinem Vater nach Vargula,“ war die Antwort.

Voll Spannung blickte der Knabe nach dem Thore am Bergfried. Es öffnete sich. Der Vater und Walther kamen auf ihren munter tänzelnden Rossen herbei. Großes Begehr macht erfinderisch. Wie ein Wiesel lief Rudolf in das Nebengemach, wo die kaum siebzehnjährige Hildegunde der kleinen Lukardis wartete. Eilig rief er ihr zu: „Komm schnell, Hildegunde, und bring' Lukardis mit!“

Bald darauf standen alle Drei vor der Thür des Ritterhauses. Ein Fußpfad befindet sich dort, etwas höher gelegen als der abfallende Weg zum Ausfallsthore. Rudolf hatte Hildegunden das Schwesterchen abgenommen und trug dieses auf dem Arme. Als Vargula seiner Kinder ansichtig wurde, ritt er mit Walther an die Stelle, wo sie standen. Da rief der Knabe lebhaft: „Vater, nehmt mich mit zu reiten nach Vargula!“ Dann flüsterte er dem Schwesterchen in's Ohr: ‚Mach' bitte bitte‘.

Und die Kleine klatschte ihre Händchen zusammen und sagte wortgetreu: „Mach' bitte bitte!“

Strahlend vor Freude hob Vargula sein Töchterchen zu sich auf's Pferd und küßte den kleinen rothen Mund. Zugleich brach er aber in ein kurzes, herzliches Gelächter aus. „Ich durchschaue ihn,“ sagte er halblaut zu Walther. „Er will mich durch Lukardis kirren, daß ich sein Begehr erfülle.“

Darauf gab er sein Kind Hildegunden auf den Arm und sagte in mildem Ernste: „Nein, Rudolf, du bleibst da!“

Hiergegen galt keine Widerrede. Es gab gar strenge Zucht zu selber Zeit.

Walther, der Sänger, schaute mit innigem Wohlbehagen auf die jugendliche, bunte Gruppe. Rudolf, sein Liebling, trug noch das himmelblaue Kleid; das Rosa von Lukardis' Röckchen hob sich lebhaft von dem weißen Linnengewande Hildegundes ab und diese selbst — — Walther wußte nicht, wie ihm wurde. So nahe und genau hatte er die wonnige Maid noch nicht betrachtet. Einer eben aufgeblühten Rosenknospe gleich stand sie vor ihm und übte mit dem Aufschlag ihrer Augen solchen Zauber auf ihn aus, daß er seinen Blick tief darein versenkte. Hildegunde sah es, ohne zu erröthen. Sie lächelte wie ein Kind und hob Lukardis ein wenig zu ihm empor. Zwei neckische Grübchen zeigten sich in Hildegundes Wangen. Da wurde der Sänger der Minne roth und schlug die Augen nieder. Unterdeß knarrten die Thore und die Zugbrücke rasselte hernieder.

Vargula reichte seinen Kindern die Hand und mahnte den trübgestimmten Sohn:

„Ich hab' wohl gehört, daß du die Sitten des Hofes und guter Erziehung noch nicht voll inne hast. Geh zum Hofmeister! der soll sie deinem Gedächtnisse festmachen."

Eine ältere Frau trat aus dem Hause. Ihr rief er zu: „Jutte, du Getreue! ich weiß, daß Lukardis bei dir in guter Hut ist!" Jutte verbeugte sich.

Mit freundlichem Nicken wandte sich Vargula, befahl den Knappen zu folgen und ritt mit Walther davon. Der aber drehte sich am Thore auf dem Pferde um und blickte nochmals zurück. Hildegunde nahm Lukardis' Aermchen und winkte ihm hiermit den Abschiedsgruß.

Wieder rasselte die Zugbrücke; die beiden Thore knarrten und es blieb Alles verschlossen wie zuvor.

Rudolf ging hinauf in's Obergestock des Ritterhauses und schaute aus einem gen Mitternacht gelegenen Fenster den Reitern sehnsüchtig nach. Als er das Wohngemach wieder betrat, glänzten einige Thränen in seinen Augen. Hildegunde sah es. Freundlich legte sie die Hand auf seine Achsel und frug mitleidig: „Jungherr Rudolf! seid Ihr traurig?"

Das mißbehagte dem Gefragten. Hildegunde war das verwaiste Kind eines zu Grunde gegangenen niederen Ritters, nicht aus edlem Blut. Halb Dienerin, halb familienangehörig, sollte die in das Vargula'sche Haus Aufgenommene für Lukardis eine Gespielin und Helferin sein. Auch war sie ein Mädchen, und Mädchen mochte Rudolf nicht leiden. Deßhalb antwortete er trotzig: „Ich bin nicht traurig!" und ging zu seinem Hofmeister, wie ihm befohlen war.

Hildegunde erröthete; aber ihre Blicke hafteten auf ihm so lange, bis die Thür geschlossen war. Und das dicke Holz schien durchsichtig zu sein; kein Auge wandte sie von ihm ab. Warum sie den schönen großen Knaben so gern anschaute, wußte sie nicht.

Ein Weilchen sah sie still vor sich hin; darauf spielte sie mit Lukardis Ball und lachte so herzlich mit dem Kinde, als sei sie seines Gleichen.

Es gab einen großen Gegensatz in den Beschäftigungen der Beiden. Hier frohes Kinderspiel, dort das Erlernen genauer Vorschriften für gesittetes Verhalten in Rede und Haltung. Der Hofmeister war von diesen auf die Tischzuchten zu sprechen gekommen.

„Die mußt du dir besonders einprägen,“ sagte der Lehrende; „denn an ihnen erkennt man alsbald, ob Wer anständiger Leute Kind ist, oder nicht. Schon nächstes Jahr, wenn du beim Landgrafen Dienst hast, mußt du alle Regeln voll inne haben. — Sag' an: Was thut man vor dem Essen zuerst?“

„Die Nägel abschneiden,“ antwortete Rudolf.

„Darauf muß immer gehalten werden. Ich meine aber, was sagt man vor dem Essen?“

„Segne es Jesus Christus.“

„Wohl! das ist ein Hauptstück; es gilt für Alles, was du an Gutem unternimmst. Wie soll man sich während des Mahles verhalten?“

„Das weiß ich Alles schon!“ erwiederte Rudolf mißmuthig.

„Nun, so sag's an.“

Und der Knabe begann ohne Unterbrechung die wichtigen Vorschriften herzuleiern.

„Man soll am Tische nicht den Gürtel vom Bauche schnallen, das Brot beim Schneiden nicht an die Brust stemmen und nicht den Finger auf die Klinge legen und soll auch nicht mit dem Finger in Senf, Salz und die Schüssel stoßen, sondern —“

„Sondern? — Sieh' du stockst!“

„Sondern die Speise mit einer Brotkruste oder einem Löffel herausholen und die Brotkruste soll man nicht mit dem Munde ausbeißen, sondern mit dem Messer zuschneiden — man soll nicht

aus der Schüssel trinken, das Brot nicht abbeißen und wieder in die Schüssel tauchen, auch sollen Zwei nicht einen Löffel brauchen. Man soll nicht sprechen und trinken, eh' man die Speisen verschluckt hat — —"

„Nun? welche Zuchten dienen beim Trinken?"

„Man soll nicht schmatzen und nicht rülpsen —"

„Das ist überhaupt zu meiden. Aber gerad beim Trinken?"

„Vor dem Trinken soll man den Mund wischen und beim Trinken nicht über den Becher sehen und — und — und nicht zahnstochern —"

„Und wie ist das sonstige Verhalten bei Tische?"

„Man soll nicht krumm sitzen und sich nicht in das Tischtuch schnäuzen und sich nicht auf die Ellenbogen aufstützen und man soll beim Halten der Schüsseln das Gewand über die Hand decken."

„Das geht bei dir alles bunt durcheinander! du mußt mehr Ordnung in die Regeln bringen und das Zusammengehörige einen. — Wollen's für heut genug sein lassen. Nun geh' und übe dich im Schreiben."

Der Hofmeister verließ das Gemach. Rudolf nahm sein Täfelchen aus festem Wachse zur Hand. Im Schreiben hatte er es weit gebracht. So schrieb er denn in das Wachs ein Liedlein Walther's von der Vogelweide. Er legte des Sängers Pergament neben sich; darauf stand ein Morgengebet,*) also anfangend:

Mit Segen laß mich heut' erstehn,
Herr Gott, in Deiner Obhut gehn,
Und reiten, wo hinaus mein Fuß sich kehre —

Bis hierher hatte er geschrieben. Aber das Wachs behagte ihm nicht; er wollt' gern Pergament haben wie Walther. Das war sehr theuer und mußte aus Erfurt, der Stadt, weit hergeholt

*) XVII. S. 108.

werden. Auch blieb sein Blick auf der dritten Strophe hangen: „Und reiten, wo hinaus mein Fuß sich kehre“. Da gedachte er des Vaters, wie der mit Walther auf Langensalza und Tennstädt zuritt, in deren Mitte das Stammschloß Vargula an der Unstrut prangt. Und draußen war's so schön! — — Weg mit dem Griffel! Hinaus in's Freie zum Speerewerfen und Bogenschießen! —

Unten in der Flur des Erdgeschosses traf Rudolf auf einen jungen Knappen seines Vaters. Hans Sigert stammte aus dem Dörflein Lengefeld, nahe der mächtigen Veste Rudelsburg. Sein Vater war aber Höriger des Schenken von Vargula geworden und mit diesem auch Hans.

Der zählte an 4 oder 5 Jahre mehr als Rudolf, war schon männlicher herausgewachsen, aber nicht viel größer. Mit kräftigen Armen drückte er ein Bogenholz zusammen, um eine neue Sehne einzulegen. Rudolf unterbrach ihn in der Arbeit.

„Komm mit, Hans! wir wollen Speere werfen. Kannst auch deinen neuen Bogen proben.“

Während er diesen mit sachverständiger Miene beschaute, sagte Sigert: „Wir zwei? Das giebt Ritter Heylingen nicht zu.“

„Ich springe gleich zu ihm hin!“ —

Verld von Heylingen leitete die Anfänge der kriegerischen Uebungen und war gern unter der munteren Schaar der Knaben und Jünglinge auf der Wartburg. Heut aber zeigte er sich unlustig.

„Ich kann nicht zween von Euch allein üben,“ sagte der Ritter zu Rudolf; „warte bis Samstag! da kommt Ihr alle dran.“

Als aber der stürmische Knabe mit dem Worte „Bitte!“ seine Hand faßte und ihn offen ansah, da sagte der von Heylingen zu sich selbst: ‚Man vermag nicht, ihm zu widerstehen‘.

„Es sei!“ setzte er laut hinzu. „Aber nicht zu oft; ich hab' noch Anderes zu thun, als Euch zwei Buben zu tummeln.“ Dabei schlug er ihm mit der flachen Hand auf den bloßen Nacken — etwas weit mehr kräftig als am Morgen die Helderungen —

und sagte: „Im Kleide des Dienstes kommst du mir nicht. Geh'! und zieh schnell dein Koller an."

Das war bald gemacht, die kostbare Kleidung mit einer einfachen und dauerhaften vertauscht.

Draußen vor dem Thore befand sich ein länglicher Platz, weit tiefer als der Burghof. Manch Reisender erquickt sich heut zu Tage dort durch die wonnige Aussicht und guten Trunk aus dem Schankhause. Dort sollte jetzt das Speerwerfen geübt werden.

Während der Vorbereitungen hierzu hatte Jutte die Wartung der kleinen Lukardis übernommen. Sie pflegte des Kindes allsotreu wie einst die edle Mutter, die seit nahe 5 Jahren selig droben weilte, mit den himmlischen Heerschaaren den Herrn aller Herren anzusingen und zu preisen. Hildegunden hieß die Alte nähen, oder zu den Mägden im Palas gehn, oder sonst was schaffen. Als aber die Maid den Ritter mit Rudolf und Sigert zum Thore hinausgehen sah, folgte sie ihnen nach.

Keine edle Frau durfte außerhalb der Burg allein wandeln, die Sitte verlangte stete Begleitung von Dienerinnen. Aber Hildegunde galt nicht als Edle. So ließ man sie durch und ruhig den Anderen folgen. Sie langte am Platze an, als das Lanzenschleudern schon im vollen Gange war. Ein noch nicht entlaubter Busch entzog sie den Blicken der Drei. Von dort aus schaute sie mit Vergnügen zu. Sigert, der junge Knappe, hatte dreimal den ausgesteckten Zielpfahl getroffen, daß die Splitter flogen; Rudolf dreimal nur gestreift. Darob ward er immer eifriger; er wollte hinter dem Hans nicht zurückstehen.

„Rudolf! du bist zu jach und hitzig!" rief der Ritter mit rauher Stimme. „Kaltes Blut, Knabe! sonst triffst du im Leben nichts!"

Der Uebereifrige nahm sich zusammen; es ging besser. Die Zahl der Treffer mehrte sich. Doch mit der Zeit wurde es dem Berld von Heylingen langweilig.

„Werft fort!“ rief er den Knaben zu; „in einer Stunde laß ich Euch rufen. Die Zugbrücke bleibt so lang wegbar.“

Darauf ging er zurück in die Burg.

Die jugendlichen Kämpfer übten weiter. Hildegunde's Augen blitzten freudig auf, sobald Rudolf den Pfahl getroffen, wennschon ihm Sigert überlegen war. Sie verließ ihr Versteck und trat hervor, das Wettwerfen besser zu beschauen. Rudolf bemerkte sie. Ihre Nähe störte ihn; es sollte kein Mädchen sehen, daß er hin und wieder daneben warf. Darum rief er ihr barsch zu:

„Hildegunde, du störst mich! geh von hinnen!“ Darauf wandte sich das Mädchen betrübt, ging langsam den Berg hinab und suchte würzige Kräuter; die sollten die Wäsche in der Truhe durchduften.

Es war geraume Zeit verstrichen und die Sonne stand nicht mehr hoch am Himmel. Die erhitzten Speerwerfer ruhten eine Weile. Da war es, als erklänge von Ferne ein lauter Schrei. Beide stutzten. Es erfolgte noch ein Schrei, nicht so laut als der erste.

„Das ist Hildegunde!“ rief Rudolf betroffen. „Komm, Hans! nimm Bogen und Speere, wir wollen ihr nacheilen!“

In schnellstem Laufschritte rannten Beide den Berg hinab in der Richtung, woher der Schrei erschallte. Sie lugten nach allen Seiten hin, verließen abwechselnd den Weg und strichen durch den Wald auf der Berglehne zur Linken. Plötzlich blieb Sigert wie starr stehen.

„Seht, Jungherr!“ flüsterte er; „dort neben der großen Buche stehen zwei Männer; ihre nackten Beine leuchten aus dem Gebüsch.“

Rudolf sah gespannt nach der Buche. Seine scharfen Augen erblickten daneben einen Menschen in hellem Kleide, zu Boden gestreckt.

„Gott und alle Heiligen!“ sprach er, fast zu laut. „Das

ist Raubgesindel! und am Boden liegt Hildegunde. Schnell, schnell, Hans! wir müssen sie befreien!"

„Wir zwei Knaben?" entgegnete Hans bedenklich.

Aber Rudolf war mit geschwungenem Speere schon fort, also, daß Sigert eilen mußte, ihm auf dem Fuße nachzufolgen. Jetzt waren sie nur noch um Speerschußweite von den Räubern entfernt. Am Kleide des am Boden liegenden Opfers erkannten sie Hildegunden.

Mit feurigen Blicken flüsterte Rudolf seinem Begleiter zu: „Schieß einen Pfeil auf den links, ich werfe den leichteren Speer nach dem Andern. Und dann schrei mit mir alle Knappennamen, die es auf der Burg giebt."

Die Räuber schienen mit einander zu unterhandeln. Da traf Sigerts scharfer Pfeil den Einen wohlgezielt zwischen den Schulterblättern, Rudolf's Speer streifte den Andern.

„Hurta, hurta!" schrien die Muthigen. „Eisenhardt, Kunz, Ullrich! kommt herbei! haut die Hunde zusammen!"

Der Wurf der Waffen und das jugendliche Kriegsgeschrei geschah zu gleicher Zeit. Dabei stürmten die Kecken auf den an Kräften weit überlegenen Feind los, Sigert mit einem zweiten Pfeile auf dem Bogen, Rudolf mit erhobenem zweiten Speere.

Die Räuber hielten sich für überfallen und umzingelt. Der Eine schüttelte den schmerzenden Pfeil vom Rücken und Beide flohen in rasender Eile davon, ohne sich umzusehen. Sigert sandte ihnen noch zwei Pfeile nach; sie trafen nicht, aber das Gesindel konnte glauben, sie kämen von einer überlegenen Zahl Bogenschützen.

„Jetzt schnell Hildegunden aufgerafft!" sagte Rudolf und beugte sich über die Bewußtlose.

„Die kommen heute nicht wieder!" rief Sigert hohnlachend. „Feiges Lumpengesindel ist's. Ich hab' den Einen an seinen geäzten Fratzen auf den Beinen wohl erkannt. Es war Nassekanne. — Jungherr! Die neue Sehne ist gut."

Dennoch beeilten sich die Retter mit Hildegunde's Bergung. Es war ein gewagtes Stück.

Dem bewußtlosen Mädchen waren die Hände auf dem Rücken geknebelt; den Mund hatten die Unmenschen mit einem abgerissenen Stück von Hildegunde's Kleid fest zugebunden. Ringsumher lagen Fetzen davon. Sigert's Messer durchschnitt schnell die Fesseln an Händen und Mund. In die Maid schien Leben zu kommen; aber die Augen blieben geschlossen. Es mochte ein verzweifelter Kampf stattgefunden haben; die vielen Fußstapfen der Männer und Hildegunde's auf dem weichen Boden bezeugten es; ebenso große abgerissene Theile von des Mädchens Kleid. Kaum ein Stücklein war hier unversehrt geblieben. Rasch zog Rudolf seinen wollenen Ueberwurf aus und legte ihn um ihre entblößten jungen Schultern, damit sie nicht frieren solle. Er hielt Hildegunden an Rücken und Kopf; Sigert trug den Unterkörper und nun ging es eilig, soweit das Steigen es zuließ, hinauf zur Burg. Mitleidig blickte Rudolf auf die Spuren der rohen festen Fingergriffe auf den weißen Armen der Gequälten. Braun und blau gefleckt waren sie; auf den Achseln und unter dem Halse zeigten sich auf der weißen Haut blutrothe Ritze von Fingernägeln.

Noch fehlte ein ansehnlich Stück bis zum ersten Burgthor. Die Sonne war schon niedergegangen und nur die zurückgelassene Helle des Himmelszeltes leuchtete ein wenig.

Da kam Heylingen mit 2 Knappen herab ihnen entgegen. Im ersten Augenblicke, als er ihrer gewahr ward, schwang er eine zur Züchtigung mitgebrachte starke Gerte und schrie die Langausbleibenden mit Donnerworten an. Bald aber verstummte er, nachdem er staunend das Ereigniß vernommen. Hildegunde ward einstweilen sanft niedergelegt. Heylingen sah Rudolf und Sigert warm an.

„Hand her!" rief er und schüttelte herzhaft Jedem die Rechte.

Da wuchsen die Beiden und wurden roth vor Freuden; denn nur ein Wackerer und Ebenbürtiger erhielt den Händedruck von einem Edlen.

„Ihr werdet es Euch nicht nehmen lassen, die Maid in die Burg zu schaffen," fuhr Heylingen fort, „die findet Ihr offen." Dann wandte er sich an die Knappen: „Und Ihr kommt mit mir. Wenigstens einen Versuch will ich machen, des Gesindels habhaft zu werden."

Er verschwand in der von Sigert angegebenen Richtung in das Gehölz.

Theilnahmvoll blickte oben die Burgwache auf das blasse Mädchen. Jutte war außer sich. Wie eine Mutter nahm sie Hildegunden in die Arme und legte sie auf ihr Bett. „Geht in's Wohngemach," flüsterte sie den jungen Rettern zu, „dort sollt Ihr ein tüchtiges Mahl haben. Jetzt will ich mich um die Maid kümmern."

Hildegunde hatte auf dem Lager das volle Bewußtsein wieder erlangt. Jutte gab ihr Kräuterthee; der stärkte sie also, daß sie der Alten Alles erzählen konnte bis dahin, wo ihr die Sinne geschwunden waren. Dann entkleidete Jutte die Maid und hängte die Ueberbleibsel des Gewandes auf eine Stange. Das war so Brauch der Zeit. Jedermann, Alt und Jung, männlich und weiblich, ging nackt zu Bett und schonte das Gewand.

Im Wohngemache saßen die beiden Hungrigen am eichenen Tische vor Speise und Trank. Sigert wartete, bis der Jungherr zulangte. Der aber faltete seine Hände, blickte nach oben und sagte andächtig: „Segne es Jesus Christus!" Darauf hieben sie wacker ein und aßen sich satt; es wurde aber kein Wort zwischen Beiden gewechselt. Erst als Sigert fortging, faßte Rudolf des Knappen Hand und sagte: „Hans! — Wir wollen zeitlebens beisammen bleiben."

In der Burg hatte das ewig rege Leben aufgehört. Man stand bei Morgengrauen auf und legte sich zeitig zu Bett. Auch Rudolf suchte sein Lager auf. Ehe er sich niederlegte, schlich er leise zur Jutte und frug nach Hildegunde.

„Sie hat sich wieder erholt,“ sagte sie. „Das arme Kind! Alles hat sie mir erzählt. Als du sie vom Platze draußen fortgewiesen, ist sie betrübt den Berg hinab gegangen, Kräuter zu sammeln. Schritt für Schritt, ohne die immer weiter werdende Entfernung zu merken, ist sie an eine Stelle gekommen, wo ein Felsblock den Weg biegt. Dort sind zwei Männer hervorgesprungen. Der eine hielt ihr den Mund zu; Beide trugen sie in das Gehölz. Hier hörte sie, wie die Lumpe sagten: „Hei! das ist ein sauberer Fang! eine edle Frau von der Burg! das wird ein fettes Lösegeld geben!“ Hildegunde aber hat sich gewehrt nach allen Kräften. Als sie Luft bekam, aufzuschreien, riß man ihr das obere Kleid ab zum Mundverbinden. Da hat die Maid wacker gerungen, gekratzt und gebissen und den Räubern viel zu schaffen gemacht lange Zeit, bis sie unterlag. Die Räuber knebelten sie und legten sie nieder. Sie hörte noch, wie der Eine athemlos sagte: „Du Katze! — Dich wollen wir schon kriegen!“ Darauf sagte er zu dem Andern: „Grop, der Ueberwurf soll mir eine schöne Hose geben.“ Und Grop trat zu der armen Maid und hat wohl auch wollen für sich Kleidstoff nehmen. Er zerrte ihr am Gewande. Als er aber fand, daß fast Alles vom Oberkleide in Fetzen herabhing, gab er ihr einen Fußtritt und sagte: „Es lohnt sich nit. Der Balg hat nichts Ganzes mehr auf dem Leibe.“ Von da an ward sie bewußtlos. Der Schreck und die Schmerzen an den geknebelten Armen nahmen ihr die Sinne.“

Rudolf hatte mit gesenktem Haupte zugehört. „Gute Nacht, Jutte!“ sagte er und legte sich schlafen. Aber es kam kein Schlaf in seine Augen.

Um Mitternacht verließ er sein Lager, nahm die noch brennende Zinnlampe und schlich sich leise in Hildegunde's Kammer. Dort saß Jutte am Bette der Maid und wachte.

„Rudolf!“ flüsterte sie dem Knaben zu; „es ziemt sich nicht, in der Mägde Kammern zu schleichen. Geh zur Ruh.“

„Laß mich, Jutte!“ gab Rudolf leise zurück. Er kniete vor Hildegunde's Bett und wollte beten, begann aber bitterlich zu weinen, also, daß auch Jutte ihre Thränen laufen ließ. Als diese dann ihm sagte: „Du wirst laut. Sieh zu, daß sie nicht erwache,“ da erhob er sich, gab der Maid einen sanften Kuß auf die Wange und verließ die Kammer mit den Worten: „Jutte! sag' Hildegunden und Niemandem nicht, daß ich geweint habe und sie geküßt. — — Gott erhalte Dich!“

„Gott vergelt' Euren Gruß!“ gab die Jutte zur Antwort und machte hinter Rudolf leise die Thür zu. Der aber suchte seine Ruhestätte auf, entkleidete sich und löschte das Licht. Am nächtlichen Himmel glänzte die unzählbare Schaar der Sterne. Er blickte zu ihnen hinauf und gedachte ihres Schöpfers; gedachte auch Hildegunde's gleichwie einer Schwester. Da bewegten sich seine Lippen und sprachen leise den Rest von Walther's gelerntem Liedlein, das er am Morgen zu schreiben begonnen:

Herr Christ, laß an mir sichtbar sein
Die große Kraft der Güte Dein
Und schütze mich um Deiner Mutter Ehre.
  Wie ihrer Gottes Engel pflag
Und Dein, der in der Krippe lag,
Jung als Mensch und alt als Gott,
Demüthig vor dem Esel und dem Rinde:
Und dennoch schon in fester Hut
Hielt Joseph sie und Dich so gut,
Wohl mit Treuen sonder Spott:
So schütz' auch mich, daß man gehorsam finde
Mich Deinem göttlichen Gebot.

Darauf schlief er sanft ein. Todtenstille herrschte in der Burg; nur das Hin- und Hergehen der Wachen bildete das einzige Geräusch. Und auch der halbe Mond wachte. Er lugte auf die schönen Gestaltsformen des schlafenden Knaben und konnte in dessen Antlitz den Zug selig frohen Friedens sehen.

Zweites Kapitel.

Am fürstlichen Hofe des Landgrafen Hermann gab es jeder Zeit ein reges Leben wie bei einem Taubenschlage. Vornehme Gäste, wandernde Sänger und Ritter kamen und gingen. Köche, Knappen und Edelknaben hatten unter der Leitung des Truchseß, des Schenken und Marschalks viel zu thun. Kaum eine Minute verstrich, in welcher beide Burghöfe nicht belebt gewesen wären.

Am Tage nach dem versuchten Raube Hildegunde's herrschte ein noch viel größerer Verkehr; es konnte kaum geräuschvoller hergehen. Andreas, der Ungarkönig, hatte eine glänzende Botschaft gen Thüringen gesandt, dem Landgrafen die Geburt seines Töchterchens anzuzeigen; Elisabeth ward's genannt. Da galt es, reichliches Botenbrot zu vertheilen. Die Edlen der Gesandtschaft erhielten kostbare Gewänder und Waffen, deren Knappen Kleider und Geld; Alle wurden untergebracht und fürstlich bewirthet. Wolfram von Eschenbach zog sich zurück; das geräuschvolle Treiben war ihm zuwider.

Einen zweiten Grund hierzu bildete des Landgrafen Befehl zur Entsendung einer großen Zahl Bewaffneter, welche dem Raubgesindel in verschiedenen Gegenden aufspüren und es niedermetzeln sollten. Halb Eisenach ward hierzu aufgeboten. Der Fürst war nach Heylingen's Meldung wüthend über die Frechheit der Räuber, sich sogar bis an den Herrschersitz zu wagen. Mit Stumpf und Stiel sollte das Gesindel ausgerottet werden. Hermann kannte wohl die Ursache zu dessen zunehmender Vermehrung. Nach den vielen Fehden und Kriegen der vergangenen Jahre trieben sich unbeschäftigte rohe Söldlinge in Menge umher, denen Raub und Mord einträglicher vorkamen als ehrliche Arbeit. Auch

mochte manches Bauern Sohn dabei sein, dem das Abenteuern mehr behagte als das Führen des schweren Pfluges.

Doch wurde durch den Empfang der Gesandtschaft der fürstliche Zorn bald abgelenkt; er machte sogar einem freundlich hellen Scheine auf dem Antlitz des Landgrafen Platz. Der hatte von Rudolf's keckem Muthe gehört und den Knaben zu sich beschieden. Der Burgkaplan saß dabei und ein Ritter aus dem Meißnischen, gekommen, den Besuch Dietrich's, des Markgrafen, vorzumelden. Der war sein Schwiegersohn und hatte Juditha, die Tochter Hermann's aus dessen erster Ehe, zum Gemahl. Der von Beichlingen hatte zu bedienen. Sophia, die Landgräfin, wollte dabei sein. Des Gemahls Zimmer verließ sie nur kurz, um aus der Kemenate wollenen Stoff zu einem Gewande zu holen. Rudolf beugte ein Knie vor dem Fürsten und darauf vor dem Kaplan. Ehrfurcht vor den Priestern wurde der Jugend fast noch mehr anerzogen, als Ehrerbietung vor dem Landesherrn.

„Rudolf!“ sprach Fürst Hermann ihn freundlich an; „du bist wacker gewesen, warst muthig und tapfer. Sage mir einen Wunsch, ich will ihn dir gewähren.“

Da rief der Knabe lebhaft: „Herr Fürste! nehmt mich mit zur nächsten Jagd!“

„Weiter nichts?“ frug der Landgraf lächelnd.

„Und der Hans muß auch dabei sein; der hat den Einen in den Rücken getroffen, und ich —,“ setzte er etwas kleinlaut hinzu, „mein Speer flog daneben.“

„Wer ist Hans?“

„Hans Sigert ist ein Knappe meines Vaters.“

„Nun wohl! er mag dich zur Jagd begleiten. Laß dich's nicht anfechten mit dem Treffen. Für einen Knappen war die That nichts Sonderliches. Du aber bist noch ein Knabe.“

„Herr!“ rief der Gernegroß und streckte sich, „ich bin eben so groß wie Hans!“

Da lachte der Landgraf herzlich nebst seinem Besuche und

sagte, zum meißnischen Ritter gewandt: „Art läßt nicht von Art! Der wird meinen Kindern dereinst eine eben so treue Stütze werden, wie sein Vater jetzt mir ist. Es ist ein Vargula —,“ setzte er noch hinzu und drehte sich nach Beichlingen um.

„Beichlingen! gieb ihm einen kleinen Becher mit Wein!“

Der Befehl wurde ausgeführt, aber innerlich mit Widerwillen. Rudolf war 14 Jahre alt und er, Beichlingen, hatte fast 20 derselben hinter sich. Auch lebte er nur deßhalb am Hofe, um höfische Sitte genau kennen zu lernen. Und nun sollte er einen unreifen Knaben bedienen, dessen Geschlecht ihm nicht höher stand als das Derer von Beichlingen; einen Knaben, der noch dazu Gunstbezeigungen des Fürsten erhielt, wie sie ihm nie zu Theil geworden. Sein Aerger steigerte sich, als Rudolf den silbernen Becher nach dem Trinken auf den Tisch setzte und der Landgraf huldreich zu ihm sagte: „Nimm ihn mit, Rudolf, und behalte ihn zum Andenken an deinen dir wohlgewogenen Herrn!“

„Herr, ich danke Euch!“ antwortete der Beschenkte, blieb aber trotz des Zeichens der Verabschiedung noch stehen, so daß sich der Fürst zu einem freundlichen „Nun?“ veranlaßt sah.

„Und der Sigert?“ frug Rudolf mit niedergeschlagenen Augen.

Da lachte der Landgraf wiederum laut auf und die Anderen mit, nur Beichlingen nicht. Der freigebige Fürst mochte wohl an seinen eigenen Sohn denken, den kleinen sechsjährigen Ludwig, denn er faßte Rudolf unter den Armen, hob wie ein eigen Kind den großen Knaben kräftig empor und sagte, noch immer lachend: „Laß gut sein, Knabe! Der wird auch sein redlich Theil empfangen!“

In diesem Augenblicke trat die Landgräfin wieder ein; sie hatte die Worte gehört und fügte hinzu: „Und Hildegunde dies Zeug zu einem Gewand. Gieb es ihr; sie soll sich das Kleid selbst zuschneiden und nähen.“

Glückstrahlend verließ Rudolf die fürstlichen Gemächer, der Edle aus dem Meißnischen aber bemerkte zu dem fürstlichen Paare: „Mich dünkt, der holde Knabe ist ohne Scheu und geradezu.“

„Das hat er von unserem Sänger Walther," erwiederte Sophia mit kleinem Lächeln. Mehr als dies, etwa gar ein lautes Lachen vor Männern, war edlen Frauen nicht ziemlich. „Der hat gar großen Einfluß auf den Knaben; hat ihn auch Verslein machen gelehrt und manch gut Sprüchlein aus seinem Schatz der Lieder beigebracht."

„Hohe Fürstin!" hub der Ritter an, „wir im Meißnischen neiden Euch den gottbegnadeten Sänger. Gern würde mein Gebieter, der Markgraf, ihn bei sich haben."

„Den lasse ich nicht ziehen", fiel der Landgraf ein; „es sei denn, daß er durchaus nicht mehr zu halten wär."

Und Sophia setzte hinzu: „Es würde mir leid sein, wenn er wanderte. Wolfram's Gedanken sind groß und tief, und so er sie uns am Abend geoffenbaret, mußt' ich mehr denn einmal zu ihm sagen: „Halt, Wolfram! sag' dies und das noch einmal, daß ich es wohl erfasse und behalte. Aber Walther's Lieder quellen wie der Born aus grünem Felsenmoose vor. Anmuthig fließen sie dahin und dringen schnell zu Herzen. Und doch kann er auch singen kühn und gewaltig, als wäre der Born zum reißenden Strom geworden."

Der Burgkaplan wiegte sein Haupt hin und her. Er mochte nicht ganz einverstanden sein mit der Landgräfin letzter Rede, denn er sagte: „Es will mich bedünken, als sei Herr Walther unserer Kirche und dem heiligen Vater nicht gar zugethan —"

Doch Landgraf Hermann fiel mit kräftiger, tiefer Stimme ein: „Du hast nicht Recht, Kaplan! Hätt'st du gethan, deß du dich immer geweigert zu thun: zum Palas zu kommen und zu hören, wie Walther vor uns sang in Demuth sein „Kreuzlied", sein „Morgengebet", sein „Bekenntniß" und was Alles noch, du würdest nicht so sprechen. Und wo er scharf tadelt, da tadelt er mit Recht. Schau dich um, Kaplan, wo du willst — du kannst nicht leugnen, daß es unter denen, so zum Kirchendienst berufen, viel räudige Schafe giebt."

„Hab's auch nur vom Naumburger Bischof Bertold," entgegnete der Kaplan wie zur Entschuldigung. Der Landgraf aber schnitt ihm das Wort ab und sagte:

„Bischof Bertold ist schlafen gangen im vorigen Jahr, und von Todten soll man nicht übel reden. Muß aber dennoch sagen: Er war zu schwach und drückte ein Auge zu, wo er hätt' auftreten sollen. Sieh' dir Bischof Engehardt an, seinen Nachfolger. Was eifert der in gerechtem Zorne wider die gottlosen Priester, daß sie sich frei und ohne Scheu Weiber halten und Kinder erlangen! Wie eifert Winemar, der Abt vom Kloster Porta, dagegen, daß man Mönche und Nonnen in ein Kloster steckt; so doch immer lüderlich Leben erzeugt. Wenn es dahin kommen ist, daß man ein sonder Gesetz geben mußte: daß die Kinder! von Priestern und Mönchen nie zur Ritterwürde gelangen dürfen — wenn es so steht, daß trotz der scharfen Gebote Engehardts und Winemars, ja sogar des Papstes selbst, das alte verlotterte Leben fortgeführt wird, dann sieht es schlimm aus um die Kirche. Nicht die Kirche bekämpft Walther, sondern diese Kirche."

Hierauf erhob er sich und sagte mit Hoheit:

„Walther ist edel wie Demant, treu wie Gold und offen wie das blaue Himmelsgezelt. Er ist gut deutsch und Feind welscher Einmischung. Ich will nicht, daß man anders als gut von ihm rede! — Ich freue mich der Ankunft meines lieben Schwiegersohnes, des Markgrafen," fuhr er fort, zum Ritter gewandt. „Er soll mir willkommen sein." Und milder setzte er hinzu: „Kaplan! du bist freundlich geladen, am großen Festmahle theilzunehmen."

Hiermit war die Audienz zu Ende. Die Anwesenden entfernten sich; ein Edelknabe führte den Ritter in sein Gastgemach. —

Während der Unterhaltung im Zimmer des Landgrafen hatte Rudolf der Jutte die fürstliche Gabe gezeigt und Hildegunden den Gewandstoff überreicht. Ein ganz anderer Geist war in den

Knaben gefahren. Die tapfere Gegenwehr der überfallnen Maid ließ ihm diese in anderem Lichte erscheinen; sie kam ihm fast wie eine Edle vor und nicht mehr wie die untergeordnete Gespielin der kleinen Lukardis. Er selbst fühlte sich und trug — was er bisher noch nie gethan — das Haupt höher. Schon glaubte er, ein halber Ritter zu sein, und merkte doch nicht, daß dieser halbe Ritter das gleißende Gewand eines kleinen Hochmuthsteufels trug. Hildegunde aber sagte unter perlenden Thränen:

„Jungherr, lieber Jungherr! noch hab' ich nicht Zeit gehabt, mit Euch zu reden. O wie soll ich Euch danken! ich — ich möcht's doch gerne von Herzen sagen — und weiß nicht wie —" Darauf küßte sie knieend seine Hand, sah weinend zu ihm auf und setzte halblaut hinzu: „Ich will immer für Euch beten."

Da zuckte es wohl um Rudolf's Lippen; aber in ihm kämpfte das treuherzige Kind mit dem halben Ritter und der siegte, und sagte mit großer Würde: „Hildegunde! was ich gethan, war Ritterpflicht. Kommt, steht auf."

Er hob sie empor und verneigte sich vor ihr so, wie er es den Herren im Palas abgelauscht, wenn sie mit edlen Frauen sprachen. Den Kuß wischte er nicht von der Hand ab; er hatte ihn ja verdient. Soviel stand fest: Er war ein ganzer Mann.

Hildegunde konnte sich nicht in ihn finden. Es war immer so schön, wenn sie in seiner Nähe sein durfte, auch wenn er rauh war. Und jetzt lag es auf ihrer jungen Seele, als wenn sich was verändert hätte. Rudolf hielt sie artig gleich einer Edlen, nannte sie sogar „Ihr" und doch — ein ihr unerklärliches Etwas stand plötzlich zwischen ihr und ihm wie eine Wand, auf der mit blassen Buchstaben geschrieben stand: Zwang und Rang.

Als Rudolf fortgegangen, blieb ihr Antlitz traurig und das Auge feucht. Jutte hielt dafür, es sei noch von gestern her und frug theilnehmend: „Hast du Schmerzen?"

Darauf blickte die Maid still vor sich hin. Erst nach einer Weile sagte sie „Nein!" und half still und ernst der Jutte beim

Baden der kleinen Lukardis. Die plätscherte fröhlich mit einem Zweiglein Vergißmeinnicht auf dem Wasser in der Wanne, warf die Blümchen ganz hinein und rief: „Nun sind sie todt.“ —

Beichlingen fand bald Gelegenheit, seinem Neid und Aerger Luft zu machen. Er traf Rudolf mit Sigert zusammen auf dem Hofe der Vorburg und sagte: „Nun, kleiner Ritter! Du stehest wohl hier und wartest auf den nächsten Tjost? Willst da auch so gut daneben treffen wie gestern? — — Na na, beruhige dich nur,“ setzte er hämisch hinzu, als Rudolf auffuhr; „das ist nichts für dich. Man wird dich lieber in Mädchenkleider stecken und dann mußt du der Landgräfin Kinder warten und singest sie in den Schlaf ein: Eya popeya! popeya und eya!“

Rudolf war kirschroth vor Zorn geworden.

„Wehre Dich!“ schrie er, sprang auf ihn zu und unterlief ihn zwischen den Beinen, ihn umzuwerfen. Fast wäre es ihm gelungen; aber Beichlingen war zu groß und stark. Es begann ein heftiges Ringen, welchem etliche Knappen mit Vergnügen und Erwartung über den Ausgang müßig zuschauten. Sie wußten nicht, daß es aus Grimm geschah. Der Ueberlegene drängte den Knaben nach einem Blumenbeete am Fuße der Kemenate. Er wußte, daß harte Schläge dessen warteten, der die Blumen zertrat. Und dies that Rudolf, ohne es zu merken. Nun Beichlingen diesen Zweck hämisch erreicht, ließ er sich ein Stück zurückdrängen. Dann aber entschlug er sich der ritterlichen Regeln des Ringens und wollte beginnen, seinen kleineren Gegner mit erhobener Faust tüchtig zu gerben. Diese Schmach konnte Sigert nicht dulden. Behend sprang er hinter den Rücken Beichlingens und faßte dessen erhobenen Arm. So konnte sich Rudolf leicht los machen. Einen kurzen Augenblick maßen sich die beiden jugendlichen Feinde wüthend mit den Augen. Darauf wollte Beichlingen Sigert packen und schrie: „Du Hundeknecht,“ aber vom Thore her am Bergfried rief eine befehlende rauhe Stimme: „Beichlingen!“

Der Gerufene drehte sich um, und als er Ritter Heylingen's finster gefaltete Stirn erblickte, folgte er ihm mit verbissenem Ingrimm. In der Hitze des Kampfes hatten die Drei nicht bemerkt, daß der Ritter Ohren- und Augenzeuge gewesen war von Anbeginn; auch nicht, daß Hildegunde voll Bangen vom Fenster herabsah, weniger um des Kampfes willen, der durch das Eingreifen des starken Hans für Beichlingen mißlich wurde. Aber sie sah die zertretenen Astern auf dem Beet und wußte auch von der harten Strafe, welcher selbst Rudolf unterworfen wurde, wenn sein Zertreten an den Tag kam. Deßhalb ging sie, als die Kämpfer sich vom Hofe entfernt, herab an das Beet und mühte sich, die Stengel der Herbstblumen wieder aufzurichten. Sie verweilte lange Zeit dabei und blickte öfter nach dem Thore der Hofburg, als warte sie auf Jemand.

Und dieser Jemand kam auch, in Gestalt des obersten Forstwarts, dem zugleich die Aufsicht über die Gärtchen auf der Burg oblag. Er hielt in seiner Hand etliche Pflanzen und Zweige von Schwarzdorn. Als er der zerknickten Astern ansichtig wurde und Hildegunde's Beschäftigung, frug er barsch: „Wer hat die Blumen zertreten!?"

Hildegunde erröthete und sagte leise, die einzige Lüge in ihrem Leben: „Ich bin es gewesen."

Da nahm der Mann die stachligen Zweige in die Rechte und versetzte der Maid viel schneidiger Hiebe auf den Rücken; die drangen durch das leichte Wollkleid, als hätt' sie keines an. Nur einige Stallknechte hatten's gesehen. Es war ihnen nichts Auffallendes; zu der Zeit gab es sehr bald Schläge. Ertheilten doch selbst Priester Ruthenhiebe auf die Rücken beichtender Frauen. Jutte wartete droben im Gemache der kleinen Lukardis, die sie in's Bettchen gelegt, damit sie nach dem Bade schlafen sollte. Als die getreue Dienerin aus dem Antlitze der eintretenden Maid wohl lesen konnte, daß die sich Mühe gab, einen Schmerz zu verbeißen, frug sie nach der Ursache.

„Hab' die Blumen zertreten," gab Hildegunde zur Antwort. Jutte wußte, daß dies so viel hieß als: Hab' Schläge bekommen. Darum sagte sie etwas unwillig:

„Warum bist du auch so thöricht! — Kennst ja das Gebot und was drauf folgt."

Bis hierher war's der Maid gelungen, standhaft zu bleiben. Weiter vermochte sie es nicht. Keine Thräne trat aus den Augen; aber vor Schmerz krümmte sie den Rücken und wandt sich zum Erbarmen. Dem konnte Jutte nicht widerstehen. Sie zog ihr die Kleider vom Oberkörper. Hildegunde stieß einen halbunterdrückten Schmerzensschrei aus, das Untergewand klebte an dem blutig geschlagenen Rücken.

„Herr Christ!" rief die Alte entsetzt. „Du bist ja elendiglich zugerichtet!?" —

Da konnte sich Hildegunde nicht länger halten; sie umschlang Jutten mit ihren von gestern her noch braun- und blaugefleckten Armen und weinte laut an der Brust der Alten. Die strich ihr sanft die nasse Wange und schüttelte bedenklich den Kopf. Es kam ihr Alles verwunderlich vor und wenig glaubhaft; wie sollte das bedächtige sanfte Mädchen dazu gekommen sein, der Landgräfin Blumen zu zertreten? Ernst sann sie darüber nach. Als Jutte noch immer schwieg, deutete dies Hildegunde als Kälte und sagte wimmernd: „Auf der ganzen weiten Welt hat mich Niemand lieb — — Jutte, Jutte! sei du mir gut — — hab' ja längst weder Vater noch Mutter."

„Kind, was sagst Du!" rief da die Alte unter Thränen und drückte das Köpfchen der Maid an ihre Brust. Dann fuhr sie halb flüsternd fort: „Als ich jung war, hatt' ich ein Kind, ach, so herzig und lieb! — Sie haben mir's weggenommen und mich fortgebracht weit, weit in ein ander Land. Mehr kann ich dir nicht sagen. Aber die Liebe konnten sie mir nicht nehmen. Und als mich unser edler Herr als Verstoßene in Kummer und Elend fand, und ich nicht sagen mocht', daß ich guten Bürgers

Kind sei, da nahm er mich mitleidig in sein Schloß Vargula auf als Wartfrau. Dort hab' ich zu dreien Malen mit ihm geweint, als er auch Kinder hergeben mußt', aber zur ew'gen Seligkeit da droben. Und hab mich mit ihm gefreut, als Rudolf und Lukardis ihm geschenkt wurden, und viel des Jammers mit ihm getheilt, als vor fünf Jahren sein getreu Ehgemahl von der Welt schied. Ich konnt' nicht anders, ich mußte lieben. Und so liebt' ich des Herrn Kindlein wie meine eigenen. Und als du hinzukamst, da warst du mir wie eine Tochter und bist's noch jetzt und wirst's immer bleiben. Denk', es sei ein Mutterherz, das du hier schlagen hörst."

Hildegunde preßte die Treue fest in ihre Arme, als wollte sie sie nie wieder loslassen.

„Und nun sei wie eine Tochter und antworte mir wie eine liebe Tochter: — — — Hildegunde, ist es wahr, daß du die Blumen zertreten?"

Die Maid erzitterte am ganzen Körper und schwieg.

„Mädchen, sprich die Wahrheit!"

Hildegunde wandte verlegen ihren Kopf und sagte: „Versprich, Niemand was zu sagen."

„So es nicht wider den Herrn Christ ist, will ich es versprechen."

Drauf begann Hildegunde wahrhaftig zu erzählen, wie es sich zugetragen. Und als Jutten darob die Sprache versagte, blickte die Maid zu ihr auf und sagte unter Thränen holdselig lächelnd: „Hab's ja so gerne gethan."

Da neigte sich die Alte zu ihr herab und schluchzte laut und konnt' nichts Anderes hervorbringen als: „Du lieb's Kind!" —

Erst als sie hörte, daß sich Lukardis im Bettchen regte, ließ sie von der Umarmung ab. Sie erschrak; über Wehmuth und Freude hatte sie des wunden Rückens vergessen.

„Komm, Hildegunde!" rief sie hastig „daß ich dir schnell die Striemen kühle. Wie konnt' ich dich auch so lange bloß lassen und dein vergessen."

Am Abend zuvor hatte die Landgräfin mit eigenen Händen für Hildegunden frischen Wundbalsam bereitet. Edle Frauen verstanden sich trefflich auf Herstellung von Salben und Säften heilsamer Kräuter. Jutte strich den Balsam auf und deckte den Rücken mit kühlenden Blättern. Wohl preßte der Schmerz noch manchen Seufzer aus; aber mehr noch als das beschäftigten die Maid die stillen Vorgänge in ihrem Herzen. Zum ersten Male von der Rauheit des Lebens und der Welt hart betroffen, kam sie sich älter vor; ihr zuvor noch halb kindlicher Sinn reifte zu der Erkenntniß der aufgeblühten Jungfrau, daß sie den großen Knaben Rudolf mehr als schwesterlich in's Herz geschlossen hatte. Damit war es aus; ihr geistiges Auge sah heller und ließ ihre Neigung wie einen schönen, plötzlich zerronnenen Kindertraum erscheinen. Zum ersten Male erröthete sie jungfräulich und lächelte zugleich. Aber es war ein leerer Platz in ihr entstanden und Niemand ihr bewußt, der darauf paßte.

Die Wartung der kleinen Lukardis lag für etliche Tage Hildegunden allein ob. Jutte hatte viel zu schaffen; die erwartete Ankunft des Markgrafen Dietrich berührte auch sie, denn von dessen Gefolge mußten zwei meißnische Edle in Vargula's Räumen untergebracht werden.

Zu gutem Glücke war den beiden Beurlaubten kein aufhältliches Abenteuer zugestoßen, der Schenk hätte sonst sehr gefehlt zu den Festen, die dem Markgrafen zu Ehren gegeben werden sollten.

Der Samstag begann ebenso schön, wie die vorhergegangenen. Es war noch zeitiger Vormittag, als Vargula und Walther bereits durch Stockhausen ritten auf Eisenach zu. Sie ließen ihre Rosse langsam im Schritt gehen und nahmen eine Unterhaltung wieder auf, welche den Schenken ernst gestimmt zu haben schien.

„So werde ich den Hörselberg jetzt wohl zum letzten Male sehen," sagte Walther von der Vogelweide, ohne diesen anzu-

blicken. Sein Auge lag auf der Wartburg. Vargula schüttelte den Kopf und erwiederte: „Das hör' ich ungern und ist mir leid, daß meine Worte nicht vermögen, Euch umzustimmen."

„Glaubt mir, Vargula! nicht unbedacht und starrer Laune folgend hab' ich Entschluß gefaßt, die Fiedel und die Harfe zu ergreifen, um wieder in der Welt zu wandern. Bedenkt mein Sein und wie ich mich hier stehe. Ich sehne mich nach einem Leben, wo ich könnt' ruhen ab und zu und ungestört Gedanken niederschreiben, die sich zu großer Fülle angesammelt haben."

„Und könnt Ihr dies nicht auf der Wartburg?"

„Nein nein! — Ich will Euch frei gestehn: Mir und dem Wolfram ist's stets leid gewesen, zu sehen, wie die Gastfreundschaft des güt'gen Herrn gemißbraucht wird. Der Landgraf ist so hochgemuth, daß er mit stolzen Helden seine Habe verthut. Mir ist sein hoher Sinn wohl kund. Auch ich drängt' mich hinzu, doch ich vermag's nicht mehr. Ein Zug fährt ein, ein andrer aus, so Tag und Nacht. Ein Wunder ist's, daß da noch Einer höret. Weß Ohren schwach und krank, dem rathe ich: daß er sich ferne halt' vom Hofe Thüringens."*)

„Verzeiht!" versetzte Vargula, „es will mich dünken, als wenn die Jahre, die Ihr bei Hofe auf der Burg verweilt, Euch nicht gar angenehm in der Erinnrung stünden. Und doch hat Euch der Landgraf —"

„Halt, Vargula! nicht weiter!" rief Walther lebhaft aus. „Gerad von Euch möcht' ich nicht verkannt sein. Ich bin des Dankes voll für ihn. Wo ist ein Fürst, der so die Kunst zu schätzen und zu hegen weiß, als er? Als ich mit Wolfram ihn zum ersten Mal gesprochen, da merkt' ich bald aus jedem Wort, wie Heinrich von Veldecke einst zu Freiburg ihm Sinn zur Kunst erschlossen, wie ihm in's Herz des Meisters Aeneid' gedrungen. Und als ich Heinrich's Lob und Preis erschallen ließ, da sprach

---

*) Zum Theil XVII. S. 113. „Der Hof zu Thüringen".

der edle Fürst: ‚Zu Straßburg Meister Gottfried hat gar Recht, wenn er von Heinrich singt: Er pfropfte das erste Reis in unserer deutschen Zungen; davon sind Aeste entsprungen, von welchen Blumen kamen, denen sie die Zier entnahmen zu jedem meisterlichen Funde‘ —“

„Und spendete der Fürst nicht auch Euch sein Lob?“ frug Vargula.

„Hört, edler Schenk!“ entgegnete Walther; „wie Manche meinen, der Dichter warte nur auf Lob und Ruhm, und so wird's Mancher denken noch auch nach Jahrhunderten. Das ist nicht recht; darnach verlangt ihm nicht. Denn wer nur eitelt und um Ehrsucht singt, der ist kein rechter Dichter. Der echte rechte will nichts anderes haben, als daß der Hörer oder Leser theilnimmt, daß er sich eng verwebt mit einem Sange und, was er hörte, still bewegt im Innern zu seinem und der Menschheit eignen Frommen. O glaubt mir, Vargula! wenn Alle schwiegen, wenn Alle ohne Antheil blieben, und nur aus einem einz'gen warmen Herzen die Worte quellten: Dank dir für das Liedlein! es hat mein Herz erquicket und gestählt — dann würd' ich jubelnd auf zum Himmel rufen: Ich dank' dir, Gott, daß ich dir konnte dienen! Daß eine Seele sich zu dir gewandt! — und darauf würd' ich freudig weiter schaffen. — — Seht, edler Vargula! so ist auch Hermann. Er lobt nicht, doch er liebt! Er liebt die Dichtung und durch sie den Dichter. Und solche Liebe thut dem Herzen wohl. — Begeistert nimmt er auf in sich, was gut und edel und spricht darüber, will sich weiter fördern. Der Antheil ist mein schönster Lohn. Der gute Same, ausgestreut in edle Herzen, vergehet nie; still sproßt er fort und bleibend. Und sollten Kriegsgetümmel und der Christen Hader unter sich den Samen dämpfen, und sei's ein halb Jahrtausend, so wird er nimmer doch erstickt; wird wieder aufblühn wie zu Hermann's Zeiten. Im Geist seh ich erstehen einen Fürsten in Thüringens so schönen reichen Gauen; der wird um sich versammeln einen

zweiten Heinrich von Veldecke, Wolfram von Eschenbach und Biterolf, und sie und ihre Werke pflegen und behüten. Und Millionen Deutsche werden es ihm danken."

Begeistert wie ein Hellseher hatte Walther von der Vogelweide über die Zukunft gesprochen. Er richtete den Blick zum blauen Himmel auf, aber aus seinen Augen drang eine Thräne hervor. Vargula sah es; erstaunt ritt er näher an ihn und frug theilnehmend: „Seh ich recht, Walther! Ihr weinet?"

Der Sänger strich mit der Hand über die Augen und suchte aus seiner Gedanken Fülle wieder zurückzukehren in die Gegenwart. Nach kurzem Schweigen antwortete er, noch immer bewegt: „Es ist ein wunderlich Ding um des Menschen Herz. Könnt' man nur immer im Geiste leben, wie droben — wie schön und herrlich wär's. So denkt der Himmelsmensch. Nun wir aber an dieser Erde kleben und auf ihr leben, leben müssen, und diese Erde bietet kein eignes Heim, sondern zwingt uns, zu leben von der Gunst, ja der Gnade der Hohen — da wird das Ding, das Herz, bald wieder verzagt. Das ist der Erdenmensch. So streiten Geist und Leib wider einander. Es siegt der eine bald, und bald der andere. Jetzt bin ich Erdenmensch und schwer fällt mir es auf die Seele, daß ich so heimatlos umherziehn muß."

Vargula blieb eine kurze Weile nachdenklich. Walther's Sehnsucht nach einem eignen Heim war ihm begreiflich, wenn auch nicht in vollem Maße. Doch wandt' er dagegen ein: „Herr Walther! wenn irgend wer auf Erden die Bitterkeit des Lebens ausgekostet, so war's der Herre Christ. Und der hatt' nicht, wohin er das Haupt legen konnte. Habt Ihr's denn nicht viel besser noch als er?"

Da hielt Walther verblüfft sein Pferd an, schaute dem Freunde treu in die Augen und sagte: „Edler Schenk! Das war ein gutes Wort zu rechter Zeit. Ich danke Euch. Wenn's auch nicht den Entschluß, zu scheiden, ändern kann, so giebt's mir doch mehr Zuversicht zur Zukunft. So will ich denn der Trennung

noch hinzuthun: Nicht für immer. Laßt mich getrost hinausziehn in die Welt und sei's auch nur auf wenig Jahre. Ich muß, ich muß; hier roste ich."

„Seid mir bedankt, Herr Walther, daß Ihr mir die Wiederkehr versprochen. Deß bin ich froh. Denn, — soll ich's Euch gestehn? — ich hab' nicht ohne Eigennutz versucht, Euch fest zu halten. Wann ich hinaus mußt', für den Fürsten Schlachten zu schlagen, oder bei Hofe dem Schenkendienst mich zu widmen, habt Ihr indeß meinem Rudolf Euren Geist mitgetheilt, habt ihn gezogen zu des Herren Christ Ehre, habt ihn gefördert in des Schreibens Kunst, wie viel mehr als sein Hofmeister. Das kann ich Euch nie vergessen. Darum bin ich nicht nur um des Fürsten willen erfreut, wenn Ihr wiederkommt; auch der Vater spricht aus mir."

Die Erinnerung an Rudolf hatte Walther's Antlitz wieder geglättet, die Sorgen des Sängers auf Stunden verscheucht; darob ward er frohgemuth und sagte mit heller Freude: „Der liebe Knabe! — Er ist mir an's Herz gewachsen, wie ich mir's denk' von eignen Kindern. Vargula! Euer Sohn hat kerndeutsch Blut in den Adern, schöne Blümelein im Garten seiner Seele. Wenn auch dasselbe Blut gar oft zu hitzig rollt, so will ich doch, so weit an mir ist, suchen, es zu ändern. Nicht als ob es träger fließen sollte. Nein, nein! — Es rolle lebhaft fort. Nur ist er noch dem angeschwoll'nen Gießbach zu vergleichen, der brausend stürzen will zu Thal, um unten um so mächt'ger zu erscheinen. Hier heißt es: ‚Lieber Gießbach! stürz' nicht hier herein, denn da sind schöne Gärten. Fall auch nicht zu gewaltig auf die Mühlen! Die sind gar wichtig, allen uns von Nöthen. Doch hier in diese Schlucht wälz' deine Fluthen! hier ist viel Schlangenbrut und gift'ger Kröten Pack. Vertilg' mit heil'gem Zorne, was nicht gut und edel ist.' So will ich suchen, das Vorhandene: die Kraft, den Muth, den Zorn, in richt'ge Bahnen einzulenken. Ob mir's gelingt — das steht in Gottes Hand."

„Er mag's Euch segnen tausendfach. Ihr wälzt mir einen Sorgenstein hinweg; denn meine ganze Kraft gehört dem Fürsten; sie führt mich oft hinweg in seine Lande; so kann ich leider wenig thun zur Zucht der Kinder."

Das Gespräch ward abgebrochen; der Verkehr auf der Straße mehrte sich und lenkte auf andere Gedanken. Die Rosse hatten längst auf muntern Trab gelauert und trugen ihre Reiter stolz durch die Thore der Stadt Eisenach. Nur einmal noch wurden sie vor der Stadt gehalten zum Stillstehen. Vargula erblickte manch einen bewaffneten Bürger der Stadt, zu zweien, dreien und zu Dutzenden. Er frug, was das bedeuten solle, und hörte erstaunt die Mär von dem Raubgesindel und daß der Jungherr Rudolf und Hans Sigert ein Mägdlein von der Burg gerettet hätten. Dann von des Landgrafen Befehl und wie sie, die Bürger, den Lämmerschling und Kühfraß mitsammt dem Rüttelschrein und Wolfsrüssel gefangen hätten. Der Nassekanne und Grop seien mit anderen über Ruhla nach dem Falkensteine zu entwischt.

Mehr konnten die beiden Reiter nicht erfahren. Doch in der Stadt ward ihnen alles haarklein mitgetheilt und Rudolf hochgepriesen als ein Held. Als sich aber auch ergab, daß Hildegunde es gewesen sei, die das Gesindel hatt' rauben wollen, da ward Walther zornig roth und begehrte heftig, mit den Eisenachern zu ziehen, um die Räuber noch weiter zu verfolgen und niederzuhauen.

Vargula hatte große Mühe, ihn hiervon abzuhalten.

„Bedenkt!" sagte er dem Freunde, „ich hab' dem Landgrafen meinen Kopf zum Pfand gesetzt, daß ich Euch heiler Haut zurückbringen wollte. Auch muß ich wie auch Ihr bald eintreffen; der Rathsschreiber sagte, daß Markgraf Dietrich zum Besuch erwartet würde."

Nur ungern folgte Walther; das Gebot des Fürsten mußte gehalten werden. Im schnellen Trabe ging es durch die Stadt dem Thale zu, von dem aus der Weg rechts aufführt zur Burg.

Die Knappen wurden vorausgeschickt, die Herren anzumelden. Keine halbe Stunde verging, so waren diese oben.

Auf der Zugbrücke standen Rudolf und Hildegunde, welche wie zuvor bei der Abreise die kleine Lukardis auf dem Arme trug. Vargula begrüßte herzlich seine Kinder, sagte aber auf Walther's Rath mit Vorbedacht nichts zum Lobe Rudolf's. Das sollte erst später geschehen, damit der Knabe nicht meine, als Erstes müsse seine That gerühmt werden. Darum, und weil er allsogleich dem Landgrafen seine Rückkehr melden mußte, verließ er die Kinder und ging zum Palas. Walther folgte diesen in's Ritterhaus. Oben, in Vargula's Wohngemach, befand er sich allein mit Lukardis und Hildegunde. Rudolf war verschwunden; er wollte den vom Landgrafen geschenkten Becher holen und diesen dem Hausfreunde triumphirend zeigen. Weil aber manch ein Gegenstand, der sich in den für Gäste eingeräumten Gemächern befand, anderswo untergebracht worden war, so mußte Rudolf suchen.

Während dessen hatte Walther ein Gespräch mit Hildegunde. Er sah sie vor sich fast schöner noch als zuvor. In seinem Herzen begann es warm zu werden, darum sagte er nicht ohne Befangenheit: „Liebwerthe Jungfrau! in Eisenach hab' ich erfahren, daß Ihr durch Raubgesindel seid entführt und geknebelt worden. Voll Zorn wollt' ich den Mannen der Stadt mich anschließen, den Frechen nachzusetzen. Doch mußt' ich mit dem edlen Vargula zur Wartburg. Meine erste Frage sei: Habt Ihr Euch von dem Schrecken wieder erholt?"

„Ich dank' Euch, Herr!" erwiederte die Maid mit gesenkten Augen. „Ihr seid so gut und ich — ich bin doch nur ein armes Mägdlein, nicht werth so großer —"

„Ich frage nicht nach arm und reich," fiel Walther lebhaft ein, „nicht nach hoch und niedrig. Ein liebes Herz in Treu bestehend, in Anmuth, Keuschheit, reinen Sitten — dem frag' ich nach. — Doch meiner Frage habt Ihr nicht geachtet."

„O edler Herr! längst hab' ich mich erholt und bin ohn' Unbill geblieben. Aber — —"

„Aber, liebwerthe Maid?"

„Mir war gar bang um Euch, als ich mir dacht', Euch könnte von den Räubern etwas zustoßen, denn ihrer waren viele."

„Wirklich? War Euch bang um mich?" rief Walther erfreut.

Hildegunde schlug die Augen auf, sah ihm voll in's Angesicht und sprach: „Wenn ich es sage, ist's doch wahr!?"

Da faßte Herr Walther Hildegunde's Hand und versenkte seinen Blick tief in ihre Augen, wie bei der Abreise. Damals hatte sie ihn kindlich angesehen. Jetzt aber fühlte sie, daß dunkle Röthe ihr Antlitz überzogen haben müsse, und schlug die Augen nieder.

Rudolf's Eintritt brach das Gespräch ab. Hildegunde ging mit Lukardis in ein anderes Gemach; dort saß sie in sich versunken auf der Steinbank am Fenster. Das Kind spielte still für sich zu ihren Füßen.

Stolz schwang Rudolf des Landgrafen Becher, als er mit Walther allein war.

„Das hat mir der Fürst gegeben!" rief er selbstbewußt aus.

„Wofür?" frug Walther.

„Weil ich muthig und tapfer gewesen bin. Herr Walther! laßt Euch erzählen, was geschehen war, als Ihr mit meinem Vater nach Vargula rittet. Da habe ich mit Hans —"

„Ich weiß es schon," entgegnete der Menschenkenner ziemlich kühl. Er bemerkte bald in Rudolf's Blick und Haltung eine große Selbstüberhebung, wollte aber den Knaben noch näher prüfen. Darum fuhr er fort: „Bedrängten beizustehen, ist Pflicht und ein Gebot für Jeden. Der Landgraf hat dir dafür diesen Becher geschenkt. Zeig' her, daß ich ihn recht betrachte! — — — Das Becherlein ist wohl von edelem Metall, doch klein und unscheinbar. So wie die That, fällt die Belohnung aus."

„O!" rief Rudolf lebhaft, „dabei soll es nicht bleiben.

Wenn ich ein Mann und Ritter bin, will ich gar große Thaten thun; will Schlachten gewinnen und Sieg auf Sieg erringen und will Burgen und große Güter erwerben, auf daß ich ein großer mächtiger Graf werde wie der Henneberg und Schwarzburg, und wenn man fragt —"

„Genug, Rudolf! ich weiß, wo du hinauswillst. — Laß dir ein Liedlein ansagen und merk', auf was es zielt: — — — — — *) Du junger Mann! weß Stand du bist, ich will dir lehren eine List: Begehr' nicht allzusehr nach ird'schem Gute — Doch laß dir's auch nicht unwerth sein. Und folgest du der Lehre mein, sei sicher, daß es frommet deinem Muthe. Die Rede will ich dir bescheiden. Läßt du dir's allzusehr verleiden, so vergeht's, und deine Freud' ist todt. Willst du zu sehr die Güter aber minnen, kannst du verlieren Seel' und Ehre. Wohlan denn! folge meiner Lehre: Leg' auf die Wag' ein rechtes Loth und wäge ab mit allen deinen Sinnen ganz nach der Mäßigkeit Gebot."

Rudolf hatte den Sinn des Liedes wohl verstanden. Doch ward er unwillig wie Jeder, dem die Wahrheit direkt auf den Leib gerückt wird. Mit mürrischer Miene entgegnete er: „Aber ich hab' den Becher doch verdient!?"

„Und Sigert? Was erhielt er?"

„O, der bekommt auch sein Theil, hat der Herr Fürst gesagt. Vielleicht erhält er einen neuen Rock."

„Warum nicht auch einen Becher?"

„Den gönnte ich ihm wohl. Aber, als ich auf die Räuber eindringen wollte, da zögerte er, und erst als ich drauf und dran ging, folgte er mir und da bin ich doch der Allermuthigste gewesen!?"

Auf Rudolf's Rede zog Walther seine Stirn zu finsteren Falten zusammen. Er stand auf und warf den Becher zum

---

*) XVII.

Fenster hinaus mit den Worten: „Fort mit dem Ding, das deiner Seele schadet!“

Da wallte des Knaben Blut auf. Zornig ballte er die Fäuste und rief erregt: „Herr Walther! jetzt holt mir meinen Becher wieder!“

„Schweig, Knabe!“ rief ihm Walther derb zu und sah Rudolf scharf in die Augen. Eine kurze Weile verrann in tiefer Stille. Dann fuhr der Sänger mit starker Betonung ernst fort:*) „Es fiel der stolzen Sechs einst ein, daß sie die Sieben wollte sein. So sehr verlangt' ihr nach dem Uebermaße. Doch wer dem Maß will stören seine Straße, dem wird gar leicht zu Theil ein enger Pfad. Hoffährt'ge Sechs! nun sei du Drei! — dir war das Feld zur Sechs erst frei. — Nun duck' dich an der Dreie Statt.“

Der Inhalt des Gesagten und der feste bestimmte Ton hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Auf Rudolf's Antlitz stand der Kampf geschrieben zwischen Zorn und Scham. Diese sollte zum Siege gelangen. Walther setzte sich, zog den halb widerstrebenden Knaben zu sich heran und sagte mild: „Was ist rechte Anmuth? Das ist die, welche nicht weiß, daß sie anmuthig ist. Was ist rechter Muth? Das ist der, der nicht weiß, daß er muthig ist. Was ist rechte Tapferkeit? Das ist die, die nicht weiß, daß sie tapfer ist. Sieh! alles Große, Edle und Gute hat nur dann Werth, wenn es wie das Veilchen aus dem Boden der Demuth gewachsen ist; wenn Muth und Tapferkeit nach errungenem Siege Gott allein die Ehre geben. — — — Hattest du dies gethan, Rudolf?“

Da umschlang der Knabe den väterlichen Freund und begann zu weinen. Nach einer Weile frug Walther mild: „Hast du Alles recht verstanden, was ich gesagt?“

Rudolf nickte nur und verbarg sein Antlitz an Walther's

---

*) XVII.

Brust. Und als dieser ihn liebevoll frug: „Rudolf! hast du mich lieb als einen wahren Freund?“ — da drückte ihn der Knabe statt aller Antwort, als wollte er ihm die Rippen zerbrechen, und ließ nicht nach damit, bis sich die Thür öffnete und sein Vater eintrat.

Vargula bemerkte die verweinten Augen seines Sohnes; er vermuthete, die Thränen hätten etwa der Nachricht gegolten von Walther's Entschluß, zu scheiden. Freundlich wandte er sich an Rudolf und sagte: „Du hast mit Sigert's Hilfe Hildegunden befreit aus der Räuber Hände. Das macht mir Freude, Rudolf! Wenn ich dir auch rathe: Willst du einst Oberster von des Fürsten Kriegsschaaren werden, so sei nicht muthig und tapfer allein, sondern auch klug und edler List voll — so will ich dir doch deinen ersten ernsten Waffengang belohnen. Nenn' mir den größten deiner Wünsche, ich will ihn dir gewähren, so weit mir's möglich ist.“

Rudolf stand mit niedergeschlagenen Augen vor dem Vater. Der hielt es für Bescheidenheit und sagte freundlich, als der Knabe noch immer zu sinnen schien: „Nun sprich! was ist dein liebstes Begehr?“

Wie nach einem Gewitter die Sonne wieder freundlich durchblickt, so strahlte aus Rudolf das schöne, unverfälschte Licht kindlicher Freude.

„Vater!“ sagte er, „gebt mir Pergament und recht viel, daß ich mir kann Herrn Walther's Liedlein aufschreiben und behalten.“

Da wurden dem Sänger vor Wonne die Augen feucht. Freudevoll hob er Rudolf mit Kraft auf seine Arme und sagte: „Du liebster Knabe! Gott schütze und segne dich auf allen deinen Wegen. Komm, küsse mich! — — — — Herr Vargula, erlaubet, daß ich mit ihm gehe, Etwas zu suchen, was abhanden kam. Ich sag's Euch heute noch, was für ein Ding dies ist.“

Mit diesen Worten ließ er seinen Liebling nieder und ging

mit ihm an den steilen Berghang unter dem Fenster des Gemaches.

Der Becher fand sich bald. Noch ehe sie zum Burghof zurückkehrten, sagte Rudolf leise zu Walther: „Ich will ihn dem Hans geben."

„Nein, du Lieber," entgegnete Walther und strich ihm die Locken. „Behalte ihn! er ist das Geschenk deines gnädigsten Herrn und — und noch viel mehr. Schau ihn an in der Stunde der Prüfung und Versuchung." —

Die Nacht war gekommen. Noch ehe sie zum Schlafen mahnte, hatte Vargula die Hauptsache von Walther erfahren. Darum war des Schenken letzter Gedanke auf dem Lager: „Wenn er doch bliebe." Und Walther gedachte noch Hildegunde's und Rudolf's und in seinem Herzen erscholl es: „Es ist doch schön auf der Wartburg!" —

Drittes Kapitel.

Wenige Tage nach Vargula's Rückkehr erscholl unten im Thale von Eisenach her das laute Schmettern der Salpinx, der langen Kriegstrompete; Klänge der Tuba und der Busine mischten sich darein und flogen empor an das Ohr der auf der Wartburg Harrenden. Landgraf Hermann war seinem Schwiegersohne, dem Markgrafen Dietrich von Meißen, mit vielen Edlen wohlgeschmückt entgegengezogen. Im Oberstock des Ritterhauses stand Rudolf am Fenster und harrete des prächtigen Zuges, dessen Herolde soeben dem äußeren Burgthore zuritten. Eine

Reihe edler Herren folgte zu Pferde nach. Der Landgraf hatte die Grafen und Ritter der nächsten Umgebung sammt deren Gemahle und Töchtern geladen, den Festen zu Ehren des Besuches beizuwohnen. Wie blinkten da die Harnasche! hier golden, dort silbern, auch blanke von Eisen. Wie bunt und kostbar wallten die großen Satteldecken, nickten die Zimiere, die Straußen- und Pfauenfedern, die Fächer und Goldblätter auf den Helmen. Begierig wartete der Knabe auf den Markgrafen; der mußte doch unbestritten in lauter Gold und Purpur gekleidet sein. Rudolf sah wohl seinen Fürsten, aber keinen in kostbar prunkendem Gewande. Nur eine Anzahl Ritter und Knappen schlossen den Zug. Getäuscht verließ der Zuschauer seinen Platz und trat an ein nach dem Hofe der Vorburg führendes Fenster. Dort stand Walther. Der zeigte ihm auf sein Fragen den meißnischen Fürsten. Erstaunt frug Rudolf: „Der mit dem Lederkoller? Ich denk', der muß in Gold und Purpur stecken."

„Du kleiner Narr! ist denn die Nachtigall auch purpurn angestrichen? Grau sieht sie aus und unscheinbar und doch singt sie demantne Lieder. Schau dir den Markgrafen recht an — — sieh! — jetzt dreht er sich um — erblickst du nicht den großen Demant auf seiner Brust? Solch großen edlen Stein hat kaum ein Fürste. Das ist sein einz'ger Schmuck. Doch drunter ist ein noch viel schönrer Schmuck; da schlägt ein Herz so treu und deutsch, wie's von den Fürsten nicht ein jeder hat."

„Den hätt' ich mir ganz anders gedacht," sagte Rudolf verwundert.

„Geh nicht nach dem ersten Scheine, Knabe! der trügt. Schau gradwegs und genauer hin, so findest du oft Hoheit, tief in der Brust und in der Haltung. — Doch jetzt mach dich bereit! Die Gunst, daß du bei Hofe schon jetzt mit bedienen darfst und nicht erst künft'ges Jahr, die halte warm."

Diese Erinnerung wirkte wie ein Zauberschlag auf Rudolf. Er sollte zu den festlichen Geprängen aushilfsweise mit bedienen

und konnte so die ganzen Herrlichkeiten sehen. Noch hatte ihm die Fürstin das versprochene rothe Kleid mit Silberborte nicht fertigen können; er mußte sich für jetzt mit einem andern, schon vorhandenen behelfen. Der Kämmerer schickte es ihm. Seiner Schwester Sohn war auch Edelknabe, aber ungeschlacht und unschön von Gestalt und Antlitz, darum er denn von Frauen nicht so beachtet ward als Rudolf. Das ärgerte den Ohm. Darum wählte er für Rudolf ein Kleid, das diesem unmöglich passen konnte. Das sollte ihm später gar übel bekommen. Und so erwies es sich, daß das Kleid zu groß war, der Ausschnitt viel zu weit, der Ärmel viel zu lang. Doch kannte Rudolf noch nichts von Eitelkeit; er eilte, als ihn Jutte kopfschüttelnd noch einmal gemustert, zu der bestimmten Stunde lustspringend in den Palas.

Ein reges Treiben wie in einer volkbelebten Stadt herrschte auf der Wartburg. Edelknaben hielten den vornehmeren der Gäste die Steigbügel und führten die Geladenen in ihre Gemächer im Ritterhause. Knappen brachten unter des Marschalks Leitung, des von Ebersberg, die Pferde in warme Ställe; das Ingesinde holte Vorräthe aus den Wirthschaftsräumen, während etliche der Fremden neugierig auf den theilnahmlos daliegenden Löwen im Zwinger herabblickten.

Auch im Palas selbst, wie in den Kemenaten und Kammern ward es lebhaft. Hermann von Fahner, der Kämmerer, ließ für die freien, nichthörigen Ritter im großen Saale des obersten Gestocks viel Lager für die Nacht bereiten. Es war schon kühle Jahreszeit, daher die glaslosen offenen Fenster mit Decken wohlverwahrt werden mußten. Auch der von Schlotheim, der Truchseß, sowie Vargula, der Schenk, rührten sich emsig in Küche und Keller, wenngleich das Festmahl erst zur fünften Stunde stattfinden sollte.

Bis dahin verstrich die Zeit gar schnell; jeder und jede Einzelne beschäftigten sich mit der Kleidung; keins wollte an Pracht und Schönheit zurückstehen. Es wurde dazumal viel Sorgfalt darauf verwendet und Mutter Eitelkeit bestimmte Stoff

und Schnitt. Selbst der wildeste und kühnste Recke hielt im Kreise schöner Frauen bei Hofe viel darauf, daß seiner kräftigen Beine Wohlgestalt durch keine Falte in dem Beinkleid leide. Und für das Kleid und das Barett ward Seidenstickerei und Gold und Silber nicht gespart, je nach dem Range oder der Erlaubniß. Auch Edelsteine glänzten. Wie gut, daß sie nicht reden konnten; sonst hätte wohl der und jener von ihnen erzählt, daß der und jener Ritter aus versteckten Burgen mit oder ohne Schwertstreich ihn dem rechtmäßigen Besitzer geraubt, um drauf bei Hofe im zierlichen Tanze damit zu prunken. Auch Tuch und Seide schwiegen.

Die Frauen, wie man auch die Mädchen nannte, befrugen viel den Spiegel, wie noch heut. Vor Allem galt's, die Haut zu pflegen, damit die Stirn, der ringsum freie Hals und auch der Arm so weiß und sammetähnlich als nur möglich scheine. Man wußte recht gut, welche Farbe des Gewandes, ob blau, ob kirschenroth, ob weiß, ob grün wie's Meer, die bloßen Theile schön hervortreten ließ. Sonst ging man züchtiglich verhüllt, durft' auch nicht große Schritte machen und mußt' das lange Kleid vorn etwas aufraffen, damit es nicht beim Schreiten hindere; wohl auch: damit das kleine Füßchen sichtbar würde.

Vor fünf Uhr noch verkündete der Schall des Taburels und der Trompeten, daß die Gäste zur Tafel erscheinen sollten. Das Mahl fand im Festsaale des zweiten Gestocks statt. Man nennt ihn heut den Sängersaal. Der war zu Zeiten Hermann's weit größer als gegen 100 Jahre später unter Friedrich mit der gebissenen Wange, welcher mehr als ein Dritttheil des Saales zu einer Kapelle einrichtete, so noch heute als solche besteht. An Stelle des niedergebrannten Gotteshauses aber baute Friedrich ein heizbar Wohngebäude, die Dirnitz.

Der Saal prangte in Festesschmuck; sogar der kahle Estrichboden war durch Aufstreuen kleiner Tannenreiser und Blumen verschönt worden. An den Längswänden standen lange eichene

Tafeln, die eine für die Großen des Landes, die andere für freie Ritter. Die Tafel der Fürsten befand sich am südlichen Giebel auf einem erhöhten Platze, der Brücke. Vor den beiden langen Tafeln harrten die Geladenen, nach Rangordnung zu einer Gasse aufgestellt.

Im Gemache des Landgrafen hatte Schlotheim, der Truchseß, dem Fürsten knieend verkündet, daß das Mahl bereitet sei. Auf einen Wink des Herrn trat er in die anstoßende Laube des Saales und pochte mit seinem Stabe auf den Fußboden. Trompeten und Businen erschallten in feierlich gedehnten Tönen unter dem Wirbel der Tamburen. In den Saal traten die Fürsten mit hohem Gefolge. Markgraf Dietrich führte zur Linken die Landgräfin, neben ihr schritt Hermann. Ihnen folgten die edlen Jungfrauen des Hofes, geführt von Roswitha von Helderungen und Gertrude von Schwarzburg. Manch mächtiger Graf und edler Herr schloß sich ihnen an. Da sah man Günther von Schwarzburg und Hermann von Helderungen, die Väter Gertrude's und Roswithens; hinter ihnen des Landgrafen oberste Dienstmannen: der Schenk von Vargula, der Truchseß, Kämmerer, Marschalk und der Kaplan. Graf Meynhart von Mühlberg hatte die weite Reise nicht gescheut; auch waren Diderich von Querfurt, Wilhelm von Seburg, Fritz von Käfernburg an der Ilm, und manche Andere mehr erschienen, gern folgend dem Rufe des gastfreundlichen Fürsten.

Voll Hoheit und doch huldvoll schritten die Fürsten unter den Klängen der Trommeten durch die Gasse der sich tief verbeugenden Gäste. Die Musik verstummte erst, als sich die Fürsten und Sophia an ihrer Tafel niedergelassen hatten. Der Landgraf winkte dem Truchseß mit der Hand; der wies dann den Gästen ihre Plätze an und verordnete nach alter Weise, daß die Jungfrauen die Männer bedienen sollten, schöne Edelknaben die Frauen.

Das Mahl begann. Fanfarentöne verkündeten die jedes-

malige Ankunft eines neuen Gerichtes. Da gab es Braten von Wildschwein, Hirsch und Reh; darauf Salm, Lachs, Aal und Hecht mit Salse,*) gewürzt durch Nelken, Zimmt und Pfeffer. Und wenn die Fürstlichen den Pfauenbraten auch allein genossen, so mundete doch an den anderen Tafeln der Reiher ganz vortrefflich, die Trappe und das Rebhuhn. Auch Hirschpasteten, Obst, Weintrauben und Nüsse verschmähte keiner. Wer irgend noch Platz im Magen hatte, nahm auch Stücke von Honigkuchen und zimmtbestreuten Krapfen. Dazu perlte manch edler Wein aus Ungarn, vom Rhein und von der Mosel; am Fürstenplatz in goldnen Bechern, an der Tafel der Großen in silbernen und an der freien Ritter Tischen aus Maserholz und Buchs, verziert durch silbern oder zinnern Eingelege.

Der Truchseß und der Schenk standen anfänglich dabei und leiteten beim hellen Scheine zahlreicher Wachskerzen mit Umsicht des Bedienens Geschäfte, daß keiner ohne Speis und Trank bliebe. Als aber alles in frischem Zuge war, setzten sich Schlotheim und Vargula zu Wolfram und Walther an die Tafel der Großen. Der Landgraf hatte heut auf ihre persönliche Bedienung am Fürstentische verzichtet und dem Gast zulieb die der lieblichen Gertrude und der schelmisch hübschen Roswitha angeordnet.

Brunhild von Altenfels reichte die Speisen an der Tafel der Großen. Sie wollt' es gern, insgeheim um Walther's willen. Denn als der Truchseß sie gefragt: „Warum nicht dort, wo Euer Vater sitzt?" hatte sie geantwortet: „Ich möchte gern den beiden Sängern dienlich sein. Wer weiß, wie lang sie noch bei Hofe weilen." So ließ es ihr der Truchseß nach.

Die Unterhaltung war bald in vollem Gange. Wohl mocht' es dem und jenem nicht behagen, daß am Hofe nie ein Zechgelage geduldet wurde, daß man vielmehr mit feinem Anstande

---

*) Brühe, Sauce.

und Mäßigung auftreten mußte; doch entschädigte dafür die Gegenwart holder schöner Frauen, um deren Gunst sich mancher bemühte.

Brunhild reichte Hirschbraten dar. Bei Walther weilte sie bei jedem Gange länger und wußte sich zu schaffen zu machen. Als sie ihre weißen Arme vorstreckte, daß Walther sollt' vom Braten nehmen, sagte dieser vergnügt:

„Deß freu' ich mich, daß die vorgeschnittnen Stücke hübsch dick sind und nicht so fein, daß man bis Hildburghausen durchschauen kann.“

Den Frauen ziemte es nicht, aus eignem Antriebe zu sprechen. Nur wenn sie angeredet wurden, war's gestattet. Brunhild kannte diese eine der Anstandsregeln wohl; doch war gar groß Geräusch, darum dachte sie, es könnt' nicht schaden, wenn sie Herrn Walther halb zuflüsterte:

„Hab's auch beim Koche Euch zulieb bestellt, weil ich gehört, Ihr wollt' es gern so haben.“

„Ich danke Euch, Brunhild von Altenfels!“ sagte Walther freundlich und fügte artig hinzu: „So wird mir nun das Hirschlein, mit so viel Hulden dargereicht, gut schmecken.“

Auch an der Rittertafel ward von Hildburghausen gesprochen. Ein Ritter aus der Gegend von Gotha erzählte mancherlei seinen Nachbarn, dem Altenfels und dem von Falkenstein, deren Burgen an der Schwalm nicht weit von einander standen.

„Zu Gotha wird ein großes Fest bereitet,“ sagte der Ritter. „Da giebt's viel Prunk und lust'gen Mummenschanz. Der Stoff zu den Gewändern reicht nicht aus; drum wird in zween Tagen ein großes Lastfuhrwerk gar feines Tuch und Seide aus Hildburghausen nach Gotha bringen, das Fehlende zu ersetzen.“

Als nun der Ritter noch des weiteren entwickelte, wie und wozu der Stoff verwendet werden sollte, sahen sich Altenfels und Falkenstein verständnißvoll an. Ein kurzes Zischeln in die Ohren erfolgte, dann nickten sie befriedigt. Das geschah, als Hilde-

gunde, auch zum Dienst befohlen, den Burgnachbarn den Salm darreichte. Beim Vorbeugen hatte sie das Wort „Halbpart" gehört und deutete es sich, als sei ein Stück vom Fisch gemeint.

Rudolf half an der Tafel der Großen bedienen; dem Truchseß schien es nicht passend, daß ein Jungherr aus edlem Geschlechte zugleich mit Hildegunde aufwarten solle. Mit wohlwollendem Lächeln betrachtete die Gräfin von Schwarzburg den schönen Knaben; sie legte sanft die feine Hand um seinen schlanken Hals und sagte:

„Wann Du einmal des Dienstes enthoben bist, so komm zu uns nach Schwarzburg. Dort wird es dir gefallen. Und wenn du von der Burg hinabschaust in die tiefen Thäler und aufwärts auf die dunklen hohen Berge, so wirst du wohl bekennen, daß es bei uns fast schöner ist, als hier. — Herr Schenk!" rief sie Vargula zu, „Ihr müßt uns die Gunst erweisen, Rudolf auf einige Zeit nach Schwarzburg zu begeben. Ich möchte gern, daß er und mein kleiner Günther Freunde würden."

Auch Herr Günther, der Gräfin Gemahl, sprach darein. „Vargula!" sagte er, „mein liebwerth Ehgemahl hat ausgesprochen, was ich schon längst gewünscht. Du mußt ihn zu uns lassen. Für gut Geleite werd' ich selber stehen."

„Ich dank' dir, Schwarzburg!" entgegnete der Schenk. „Es würde mich nur freuen, wenn Rudolf in deinem edlen Hause weilen könnte. Doch hat er seine Fehler und möcht' sie auch bei dir wohl kaum verbergen können. Er ist gar heftig, leicht zum Zorn gereizt und überhebt sich öfter über sein Alter."

„Das wird so schlimm nicht sein!" bemerkte Schwarzburg.

„Verzeiht, wenn ich in Eure Rede falle," sagte Walther von der Vogelweide zu Vargula. „Ich glaub', ich kann mein Wort zum Pfande geben, daß es Rudolf gelingen wird, sich zu bemeistern. Wie er die geist'gen Waffen üben soll, das hab' ich ihm gelehrt und er hat's wohl verstanden. Nicht wahr, Rudolf?"

Der Knabe erröthete, hob aber bald darnach lächelnd sein

Lockenhaupt hoch empor und nickte dem Freunde zu. Das machte ihn so schön, daß die Gräfin ihn bewundernd anschaute und sagte: „Wie wär's, wenn wir ihn gleich nach dem Feste mit uns nähmen?"

Vargula blickte munter auf Walther und fügte hinzu:

„Hier bin ich nicht allein Herr. Es giebt noch Einen, der mit drein zu reden hat."

Walther's Augen leuchteten freudig auf; doch wollte er nicht, daß Rudolf seine Rede höre. Drum sagte er freundlich zu ihm: „Rudolf, du kleiner Schenk! vergiß nicht deines Dienstes! Dort unten sitzt Herr Querfurt; die Zunge klebt ihm an dem Gaumen. Schnell! bringe ihm den Krug und fülle seinen Becher." Und als der kleine Schenk der Weisung folgte, setzte Walther hinzu: „Gönnt mir den Knaben nur noch einige Zeit. Ich möcht' ihm gern noch manche Lehre geben. Auch brennt er jetzt darauf, der Lieder etliche auf Pergament zu schreiben, die seiner jungen Seele lieb und werth geworden."

Vargula verstand ihn. Walther hatte von seinem baldigen Scheiden sonst Niemandem etwas sagen wollen, und gerade dieses war der Grund zu seiner Bitte, Rudolf für die kurze Zeit noch um sich haben zu können. Er lenkte das Gespräch auf etwas Anderes, was bald eine Wendung auf die beiden Fürsten brachte.

Hier, an der Fürstentafel, gab's ein allgemeines Gespräch über die Gegenwart und deren Kämpfe im deutschen Reiche. Zwei Könige des Reiches standen sich feindselig gegenüber. Der Landgraf war auf den einen, den Schwabenherzog Philipp, gar schlecht zu sprechen; hatt' es auch Ursache vom Jahre 1205 her, in welchem Philipp ihn zur Unterwerfung gezwungen. Doch auch dem Gegenkönig Otto, dem dritten Sohne Heinrich's, des sogenannten Löwen, war er nicht besonders zugethan; die hochnäsige und rohe Welfenart war ihm zuwider, ihm, der durch seinen steten Umgang mit den besten Dichtern an feine Geistesgenüsse gewöhnt und dem Welfen hierin weit überlegen war.

„So finde ich denn in Keinem rechte Befriedigung,“ sagte er zum Markgrafen. „Du kannst mir's glauben: 's ist nicht ergötzlich, solches Schwanken.“

„Und doch bleibt keine Wahl,“ versetzte Dietrich. „Papst Innocenz hat, wie du weißt, mit seinem Banne jeden bedroht, der Otto nicht als König betrachtet.“

„Der Papst ist sittenstreng und gelehrt; doch auch gar herrschsüchtig. Daß die Pest fahre in die welsche Einmischung!“ setzte Hermann hinzu und schlug mit der Faust auf die Tafel. Lächelnd erwiederte der Markgraf:

„Hier hör' ich Walthern aus dir sprechen. Ich will ihm wohl und vernehm' es gern, wenn er in seinen Liedern gegen die Welschen spricht und reines deutsches Regiment will haben. Doch sieh dich für! so groß die Macht ist, welche die Meinung der Dichter auf das Volk ausübt, kann sie doch auf Schwankung und Abwege führen und, wer ihr folgt, vereinsamt stehn.“

„Walther hat gut deutschen Sinn, und eben weil er deutsch, ist er fest und treu. Obgleich er manch ein Wort für Otto hat geschrieben, fand er doch bei dem Welfen nichts als Undank. Und dennoch hält Walther fest an seiner Königskrone, weil Otto sie rechtskräftig trägt. Wie sehr auch Philipps Anhang wächst und Otto schwach wird und in England weilt um Hilfe, so hat im Grunde Walther Recht, wenn er trotz alledem zu Otto hält. Freimüthig offen ist der Sänger, der mir nicht selten ganz unverhohlen entgegentritt. Darum vertrau' ich ihm.“

„Der edle Freimuth stößt in Rom an,“ sagte der Markgraf. „Philipp ist dem Papste gegenüber friedliebend geblieben; sein Anhang wächst gewaltig. Gieb Acht! nicht lange wird's währen, so erklärt sich Innocenz doch noch für den Hohenstaufen.“

„Kannst Recht haben, Dietrich! — Doch für heut laß uns des ewigen Haders in unsern deutschen Gauen vergessen. Wir wollen uns des Festes freuen, das dir gilt. Der Becher voll sei deinem Wohl geweiht!“

Als die übrigen Gäste inne wurden, daß der sich erhebende Landgraf auf seines Verwandten Wohl trank, standen sie sämmtlich auf; die Trompeten, Pfeifen und Tamburen fielen zu einem Tusch ein und die Gäste leerten ihre Becher.

Des Nachtischs Leckereien wurden gereicht, dann Brot und Käs. Als auch dies verzehrt war, als manch ein fester Trinker wehmüthig auf die große Zahl noch voller Krüge blickte, ward die Tafel aufgehoben. Behend sprangen die Edelknaben herzu und reichten Handtuch und Schalen mit Wasser zum Händewaschen knieend dar. Das war gar nöthig, denn dazumal gab es noch keine Gabeln. Manch junger Ritter nahm dies Geschäft den Pagen ab, um seiner Holden damit zu dienen. Im Nu waren auch die Tafeln verschwunden, die Tannenreiser vom Estrich abgelesen.

Ringsum im stummen Kreise standen die Geladenen. Der Seneschall mußte Markgraf Dietrich führen, die Großen seines Fürsten vorzustellen. Auch Hermann ging zu dem und jenem und sprach ein freundlich Wort. Sophia näherte sich den Frauen; gar mancher drückte die Fürstin huldvoll ihre Freude aus, sie zu sehen; auch fehlte es nicht an lobender Anerkennung für die vornehmen Jungfrauen ihres Dienstes, soweit deren Mütter zugegen waren.

Lange verweilte der Markgraf bei Wolfram und Walther; mit Letzterem zog er sich sogar zurück auf eine Bank zwischen den Fenstern. Beide schienen ein wichtiges Gespräch zu führen. Das wurde schließlich unterbrochen durch des Landgrafen Frage: „Ist dir's genehm, dem Tanze beizuwohnen?"

Dietrich war ernst geworden; doch bald lag wieder ein freundlicher Zug auf seinem Antlitz, als er die Hand der Landgräfin küßte und mit dieser den Reigen eröffnete.

Walther's schönes Auge schaute suchend im Saale umher; er hätt' so gern noch einmal auf Hildegunde geblickt; doch die war

verschwunden. Als er darauf Brunhild's von Altenfels ersah, gedachte er der dicken Bratenschnitten, und artig dankbar erkor er sich die Maid zum Tanze. Brunhild bezog das Suchen auf sich und war gar hold und zierlich zu dem Sänger. Auch andre Paare traten an zum Tanze. Da gab's zu schauen manches Prachtgewand; Gewebe von Brokat in allen Farben, manch' Pfeller von Achmardi, Sammet und glänzende Seide aus Almeria und Palma, und was Alles durch die Kreuzzüge aus Europens Süden und dem Orient in deutschen Landen eingeführt war. Der Marder hatte zum Pelzbesatz sein Fell hergeben müssen, auch das graue Eichhörnchen und der Zobel.

Zierlich schritten die Männer nach dem Takte der Schalmeien, Flöten und Pfeifen neben ihren Tänzerinnen einher. Anmuthig und reizvoll folgten diese den Bewegungen ihrer Begleiter, den schönen weißen Arm bald gebogen wie ein Schwanenhals, bald ausgestreckt zu weiterer Schwenkung, je nachdem die Art des Tanzes es verlangte.

Der Wein, sonst zwar mit Maß getrunken, hatte doch die Zunge manches Schüchternen gelöst. Auch Brunhild war beredt; sie sprach zu Walther von ihrer Kunst, in Gold zu sticken, und zeigte ihm ein purpurn Schleifchen mit Gold gesäumt. Das deute treue Liebe, echt wie Gold, sprach sie und schaute tief in Walther's Augen. Der hatte wohl den Liebreiz schöner Frauen gern, doch heut zog's seinen Geist in's Ritterhaus, wenn anders nicht das Gespräch ihn zur Aufmerksamkeit zwang. Gern schaute Mancher auch auf den von Altenfels und den von Falkenstein; er konnt' nur lernen von deren feiner, hofgemäßer Haltung.

Mehr als zwei Stunden waren verstrichen im Glanze und der Freude des Tanzes. Dann ward auf Hermann's Wink ein Zeichen gegeben, daß dieser Theil des Festes beendet sein solle. Die Pfeifer verabschiedeten sich, Vargula musterte die in einem Wirthschaftsraume geborgenen Becher, und der Truchseß zählte die Löffel aus Edelmetall vorsichtig durch; er kannte seine Leute

aus den niederen der Gäste und die Gewalt, die das Blitzen des blanken Metalles auf einzelne der Ritter ausübte.

Die Fürsten, sowie Sophia mit ihren edlen Jungfrauen zogen sich in des Landgrafen großes Gemach zurück. Auch Mancher der Großen aus dem Thüringer und Meißner Lande durfte nachfolgen, darunter der Kaplan, Vargula und Walther. Wolfram von Eschenbach zog sich zurück, was auch der Landgraf sagen mochte. Dem Sänger war des lauten Treibens schon zu viel geworden. Wein wurde fortgetrunken; der Fürstin Frauen reichten ihn dar.

In weitem Bogen um das trauliche Kamin saß und stand die vornehme Gesellschaft, vornehm an Stand und Geist; denn diesem war nunmehr der höchste Genuß, zu hören, wie so schöne Lieder der Sängerbrust entquollen.

„Nun stimme an dein Lied!“ sagte der Landgraf zu Walther. „Sing, was du willst; es ist uns Alles lieb.“ Doch leise fügte er lächelnd hinzu: „Nur nimm kein Lied, was gegen Pfaffen geht. Ich möcht', daß der Kaplan gefangen werde von des Sanges Macht.“ Verständnißvoll lächelte auch Walther. Als er die Saiten seiner kurzen Harfe stimmte, blickte er sinnend vor sich hin. Darauf stemmte er die Harfe auf das Knie und hub an zu singen:*)

Deutschen Frauen will ich sagen
Solches Lob, daß sie noch desto baß
Sollen aller Welt behagen.
Ohne großen Lohn selbst thu' ich das.
Was wollt' ich auch Sold?
Sie sind mir zu hehr.
Drum bin ich bescheiden und begehr' nicht mehr,
Als: daß sie mich grüßen hold.

Lande hab' ich viel' gesehen,
Mit den besten ward ich gern bekannt.

*) XVII.

Böses müßte mir geschehen,
Wenn sich dahin je mein Herz gewandt,
Daß ihm wohl gefallen
Könnte fremde Sitte.
Und was hülf' es mir, wenn ich für Falsches stritte?
Deutsche Zucht geht vor in Allen.

Von der Elbe bis zum Rhein
Und hinan bis an das Ungarland
Mögen wohl die Besten sein,
Die ich auf der weiten Erde fand.
Wenn ich recht kann schauen
Wackern Sinn und Leib —
Helf' mir Gott! — ich schwör', daß hier das Weib
Besser ist als andre Frauen.

Deutscher Mann ist wohl gezogen,
Und wie Engel sind die Frauen schön.
Wer sie tadelt, hat gelogen;
Anders kann ich's wahrlich nicht verstehn.
Tugend, reines Minnen,
Wer die suchen will,
Komm nach unserm Lande; da ist Wonne viel.
Ewig möcht' ich leben drinnen.

Als die letzten Töne verklungen waren, erhob sich Markgraf Dietrich von seinem Sessel und rief mit hellstrahlenden Augen: „Recht so, Walther! Das war brav gesungen. Deutschlands Ehre steh uns Allen hoch."

Hermann fügte hinzu: „Und die welsche Art sei von uns verbannt. Deutsches Blut nur soll in unsern Adern rinnen."

Das erscholl in den Herzen aller Großen wider, die dem Sange gelauscht. Sie sagten nichts dazu, aber manch einer von ihnen stieß zur Bekräftigung mit dem Schwerte auf den Fußboden, daß es dröhnte. Die Landgräfin aber sagte zur Schwarzburg: „Reich ihm den goldnen Becher dort voll Wein. Wer so meisterlich die deutsche Zucht und Sitte preist, der stehet auch in aller deutschen Frauen Gunst."

Doch ehe noch der Becher an ihn kam, erfaßte Walther seine Harfe wieder. Begeistert begann er die Saiten zum Vorspiele zu schlagen, begeistert blickte sein leuchtend Auge nach der Thür, als wollte es hindurchschauen bis zu einem holden Mägdlein im Ritterhaus. Und hingerissen von der Macht der Minne sang er mit seiner Stimme weichstem Wohllaut:*)

Durchsüßet und geblümet sind die reinen Frauen;
So Wonnigliches gab es niemals anzuschauen
In Lüften, noch auf Erden, noch in allen grünen Auen.
Lilien und der Rosen Blumen — wo die leuchten
Im Maienthaue durch das Gras — und kleiner Vögel Sang
Sind gegen diese Wonne ohne Farb' und Klang,
So man sieht schöne Frauen. Das kann den trüben Mut erquicken
Und löschet alles Trauern in derselben Stund',
Wenn lieblich lacht in Lieb' ihr süßer rother Mund,
Ihr glänzend Auge Pfeile schießt in Mannes Herzensgrund.

Als Walther das Lied geendet, blieb's ringsum still; kein störend Wort sollt' rauh den Eindruck schmälern, den es auf aller Herzen hatt' gemacht. Darauf erhob sich Sophia; sanft erröthend trat sie zu dem Gemahl, faßte seine Hand und sagte: „Gieb ihm den Becher, daß hinfort keine andern Lippen ihn berühren als die seinen, über die das holde Lied gegangen."

Walther nahm den Becher aus Gertrude's Hand. Vor der Landgräfin kniete er nieder und sagte: „Erlaubt mir, hohe Herrin, daß ich den Becher leeren darf auf Euer Wohl und Eurer edlen lieblichsüßen Kinder. Gott lass' sie Euch gedeihn zu Eurer Freude, Eurem Wohle!"

Mit einem Zuge leerte er das kostbare Gefäß, stand auf und verbeugte sich vor dem fürstlichen Ehepaare.

Dem Landgrafen war gar wohl zu Muth. Er drückte seinem Gemahl die Hand und küßte sie auf Mund und Wangen vor

*) XVII.

allen Umstehenden. Drauf sagte er mit schelmischem Blick auf die edlen Jungfrauen: „Walther! weißt du nicht zu singen von dem, was den Mägdlein nicht unwillkommen ist? Ich meine, was ihnen —" Walther unterbrach ihn.

„Wenn anders ich Euch recht verstehe," sagte er lächelnd, „so ist ein Kuß auf rothen Mund gemeint."

„Du hast mich recht verstanden!" rief Hermann munter. „Nun küsse du im Lied und im Gedanken."

Walther nahm wieder die Harfe zur Hand und spielte abwechselnd flink und wieder langsam zu dem Sange:*)

Könnt' ich doch erleben, daß ich Rosen
Mit der Minniglichen sollte lesen;
Wollt' ich mit ihr scherzen, mit ihr kosen,
Als ob Freunde wir schon lang gewesen.
Würde mir ein Kuß zu einer Stunde
Von dem rothen Munde,
Wär' von meinem Leiden ich genesen.

Verschämt lächelnd blickten die Jungfrauen zu Boden. Nur Brunhild sah mit feuriger Gluth empor auf Walther's Mund.

Auch der Markgraf befand sich in rosigster Stimmung. „Ich sollt' dir zürnen," sagte er zu Walther, „daß du uns lüstern machst zum Kusse und weißt doch, daß mein liebwerth Ehgemahl in weiter Ferne weilt."

Da lachte Walther und antwortete: „Herr Markgraf! wenn Ihr seid zurückgekehrt, wird es Euch um so besser munden. Was man gar lang entbehrt hat, wird uns um so theurer."

„Doch nur nicht gar zu lang," warf Vargula traurig ein. „Es kommt mir oft gar sauer an, die Kinder mein so lange zu entbehren und ewig ihrer Mutter."

Diese Worte brachten das Gespräch auf Rudolf. Voll Heiterkeit berichtete Hermann dem Markgrafen, wie Rudolf vor ihm

---

*) XVII.

gestanden und sich gestreckt, daß er ebenso lang aussähe als Sigert, der Knappe. Auch daß er nichts anders begehrt, als ihm zur Jagd folgen zu dürfen.

„Wie gut, daß ich deß gedenke," schloß er die muntere Erzählung. „Vargula! dein Sohn und Sigert mögen uns zur nächsten Jagd begleiten. — Dietrich! du mußt den Knaben kennen lernen. Geräth er, wie es scheint, nach seinem Vater, so kann ich ruhig einst zu sterben gehn, denn meine Söhne weiß ich dann in guter Hut."

Vargula faßte freudig die dargereichte Hand des Fürsten und küßte sie. Das Gespräch nahm seinen Fortgang. Sophia spann an Walther's Worte vom Entbehren an, und mancher sinnige Gedanke ward da ausgesprochen. Kopf und Herz öffneten sich; herüber und hinüber flog, was drin sich regte, zu warmem Austausch. Auch manch ein Witzwort stahl sich in die Rede und wirkte klug, daß das Gespräch sich nicht auf Trübes versenkte.

Die Nacht war eingebrochen und mahnte zur Ruh. Der Landgraf ward deß zunächst inne und sagte: „Es ist die Zeit gekommen, daß wir unser Lager aufsuchen. Doch ehe wir dies thun, mag Walther uns ein gutes Sprüchlein sagen, daß wir es mit hinübernehmen in den Schlaf."

Da faltete der Sänger seine Hände zum Gebet und kniete nieder. Und alle knieten andächtig mit, als Walther voll Innigkeit aus seinem Lied vom Kreuze*) die Worte sprach:

Nun bitten wir die Hehren:
Die Mutter und ihr Kind,
Daß sie uns Heil bescheeren,
So rein und gut sie sind.

Wie kann der je gerettet sein,
Der all' die Missethaten sein
Nicht will im Herzen tief bereu'n?

---

*) XVII.

Denn Gott wird keine Sünd' verzeihn,
Die nicht gereut zu jeder Stund'
Hinab bis auf des Herzens Grund.

Nun wird uns Reu' so schwer;
Gott sende sie uns her,
Beim heil'gen Geiste, der
So schön und hoch und hehr.

Denselben Geist, o Vater, uns,
O Sohn, herniederschicke,
Daß er mit süßer Feuchtigkeit
Manch dürres Herz erquicke.

Die Hoffnung uns gewähre:
Daß uns nicht mehr beschwere
Die Schuld, durch die bedrückt wir sind.
Hilf uns, daß Jeder Sühne find'
Durch stete feste Reue
Um seine Missethat,
Die doch nur Gott alleine
Uns zu vergeben hat.
Wir flehn um unsre Sünden Dich,
Daß Du uns seiest gnädiglich.

Nach den letzten Worten blieben alle noch eine Weile in tiefes Schweigen versunken. Dann erhob sich der Landgraf und verabschiedete seine Gäste. Sophia begab sich mit ihren Jungfrauen in die anstoßende Kemenate. Der Kaplan konnte nichts gegen das Gebetslied sagen, war aber ärgerlich, daß man nicht ihm die Ausführung der Andacht übertragen hatte.

Walther ging zunächst in den Festsaal. Dort hatte er seine Fiedel zurückgelassen, deren Spiel zum Tanze heute nicht begehrt worden war. Als er aus dem anstoßenden langen Gange in das noch leere, fast finstere Vorzimmer trat, um von dort aus zur Freitreppe zu gelangen, fühlte er sich plötzlich von zwei weichen Armen umschlungen. Ein heißer Kuß von zarten Lippen brannte auf seinem Munde. Darauf hörte er das Rauschen eines Seidengewandes und das Zuschlagen einer nach den Keme-

naten führenden Thür. Dies Alles ging so schnell von Statten, daß der Verblüffte nicht Zeit gewinnen konnte, die Gestalt festzuhalten. Kurz darauf traten Beichlingen und einige Knappen ein, welche den Nachtdienst hatten. Der helle Schein ihrer Lampe beleuchtete einen glänzenden Gegenstand zu Walther's Füßen. Der hob ihn auf und entfernte sich mit einem Nachtgruße. Erst in seinem Gemache erkannte er in dem Funde eine Nadel mit einem schön leuchtenden Rubin. Kopfschüttelnd betrachtete er den Schmuck; es schien ihm, als hätte er ihn beim Tanze an der Brust einer der Jungfrauen gesehen.

So sehr auch der geräuschvolle Tag ermüdet hatte, konnte Walther doch nicht sogleich zum Schlafe gelangen. Eine Menge sich kreuzender Gedanken beschäftigte ihn; der feste Entschluß, zu scheiden, die Sehnsucht nach einem eignen Besitzthum, der sonderbare Kuß und Fund im Palas und — Hildegunde's lieblich Antlitz mit den schönen Augen, jetzt geschlossen zu friedlichem Schlummer — das Alles hielt ihn noch wach, bis endlich auch er den Rechten der Natur erlag. Er war wohl der Letzte von denen, deren der Schlafgott sich erbarmte.

Viertes Kapitel.

Am frühen Morgen des folgenden Tages, noch lange vor dem Aufgang der Sonne, tönte das Glöckchen der Burgkapelle. Eine dichte Wolke umschleierte die Wartburg, so daß man das trotz der Frühe sich entwickelnde Leben nur wenig wahrnehmen konnte. Der ganze Hof, die geladenen Gäste und Alles, was vom Ingesinde abkommen konnte, gingen zur Messe in das Gottes-

haus. Nur hier und da ließ der dicke Nebel den wandernden Schein einer Laterne durchblicken.

Andächtig knieten Viele in der Kapelle vor dem Herrn aller Herren; Andere flüsterten einander weltliche Dinge zu. „Mit der großen Jagd wird's heute wohl nichts werden?" frug der eine seinen knieenden Nachbar. Der Ortskundige aber erwiederte ebenso leise: „Habt darum nicht Bange. Die Sonne wird den Nebel zerreißen schon beim Frühmahl und dann giebt's einen hellen schönen Tag."

Nach Beendigung des Gottesdienstes tönte wiederum die Glocke. Noch lag der Nebel auf der Burg, aber ein Luftzug ging hindurch, und als das kurze Frühmahl eingenommen ward, bestrahlte das große Weltenlicht die Gruppen der Speisenden in verschiedentlichen Gemächern. Jetzt konnte man auch das rege Treiben bemerken, das sich auf beiden Höfen entwickelte. Einige der geladenen Ritter, darunter die von Altenfels und Falkenstein, erbaten sich von Hermann und Sophia, wieder zurück reiten zu dürfen in ihre Burgen. Altenfels empfahl dabei seine Tochter Brunhild der Huld der Landgräfin, die sich auf frühe Morgensprache schon gefaßt gemacht.

Da gab es denn viel Roßgewieher und Stampfen mit den Hufen. Die Edelknaben hielten die Pferde der Scheidenden und diese trabten ab mit ihren Knappen. Da war aber auch viel Rennen und Rufen zur Jagdvorbereitung. Die großen Rüden wurden vorgeführt, die den Eber und den Hirsch abfangen sollten, wohl gar auch einen zottigen Bären, der sich unklug den Jägern etwa entgegenstellen würde. Die Hunde waren kaum mehr zu zügeln, nur das Gebrüll des Löwen brachte eher etwas Ruhe unter sie, als der Zuruf der Wächter.

Die Sonne stieg höher. Die Jagdrosse wurden vorgeführt, und als die Fürsten aufgestiegen waren, erfolgten lustige Hornstöße und von der Freitreppe aus das Wehen der Tücher von der Landgräfin und ihren Dienstjungfrauen. Nahe am Ende des

Jagdzuges erblickte man zwei freudestrahlende, jugendliche Gesichter. Rudolf und Hans Sigert folgten stolz zu Rosse, mit Speeren und dem Bogen wohl bewaffnet.

Wohlgefällig schaute Walther auf die bunte Gruppe, die muth'gen Rosse und unbänd'gen Rüden. Wolfram von Eschenbach stand in der Vorburg; er schüttelte Rudolf freundlich die Hand und sagte ihm ein frisches munteres Jägersprüchlein. Auch Walther trat hinzu; er winkte mit der Hand und Rudolf schwenkte seine Mütze ihnen zum Gruße. Bald hatte der lange Zug die Burg verlassen.

Als Wolfram mit Walther vom Thore weg zur Hofburg schreiten wollte, ersah Letzterer Hildegunden und Lukardis droben am Fenster. Eine flüchtige Röthe bedeckte Walther's Antlitz, als er hinaufrief: „Gott grüß Euch, klein Lukardis und Hildegunde. Ihr habt gewiß nach strengem Dienste süß geträumt?"

„Ich dank' Euch, edler Herr!" rief die Maid herab. „Wohl hab' ich süß geträumt; doch woher wißt Ihr's?"

„Ich sag' es Euch ein andermal. Lebt wohl!"

Walther nickte ihr zu und Hildegunde verbeugte sich erröthend, aber lächelte hold dazu. Das machte den Sänger ganz wirr und fast schwankend in seinem Entschlusse, die Wartburg zu verlassen. Er bedurfte einer Aussprache; darum sagte er zu Wolfram: „Freund! laß mich dir folgen; ich möcht' dir etwas anvertrauen."

Beide betraten Wolfram's Gemach. Walther öffnete die Fenster und schaute gen Westen auf das Berggewirre. Der einströmende Herbstgeruch, ein Gemisch des Duftes von gefallenem Laub und treubleibenden Kiefernadeln, lockte auch Wolfram an's Fenster. Aus den Thälern tönten die Jagdhörner und deutlich auch der Ruf zur Anfeuerung der Hunde: Ra ra ra ra, taho taho! — Dazu hörten die Lauschenden aus der Tiefe her das sanfte Rauschen des Waldes, bewegt von der reinen Bergluft, so daß Wolfram, von dem ewig neuen Zauber der Morgenschöne fromm

ergriffen, ausrief: „Wir können schauen, wohin es sei, überall treffen wir auf Gottes Allmacht und Güte zugleich; auf Bergen, wie in der Ebene. Doch fesselt mich der Bergwald noch viel mehr. So still er ist, kann doch der Geist ihn beleben mit mannigfachsten Gestalten. Sieh dort den hohen Berg mit seiner Felsenkoppe, von Menschenfuß wohl kaum einmal betreten! den nehm' ich mir als Vorbild für die Gralburg. Denn wann die goldne Morgensonne ihn bescheint, so wird's der geist'gen Schaffenskraft nicht schwer, ein kostbar prunkend Schloß sich drauf zu zaubern. Ich kann dem Parzival nur auf der Wartburg Gestalt und Leben geben. Und — glaubst du mir? — so manche Züge, die ich am Knaben Rudolf oft bemerkt, sein träumerisch schöner Blick, wann er allein, sein Thatendrang und Kraftgefühl, und doch sein kindlich Wesen, sie geben hier und da ein kleines Vorbild zu Parzival's Jugendzeit. So find' ich denn hier Alles, was mir dienlich sein kann zur Vorbereitung meines Werkes, geschützet und gepflegt von nie wankender Hingebung und Huld des edelsten Fürsten und Freundes der Kunst."

Walther hatte sinnend und nicht ohne Anflug von Wehmuth der Rede Wolfram's zugehört. Er zog den Freund und Kunstgenossen herein in's Zimmer, setzte sich auf eine Bank und stützte den Kopf in die Hand.

„Wie freue ich mich deiner Rede," sagte er, „und des Gedankens deines Wohlseins hier. Denn dein Glück ist mein Glück. Doch nie hab' ich so recht gefühlt, wie einsam und verlassen ich in der Welt stehe, als eben jetzt. Ich preise dich! du hast dein Heim, dein Vestlein Wildenberg, hast Weib und Kind; hast's wachsen sehn und zappeln mit den Beinchen und hast's geführt, geherzet und gezogen und kennst das Glück des ehelichen Lebens. Ich aber steh' allein, und all mein Singen vermochte nicht, ein Heim mir zu erwerben; ein eignes Heim, in dem ich gar so gern mit einem trauten Weibe möchte leben, in Ruhe, sonder Hast und Abhängigkeit der Kunst mich hinzu-

geben. Drum muß ich fort von hier, wo anders zu versuchen, ob mir das Glück ist meinen Wünschen hold."

Wolfram war betroffen über die letzten Worte. Mit verschränkten Armen ging er hin und her und fand kein Wort zur Gegenrede. Erst nach einer Weile des Sinnens legte er seine Hand auf Walther's Schultern, sah ihm innig in die Augen und sagte:

„Walther! bin ich dir denn gar nichts?"

Da sprang Walther von seinem Sessel auf und faßte seine Hände.

„Wolfram!" rief er, „du meines Herzens Freund! du machst es mir gar schwer, zu scheiden. Doch glaube mir: Es ist gar Mancherlei, was mich an diese Wartburg fesselt. Und von diesem Manchen bist du eins der Vornehmsten. Ich kehre wieder, verlaß dich drauf. Nur jetzt muß ich hinaus; ich kann's nicht ändern. Drum mach' den Abschied mir nicht schwer."

Darauf theilte er ihm noch so Manches mit, was Wolfram auch gar wohl begriff und, wenn auch schweren Herzens, billigen mußte.

Er konnte sich aber der Besorgniß nicht entschlagen: „Doch wenn du blind hinausziehst ohne Wahl, so kann dich manches neue Uebel treffen. Erführe ich's, ich hätte Tag und Nacht nur Leid um dich."

„Beruh'ge dich," sprach Walther; „deine Sorgniß macht mir mein Herz voll Dank dem Freunde schlagen. Doch gehe ich nicht ohne gutes Ziel. Bernhard von Kärnthen hat mir längst bekundet: Sein Hof stünd' offen mir zu jeder Zeit. So will ich denn zu ihm mich wenden, dort zu weilen."

Wolfram ward beruhigter; er konnte just es Walthern nicht verdenken. Hätt' er gewußt, daß er ein Lehen wünschte, um Hildegunden einzuführen als sein Weib, er würde freudig ausgerufen haben: „Ziehe!" Doch Walther schloß sein still Geheimniß ein; noch wußte er ja nicht, ob sie ihm minnete. Erst dann,

wann er ein eignes Haus das seine nennen konnte, wann ein gesicherter Besitz ihm würd' beschieden sein, erst dann wollt' er um Hildegunde werben.

Walther ging. Ihm lag daran, zu erforschen, wer der rechtmäßige Eigenthümer der schönen Nadel mit dem Rubine sei. Von den Frauen der Gäste war noch keine abgereist. Er ging die Reihe um und frug, doch Niemand erkannte den im Vorzimmer gemachten Fund als sein Eigenthum an. Zwar erröthete Brunhild flüchtig, als er sie scharf ansah und ihr bei seiner Frage die Nadel vorhielt; doch sagte sie schnell darauf: „Ich habe niemals solche Zier besessen."

So barg Walther den Schmuck einstweilen sorgfältig und dacht' darauf, welche jungfräuliche Brust er wohl am besten zieren könnte. —

Während dieser Vorgänge auf hohem Berge hatte sich unten in den Thälern ein stürmisch-munteres Jagdleben entwickelt. Ein Bär war alsbald erlegt worden. Das war den Jägern nicht lieb; seine Nähe mußte die Eber und Hirsche verscheucht haben. Darum ging es rüstig weiter, auf Ruhla zu. Rudolf und Sigert ritten wacker nach. Doch konnten sie, die Ungeübteren, nicht so rasch folgen; auch hielt sie im Walde ein stattlicher Hirsch auf. Der Wind war günstig. Schnell sprang Rudolf vom Pferde, schlich leise dem stutzenden Hirsche zu und warf seinen Jagdspieß auf das edle Thier. Der traf tief in die Seite desselben. Wohl sprang der Hirsch weiter; doch gerieth er in Gestrüpp und kam hier zu Fall. Mit freudigem Hussa eilte Rudolf herzu und stieß sein Jagdmesser dem Hirsche in die Brust, daß dieser röchelnd verendete. Sigert wollte eben beispringen, als aus dem dichten Gebüsch ein versprengter Keiler wüthend auf Rudolf zulief. Der wäre verloren gewesen; doch Hans sprang mit wuchtigen Sätzen hinzu und streckte seinen Spieß wohlgezielt vor, so daß dieser in des schäumenden Ebers Rachen drang. Noch gab's einen heftigen Kampf mit dem gewaltigen Thiere,

das sich trotz der tödtlichen Wunde nicht so schnell ergeben wollte. Erst nach den größten Anstrengungen gelang es den jungen Jägern, auch ihn für immer zum Schweigen zu bringen. Der Kampf hatte sie von dem Lager des Hirsches weit abgebracht. Als die Erhitzten sich nach diesem umschauten, bemerkten sie durch die Büsche zu ihrem Erstaunen, daß er sich bewegte; sie trauten ihren Augen kaum. Und doch setzte sich das Bewegen fort. Schnell eilten Beide an den Ort, und vor ihnen standen zwei verrußte Männer, die sich mit dem Hirsche zu schaffen machten, um ihn als gute Beute fortzuziehen. Sie sahen recht wohl die rechtmäßigen Eigenthümer, aber lachten sie höhnisch an. Der eine drang mit dem Schwerte vor, der andere mit dem Spieße, der dem Hirsche den Rest gegeben. Mit heiserer roher Stimme riefen sie ihnen zu:

„Macht, daß Ihr aus dem Walde kommt, Ihr Knaben! sonst sollt Ihr unsere Waffen im Leibe fühlen.“ Trotz alles Grimmes mußten sie sich zurückziehen, aber auf dem nahen holperigen Wege sahen sie einen Knappen von des Landgrafen Gefolge kommen, welcher drei verwundete Hunde führte. Sogleich meldeten sie ihm das Geschehene. Mit aller Seelenruhe folgte der Knappe den Knaben in den Wald, und bald erreichten sie die Stelle, wo der erlegte Eber noch lag. Die Räuber aber waren mit dem Hirsche schon verschwunden. Das hielt nicht schwer, denn in dortiger Gegend giebt's manch eine Schlucht und sicheres Versteck.

„Die werden wir schon erwischen,“ sagte der Knappe. „Unsere Hunde können's so nicht mehr verwinden; mögen jetzt ihren letzten Dienst thun. — Rara! taho! taho! sucht!“ rief er den matten Thieren zu. Mit ihrer letzten Kraft sprangen diese vorwärts in der angedeuteten Richtung; die drei folgten ihnen schnell. In einer Seitenschlucht schlugen die Rüden an, immer lebhafter; darauf erklangen laute kurze Aufschreie der Hunde und es ward still wie zuvor. Doch der Ort war nun nicht mehr zu verfehlen. Mit schnellem Laufe, soweit es das Gestrüpp zuließ,

drangen die Verfolger vor; sie kamen eben hinzu, als das Raubgesindel den Hirsch in einer Felsspalte zu verstecken suchte, um dann zu flüchten. Doch der Knappe und seine Begleiter waren flinker. Schnell stellte er dem einen ein Bein, daß dieser auf den harten Felsen fiel und regungslos liegen blieb. Den andern packte er mit kräftiger Faust an der Gurgel. Sigert knebelte dem Wehrlosen Hände und Füße, den am Boden liegenden band Rudolf.

Den zuerst Gefesselten redete der Knappe an; er sollte sagen, wer er sei und woher er gekommen. Der Räuber schwieg trotzig. Auf eine zweite Frage spie der Kerl den Knappen ingrimmig an. Auch die Drohung, daß er mit dem Leben büßen würde, wenn er nicht beichte, fruchtete nichts; der Kerl fluchte gräßlich, gab aber keine Antwort. Da faßte der Knappe voll Ingrimm den Spieß. „Nun so fahre deine Seele zur Hölle, du Hund!" rief er und stieß ihm den Speer zweimal durchs Herz, daß ein mächtiger Strahl dunklen Blutes herausschoß. Nach widrigen Verzerrungen endete der Elende sein verbrecherisches Leben. Der andere hatte sich erholt; er sah das Ende seines Kameraden und zitternd vor Furcht bat er kläglich: „Schenkt mir das Leben! ich will Alles erzählen."

Es war das alte Lied, das zu jener Zeit sich allerorts wiederholte: Raub und Mord. Die aus der Eisenacher Ebene versprengte Bande hatte sich unter Nassekanne's und Grop's Führung nach Westen in die Thäler und Schluchten geflüchtet. In der Gegend von Tambach und Dietharz fanden sie damals sicheres Versteck. Die von Altenfels und Falkenstein konnten ihnen nicht schaden, da sie wohl erkundschaftet, daß beide Ritter zu Hofe geritten waren, dort dem Feste beizuwohnen. Nach vier Tagen waren die Räuber im Thale der Schwalm auf ein Lastfuhrwerk gestoßen, das Begleitung hatte von sechs bewaffneten Bürgern; man sah es ihnen an dem gestickten Wappen auf der Brust an, daß sie aus Hildburghausen waren. Die an Zahl

überlegenen Räuber machten sich eben daran, die Schützer des Fuhrwerks niederzustechen, als plötzlich aus dem Waldesdickicht der Altenfels und Falkenstein mit vier Knappen gestürzt kamen. Drei von den Räubern wurden sofort niedergehauen, die andern entflohen. Doch hatte der Gefangene, wie er weiter gestand, beim Umsehen auf der Flucht wohl bemerkt, daß die Ritter und deren Knappen auch auf die Geleiter des Fuhrwerks eingehauen hätten. Was weiter dort geschehen, wußte er nicht. Von seinen Kameraden sei er und der Getödtete getrennt worden.

Des Landgrafen Knappe wußte vorläufig genug. Er hieß dem Gefangenen, vorauszugehen. Der Hirsch wurde zurückgeschafft und neben dem Eber niedergelegt. Hier brauchten sie nicht lange zu warten; ein Theil der Jagdgesellschaft kehrte zurück, ihr voran Berld von Heylingen. Dem meldete der Knappe das Geschehene, ebenso, daß Rudolf den Hirsch erlegt und Sigert den Eber, vor dem er den Jungherrn gerettet.

„Brav gemacht!“ rief Heylingen den jungen Helden zu; dem Knappen aber: „Du und Kunz mögen den Schuft nach Eisenach schaffen. Dort soll er im tiefsten Kerker warten, was der Fürst über ihn beschließen wird. Ihr aber, Knechte, nehmt den Hirsch und den Keiler auf und schafft sie auf die Burg.“

Rudolf und Sigert folgten dem Ritter und mußten umständlicher ihr Erlebniß und die Aussage des Gefangenen erzählen. Mißmuthig schüttelte Heylingen auf dem Heimritte den Kopf. „Sollten Altenfels und Falkenstein wirklich —“ hier brach er ab und schwieg längere Zeit. Dann rief er Sigert freundlich zu: „Hans! das werde ich dir gedenken.“

Die Jagd war vorüber. Zwei Stunden nach Heylingen's Eintreffen auf der Wartburg erschienen auch die wohlgelaunten Fürsten. Es war eine glückliche Jagd gewesen.

Auch heute gab es ein großes Festmahl mit zahlreichen und wohlschmeckenden Gerichten. Die Unterhaltung war viel lebhafter

und mehr als einmal gar lustig. Es fand aber diesmal kein Tanz statt; die Herren und die Gäste suchten zeitig ihr Lager auf.

Der Aufenthalt des Markgrafen währte im Ganzen eine volle Woche. Wenngleich der Fürst des kampfeslustigen Landgrafen Angebot von Tjost und Turnier dankend abgelehnt hatte, herrschte doch auf der Wartburg reges Leben. Ein Fest löste das andere ab. Nach Dietrich's und der zahlreichen Gäste Abreise trat ein Zustand ein, den man auf der Wartburg Ruhe nannte, der aber in Wirklichkeit die Dienstmannen fortwährend in Bewegung setzte. Hermann war bekannt als tapferer Kämpe, sowie als Schützer und Pfleger der Kunst; daher denn der Besuch von fahrenden Rittern und Sängern nicht aufhörte; erstere boten dem Fürsten ihre Dienste an, letztere suchten Lohn zu erwerben. Sie erhielten ihn auch von dem freigebigen Landgrafen, wenngleich ihre Leistungen tief unter denen Wolfram's und Walther's standen.

Mehr als eine Woche war verstrichen, als Walther eines Vormittags einsam in seinem Gemache saß; er war verstimmt, denn trüber Gedanken viele durchkreuzten sich wie die Wellen des zu wildem Durcheinander bewegten Meeres. Vargula und der ritterliche Wolfram hatten den Landgrafen auf die Jagd begleitet, die Fürstin war heute nicht zugänglich und Rudolf eifrig beschäftigt mit Abschreiben aus Walther's Liederschatzkästlein; endlich hatte der Knabe Pergament erhalten. Auch die Dichtkunst erwies sich heute flau und dienstunwillig. Selbst der Gedanke an seinen geplanten Aufenthalt am Hofe Bernhard's von Kärnthen wollte nicht die frühere Frische annehmen. Das Gleichniß von der Taube auf dem Dache und dem Sperling in der Hand verdüsterte seinen Trieb zum Wandern.

Trotzdem versuchte er, durch Schreiben den Wirrwarr seiner Gedanken zu bändigen. Um Pergament zu holen, öffnete er seine Truhe. Da sah er die verborgene Nadel vor sich liegen. Das leuchtende Roth des Rubins ergötzte ihn und rief ihm den

merkwürdigen Kuß wieder in's Gedächtniß zurück. Von Neuem begann sein Grübeln. Wer war die Zärtliche? War sein Verdacht gegen Brunhild begründet? Erröthete sie nicht flüchtig, als er sie um das Eigenthumsrecht befrug? Aber sie hatte so bestimmt abgelehnt, daß er jenen Verdacht wieder zurückdrängte. Dieser Vorfall beschäftigte ihn lebhaft, konnte aber den Wirrwarr nicht in eine bestimmtere Gedankenbahn verwandeln. Walther hatte sich vorgenommen, die Nadel Hildegunden zu schenken, aber mit der Zeit traten ihm Bedenken dagegen auf. Er minnete der holden Maid mit vollem Herzen und konnte ihr doch seine Liebe so lange nicht gestehen, als er kein eigen Lehen besaß, das Mann und Weib ernährte. Das drückte ihn nieder und bewog ihn nicht wenig, Bernhard's angebotene Gastfreundschaft anzunehmen; die Hoffnung malte ihm verlockend die Erlangung einer sichreren Zukunft aus. Aber gerade weil diese noch ungewiß, konnte er keinen schicklichen Grund zur Ueberreichung der Nadel finden. Düster legte er diese wieder in die Truhe.

Wie ein Lichtschein fiel ihm die kleine liebliche Lukardis ein. Zu ihr wollte er gehen, mit ihr spielen und mit dem Kinde ein Kind sein; so konnte er sich aller verwirrenden Gedanken entschlagen. Hildegunde war allein mit der Kleinen und beschäftigt, sie anzukleiden. Doch neckend sprang das Kind im Hemdlein von ihr fort und wollte sich nicht fangen lassen. Darob entstand ein herzlich Lachen von der Kleinen, weil ihrer nie die Maid konnte habhaft werden. Als Walther grüßend eintrat, hob Lukardis die runden Aermchen empor und lief auf ihn zu. Walther setzte sich und hob sie auf seine Kniee, also, daß sie darauf stand. Hildegunde blickte freudestrahlend auf die Gruppe. Welcher Jubel, als Walther sein Bein schnell auf und nieder bewegte und die stehende Kleine in Schwingungen versetzte wie einen Vogel. Die „noch einmal" wollten nicht aufhören, bis Hildegunde's Zuruf: „Es ist genug, Lukardis! Herr Walther wird sonst müde," dem Spiele ein Ende machte; Walther war des langen Schaukelns auch wirk-

lich überdrüssig geworden, Lukardis aber glaubte es nicht und frug: „Bist du müde?“ Als Walther darauf lächelnd nickte, zog sie mit den Händchen an seinen Locken und sagte schelmisch lächelnd: „Thut das weh?“

„Nein, Kind,“ antwortete der Gezupfte, „das thut nicht weh.“

Nun zog Lukardis stärker und frug: „Thut das weh?“ Darauf verstellte sich Walther und sagte mit trauriger Miene: „O das thut sehr weh.“ Die Kleine ward ernst, umarmte den Freund und legte ihr Köpfchen an seine Wange. Da hob Walther das Kind auf die Arme, tänzelte mit ihm im Gemach umher und summte eine muntre Melodei dazu. Sein Gesicht strahlte vor Freude, die nur ein einziges Mal von dem wehmüthigen Gedanken unterbrochen wurde: „O könntest auch du dereinst ein eigen Kindlein an's Herze drücken!“ Er stellte Lukardis auf den Boden und setzte sich.

„Nun schau her, Lukardis,“ sagte er; „sieh! ich habe dir eine schöne Blume mitgebracht.“

Das machte der Kleinen große Freude. Bald aber ward sie ernst und frug: „Du hast sie doch nicht vom Gartenbeete abgepflückt?“

„Ich? Und warum vom Beete nicht?“

„Ja, da bekommst du Schläge, wenn du das machst; ich weiß es, Rudolf hatte mal die Blumen zertreten und da hatte die Hildegunde gesagt —“

„Lukardis, schweig!“ rief die erschrockene Maid befehlend.

„Es ist aber doch wahr, die Hildegunde hatte gesagt, sie hätt's gemacht, damit —“

Hildegunde sprang herzu und hielt dem Kinde den Mund zu. Aber Walther wehrte sanft und bat, Lukardis ausreden zu lassen. Die Maid bedeckte ihr erröthendes Antlitz und trat an's Fenster.

„Ja!“ fuhr Lukardis fort, „so ist's gewesen: Gundel hat sich

schlagen lassen, damit Rudolf keine Schläge bekommen sollte, und da war Alles voll Blut."

Hildegunde hatte sich gesammelt; sie zog die Kleine zu sich und sagte verlegen: „Herr Walther, sie schwätzt thöricht Zeug, wie Kinder thun." — Und unwillig setzte sie hinzu: „Komm her, ich will dich vollends ankleiden."

Lukardis entgegnete mit weinerlicher Stimme: „Aber Gundel, ich hab's doch gehört, wie du der Jutte Alles erzähltest und wie sie dir Kräuter auflegte und wie —" Abermals hielt Hildegunde ihr den Mund zu.

„Liebwerthe Jungfrau!" sagte Walther erstaunt; „das Kindlein mag wohl wahr gesprochen haben. Aus Kindermunde kommt nicht Arg noch Falsch. — — Nicht wahr, Ihr hattet Euch für Rudolf geopfert?"

Hildegunde blieb sprachlos, den Blick zu Boden geheftet. „Nicht wahr?" frug Walther von Neuem; „so ist es?"

Die Maid bedeckte ihr Antlitz. Lukardis umschlang ihre Kniee und sagte gutmüthig:

„Gundel, liebe Gundel! sei gut!"

Und Hildegunde legte bittend die Hände zusammen, blickte auf zu Walther und sagte: „Herr! ich bitt' Euch herzlich drum: Sagt Niemandem etwas davon."

Walther verstand die hohe Gesinnung der Maid. Hiervon hingerissen erhob er sich plötzlich und ging fort, um nach einer Weile zurückzukehren. Als er wieder eintrat, hörte er noch die Worte Hildegunde's: „und du sollst das keinem Menschen sagen."

In seiner Hand glänzte der feurige Rubin der Nadel. Jetzt hatte er einen schicklichen Grund, sie der Maid zu schenken. Er trat vor Hildegunde, zeigte ihr den Schmuck und sagte bewegt:

„Du holde Maid! — Nimm diesen Stein zum Angedenken an —" Hier hielt er inne. Das Geständniß seiner Liebe schwebte ihm auf der Zunge; das sollte nicht sein, sollte jetzt noch

nicht sein. Darum bemeisterte er sich und änderte schnell die vergleichende Bedeutung der Nadel, indem er fortfuhr: „an den Herrn Christ. Sein Blut so roth wie der Rubin floß von seinem heiligen Leibe, als auch er ungerecht gegeißelt wurde mit Dornensträuchen. So Ihr den rothen Schein bemerket, der von dem Steine ausstrahlt, so denkt an ihn, den Heiland, und auch — — ein ganz klein wenig an mich."

Walther ließ der Maid keine Zeit zum Danken; er strich der kleinen süßen Plauderin über die Locken und verließ schnell das Gemach. Als er dessen Thür schließen wollte, warf er noch einen kurzen Blick auf Hildegunde. Sie hatte die Hand auf die wogende Brust gedrückt und schaute ihm nach mit selig verklärten Augen.

Da nahm der Sänger in seinem Gemache schnell sein Pergament zur Hand und schrieb darauf, wie's ihm aus warmem Herzen quoll:*)

Niemals wurde mir so freudig noch zu Muthe!
Ja, ich fühl' es, daß ich singen muß.
Heil ihr immer, daß sie mir das hält zu gute!
Zum Gesang mahnt mich ihr lieber Gruß.
Die mich leitet alle Zeit,
Kann mir wohl mein Trauern wenden
Und mir senden
Mannigfache Herzensfreud'.
Fügt das Gott, daß mir's noch wohl an ihr gelinget,
Seht, so wäre ich für immer froh.
Beides, Herz und Leib, zu sel'ger Freud' sie zwinget.
Mich bezwang ein Weib noch niemals so.

Und immer eifriger schrieb er nieder, was sein Herz erfüllte; bat die Minne, daß sie ihre Güte zu ihm kehre, da der lichten Augen Schein sein Trauern ließ vergehen. Als er das Lied beendet, legte er die Feder nieder und schaute verklärten Blickes auf zur Decke.

---

*) XVII.

Lange mochte er in Gedanken verloren dagesessen haben, denn erst, als im Vorhofe lautes Pferdegetrappel ertönte, erhob er sich; der Landgraf kehrte mit dem Gefolge von der Jagd zurück. Das geschah am Nachmittage, als die Dämmerung schon eingebrochen war. Walther's Herz begann lebhafter zu schlagen; er wollte heute noch vom Hofe Abschied nehmen, um am folgenden Morgen fortzureiten weit hinaus nach Kärnthen. Darum warf er jetzt das festlich seidene Gewand über, das Sophia einst und ihre Frauen ihm genähet.

Wolfram weilte bei Vargula, mit ihm der Rückkehr des gemeinschaftlichen Freundes dort zu warten. Ihr ernst Gespräch ward erst nach Verlauf einer Stunde unterbrochen. Walther verkündete ihnen, daß der Landgraf Anfangs sehr unwillig gewesen und daß Sophia geweint habe. Doch als er drauf des Herzens tiefsten Dank ihm dargebracht und seiner Gründe etliche genannt; als er gesagt, daß nicht auf ewig sollt' geschieden sein, und er gebeten habe: ‚Laßt mich ziehen' — da wäre auch der ritterliche Herr gar weich geworden und hätte mild gebeten: ‚Komme wieder!' Und auch der Fürstin bebend Flüstern sagte: ‚Komme wieder!' Drauf habe ihm der Fürst einen sicheren Geleitbrief mitgegeben für die Reise nach Meißen; denn dort wollt' er den Markgrafen Dietrich kurz besuchen.

Die beiden Freunde hatten ernst vernommen, was alles Walther schilderte mit tiefbewegtem Herzen. Sie waren ob des Scheidens längst schon vorbereitet, doch hätten nimmer sie geglaubt, daß es so bald sollt' sein. Drum sagten nun auch sie zu ihm: „Komm wieder!" und drückten ernst bewegt des Freundes Hand. Und als der Knabe Rudolf ward geholt, um Walther's Lebewohlgruß zu empfangen, da stand er starr vor ihm und wortlos stürzte er schluchzend an die Brust des theuren Lehrers und viellieben Freundes und bracht' vor Schmerz die Worte nur hervor: „Kommt wieder, Walther! kommt wieder!"

Da konnte sich der Sänger nicht mehr halten; er drückte ihn vor Liebe an die Brust und sagte mit bewegter Stimme: „Du Liebling meiner Seele, sei getrost! — Wir sehn uns wieder; wann? kann Gott nur wissen. Der segne und behüte dich und lasse dich stark und kräftig werden, edel, tapfer, an Leib und Seele, die Herr Christ bewahre."

Als früh am hellen Morgen Walther sein Pferd bestieg, trat einer von den kleineren Edelknaben auf ihn zu, gab ihm ein kleines Päckchen und verschwand. Verwundert schaute Walther vorsichtig hinein; ein purpurn Schleifchen lag darin, mit Gold umsäumt, und auch ein kleines Stückchen Pergament, darauf die Worte sichtlich von eines Schreibers Hand: „Du Liebster, komme wieder!" Kopfschüttelnd verbarg er die sonderbare Sendung. Jetzt ward ihm Alles klar: Der Kuß in stiller Nacht, die erklärliche Verleugnung der verlornen Nadel, und an der Schleife: die Besitzerin.

Er ritt vom Marstall in den Hof der Vorburg. Ein Schwarm von kleinen Vöglein hüpfte ihm nach. Und als er an dem Ritterhause hielt, da rief's in ihm: „Bezwinge dich! Sei standhaft!" Denn droben am Fenster stand Hildegunde mit rothgeweinten Augen. Gram lag um Walther's Mund, als er nach einem langen Blick der holden Maid zunickte und noch am Thor nach ihr zurücksah. Und Hildegunde legte die gefalteten Hände an ihren rothen Mund und flüsterte still für sich hin: „O kehre wieder, Freund!"

Fünftes Kapitel.

Trübselig verstrich der Rest des Jahres, noch trübseliger begann das neue, als man schrieb 1208. Nach des Königs Otto Rückkehr aus England begann von Neuem die Fehde gegen Philipp, der sich nicht wollte die Königskrone nehmen lassen. Der Papst hatte zwei Kardinäle gesandt, den Streit gütlich beizulegen. Doch schien es Allen, als ob er begönne, sich auf Philipp's Seite zu neigen, da dieser dem geistlichen Oberhaupte Versprechungen gemacht, die dem Papste wohl behagen mochten. Auch wuchs die Zahl von Philipp's Anhängern von Tag zu Tag.

Rudolf erfaßte mit seinem jungen Geiste begierig die großen Ereignisse; er folgte ihnen mit derselben Aufmerksamkeit, als gält's sein eigen Wohl.

„Wer hat denn nun Recht?" frug er seinen Vater, als dieser ihm vom deutschen Reich erzählen mußte.

„Das Recht zur Königskrone ist auf Otto's Seite," sagte Vargula. „Der Papst hat ihn gekrönt, und so gebühret ihm der Thron."

„Warum aber bleiben so Viele dem Herzog Philipp treu und folgen nicht dem Papste?" frug er weiter.

„Mein Sohn! das macht, weil Philipp leutselig sich erweist und fromm und mild. Auch seine feinen Sitten, sein edel häuslich Glück gewinnen ihm die Herzen vieler Mächtigen, während König Otto abstoßend ist und rauh."

„Dann bin ich auf Herrn Philipp's Seite!" rief Rudolf feurig aus, „und weiß nun auch, warum Beichlingen welfisch ist gesinnt."

Doch Vargula erwiederte: „Wohl ist es brav, dem anzuhangen, was man für gut und edel hat erkannt. Doch achte auch das Recht; das Recht geht über Alles und sollt' es auch dem Herzen nicht behagen."

„Wer aber macht denn das Recht?"

„In diesem Falle macht's der heil'ge Vater."

„Und wenn nun Unrecht ist, was der Papst als Recht erkennt? — Habt Ihr von Walther nicht gehört, daß er gar weidlich erzürnt ist auf den Papst und seine Kardinäle?"

Vargula war erstaunt über das Eingehende von seines Sohnes Fragen; er hätte dem Knaben nimmer zugetraut, daß er so zeitig begönne, zu reifen. Wohl merkte er den geistigen Einfluß Walther's, doch fürchtete er, daß dieser ihm manch zweischneidig Messer gegeben, das in der Hand des Kindes dieses selbst verletzen konnte. Rudolf trieb ihn in die Enge, wie es noch heute manchem Vater ergeht, der, mit sich selbst wohl klar, doch glaubt, seinem Kinde die Wirklichkeit um der Unreife des Geistes willen noch verhüllen zu müssen. Darum wandte er klug die Form des Gespräches; er begann zu fragen: „Was Walthern hat empört und warum er es geworden, das verstehst du noch nicht. Wie nun, wenn der Papst über unsern Landgrafen den Bann ausspräche? Was würdest du dann thun?"

„Dann würde ich mein Schwert nehmen," rief Rudolf lebhaft, „und alle todtschlagen, die vom Herrn Landgrafen abfielen, und selbst den Papst würd' ich —"

„Halt, Rudolf!" fiel der Vater schnell ein. „Sieh! das ist unreifer Knaben Art, welche handeln, ohne zu überlegen. Wenn nun der Papst um eines schweren Vergehens willen Recht hat? Wenn dein Gewissen dir sagte: Der Landgraf hat gefehlt?"

Rudolf besann sich; sein kleiner Geist konnte sich noch nicht in Widerspruch und Zweifel finden. Erst nach einer Weile antwortete er langsam: „Dann würde ich zum Landgrafen gehen und es ihm sagen und ihn bitten, daß er sich doch bessern sollte."

„Und wenn des Papstes Bann ein Unrecht ist?"

„Vater!" rief Rudolf lebhaft aus; „dann würd' ich mich vor des Landgrafen Thüre stellen und jeden niederhauen, der ihm was anhaben will."

„Recht so, mein Sohn! — Doch wer sagt dir denn, ob etwas recht, ob unrecht ist?"

Rudolf schwieg; hier hörte sein Denken auf. Vargula wußte, daß dies so sei. Er wußte aber auch, wie manch edler Keim in seines Sohnes Herzen sproßte. Darum sagte er mild: „Wenn ich nicht mehr bin und unser Freund, der edle Walther, dann wird dir guter Rath oft mangeln. An wilden Kämpfen draußen in der Schlacht und drinnen in der Brust wird dir's nicht fehlen. Du bist gar heftig, nimmst auch schnell Partei und wirst gar oft und dann zu spät bemerken, daß nicht Gerechtigkeit und Vorsicht dich geleitet haben. Drum höre, was ich dir auf deinen Lebensweg mitgeben will, was kostbarer ist, als Burgen, Hab und Gut. — Willst du erkennen, was Recht oder Unrecht ist, sei's Das oder Jenes, so prüfe erst genau dieses Das und — wenn es dir auch widerstrebt: Jenes. Prüf' beides mit dem Sinne für Gerechtigkeit, prüf's nach dem Glauben an Herrn Jesum Christ. Und wähnest du, ein fertig Urtheil zu haben, und merkest doch, daß tief, tief im Innern noch eine Zweifelstimme leise spricht, dann wäge nochmals ab und thu's genau, als stündest du vor Gott und solltest ihm berichten. — Und nun noch eines: Sei treu dem Landesherrn bis auf den letzten Athem. Und sei die ganze Welt auch gegen ihn: Bleib treu! Doch wendet er sich offen gegen Gott, so sag's ihm dreimal, viermal, vielmal. Gerade wer vom Herrgott abfällt, dem muß man nachgehn, um ihn für's Himmelreich wieder zu erobern."

Rudolf blieb ob dieser Rede sinnend stehen. Dann umschlang er seinen Vater, sah ihn lange freundlich an und ging an seinen Tisch, Latein zu lernen. Er wußte nicht, woher es kam, daß ihm so wohl ward nach der Rede. Des Vaters Hände

ruhten segnend auf dem Lockenhaupt des Sohnes, als der ihn angeblickt hingebenden Vertrauens.

Latein und Schreibkunst, die edle Musika und auch ein sinnig Reimlein zu erdenken, das ward den Söhnen Hochgestellter dazumal gelehrt. Doch mehr noch wurden Waffenübungen gepflegt. Schon im zwölften Lebensjahre konnte Rudolf reiten, im nächsten mit dem Bogen und Speere schießen. Dann folgten Laufen, Klettern, Springen, Steine werfen und manche Uebung zur Abhärtung und zum Ertragen von Anstrengungen aller Art. Daß er auch ringen konnte mit Geschick, bewies sein kleiner Kampf mit Beichlingen. Der blieb nicht lange mehr am Hofe. Er hielt sich genug bewandert in höfischen Sitten und verließ die Wartburg, um in seine nordische Heimath zurückzukehren. Als er am Ritterhause vorbeiritt dem Thore zu, stand Rudolf dort, ihm ehrlich einen Abschiedsgruß zu sagen. Nicht wenig Ueberwindung hatte es ihm gekostet. Er reichte dem Scheidenden die Hand und sagte treuherzig: „Leb' wohl, Beichlingen!" Der aber nahm die dargereichte Hand nicht an; mit spöttischer Miene ritt er ohne ein Wort davon.

Da entstand in Rudolf's junger Brust der erste Haß. Als er von ihm erfüllt nachschaute, schwand die Schöne seines Antlitzes, denn die scheußliche Furie des Hasses blickte aus seinen Augen; auch dann noch, als er vor dem ritterlichen Lehrer stand, der ihm und anderen Edelknaben das Fechten mit Schwert und Schild beizubringen hatte und als deren Scheingegner die Schwerthiebe der Jünglinge mit dem Schilde abhielt, um zu lehren, wie man sich schirmen müsse. Der Ritter lachte laut auf, als er sah, mit welch ingrimmigem Ungestüm Rudolf auf ihn losschlug; er wähnte, der kleine Fechter glaube, das grimmige Gesicht gehöre dazu. „Halt, Rudolf!" rief er ihm immer noch belustigt zu. „Du fällst zu hitzig aus. Ich hätte dir längst ein halb Dutzend derber Wischer geben können. Das ist kein

kunstgerecht Fechten. Gieb Acht! jetzt will ich mal der Angreifer sein, nun schirme du dich."

Der Ritter schlug einige Male auf Rudolf's Schild; dann gab er ihm einen Schlag bald auf den Arm, bald auf das linke oder rechte Bein, auch auf den Rücken, allwo er ausläuft zu der rundlichsten Gestalt. Als dies geschah, lachte die Schaar der Jünglinge laut auf. Das verdroß Rudolf; von Neuem ergrimmt, drang er den Regeln ganz zuwider als Angreifer vor und suchte den Ritter zu bedrängen. Der aber ward zornig. „Daß das Wetter in dich fahre!" rief er barsch und schlug ihm mit einem Hiebe das Schwert aus der Hand. „Ich will dir lehren, gehorsam sein."

Auf so derbe Zurechtweisung kam Rudolf zur Besinnung. Er kämpfte sichtlich mit sich selbst. Dann hob er still sein Schwert auf und sagte Anfangs kleinlaut: „Verzeihet, Herr! daß ich der Regeln nicht geachtet; aber —" fuhr er mit unmuthig lauter Stimme fort, „der Beichlingen hat mich gehöhnt und den hasse ich und da ward ich ingrimmig und schlug auf Euch zu, als wäret Ihr Der von Beichlingen."

Der Ausgang überraschte und belustigte den Ritter. Er lachte wieder und mit ihm die übrigen, so daß schließlich auch Rudolf's Lippen sich zu einem Lächeln verzogen. Derb, aber nicht unfreundlich, entgegnete der Fechtmeister: „Dich soll der Teufel holen, Wetterjunge, wenn du's wieder machst! Ich kann dir ja sonst nie einen Andern zur Uebung gegenüberstellen! — Kalt Blut, Knabe! und Achtung auf die Regeln! — Jetzt kämpft zu Zweien miteinander. Hugo und Berthold, tretet an!"

Die Uebungen nahmen einen ruhigeren Verlauf, wenngleich der Ritter hier und da zur Mäßigung mahnen mußte, denn Muth und Kraft der jungen Schaar wollt' austoben, sich ungern fügend kunstgerechter Form. Auch Rudolf kam dann an die Reihe; er sollte mit Dem von Wallingen sich messen. Wohl geschah dies in verlangter Weise. Sein Zorn hatte sich entladen, doch

der Haß blieb und setzte sich fest und wich nicht, selbst vor dem Abendgebete nicht.

Nichts Sonderliches bot sich im weiteren Leben Rudolf's dar. Nur einmal erfuhr dieses eine Unterbrechung; der verlangte Besuch in Schwarzburg wurde ausgeführt. Was Graf Günther, der Vater, gewünscht: daß sein Sohn Günther mit Rudolf Freund sein möchte, sollte erfüllt werden. Beide Jünglinge fanden groß Wohlgefallen an einander von der ersten Begrüßung an und dies blieb so bis in's späte Alter. Als Rudolf von dem schönen Schwarzburg zurückritt, da wuchs in ihm das glühende Verlangen: „O hättest du auch einmal eine so mächtige Veste in solch herrlichem Berglande!"

Im Verlaufe des Jahres wechselten Geistes- und Waffenübungen mit einander ab; auch zierlichen Tanzes Regeln wurden eingelernt. Der Dienst beim Landgrafen war leicht und angenehm, es sei denn, daß der Fürst in Folge der Umwälzungen der Zeit ein finster Antlitz zeigte. Ein leises Gerücht ging durch das Land, der Gegenkönig Philipp sei gestorben. Zwei Pilgrime, von Rom zurückkehrend, bestätigten es. Sie brachten auch Briefe mit von Walther und Bernhard von Kärnthen. Darinnen ward bekräftigt und gemeldet, daß Philipp ermordet worden sei durch Otto von Wittelsbach. Der Grund dazu wäre der, daß Philipp sein Versprechen, dem Wittelsbacher eine seiner Töchter zu geben, zurückgezogen habe.

So groß auch die Abneigung Hermann's gegen Philipp war, so hatte ihn doch der ruchlose Mord gewaltig erzürnt. Versöhnt gedachte er des Schwabenherzogs und trauerte um ihn. Walther's Brief verscheuchte seine trüben Gedanken. Wohl klagte dieser, daß er am Hofe Bernhard's mit schnöden Ränken der Höflinge zu kämpfen habe, doch kündete er zugleich an, daß er im folgenden Jahre zur geliebten Wartburg zurückkehren werde, wenn anders der Fürst ihn huldvoll wieder aufnehmen wolle.

Auch was im Reiche weiterhin geschah, lenkte den Trübsinn des Landgrafen ab.

Der junge Hohenstaufe Friedrich war erst vierzehn Jahre alt, darum ward im September selben Jahres, alsbald nach Philipp's Ermordung, der Welfe Otto auch von seinen Widersachern gewählt, wennschon die Großen im Süden des Reiches ihm keine Liebe entgegenbringen konnten. Selbst die Ritter und Dienstmannen der Hohenstaufen huldigten ihm. Noch war die Frage, wie Papst Innocenz sich dazu stellen würde, und weil der Landgraf Hermann vermuthete, daß bald ein neuer Krieg sein Land und das geplagte deutsche Reich heimsuchen könnte, so gab er Vargula und Schwarzburg Weisung, im Stillen seinen Wehrstand vorzubereiten. Doch Otto hatte dem Papste manche Versprechungen gemacht, so daß dieser dem Welfen erneuten Beistand angedeihen ließ. Das wirkte auf Zeit beruhigend, wie einige Tropfen kalten Wassers das siedende am Ueberlaufen hindern.

Der Landmann führte ruhig seinen Pflug, die Bürger der Städte trieben emsig ihr Gewerbe und Alles freute sich des allgemeinen Friedens, wenn auch im Kleinen manche Fehde der Ritter unter einander, mancher Raubzug gegen Handelsgut sich abspannen.

Auch der Kampf zwischen Winter und Frühling hatte aufgehört. Der Lenz des Jahres 1209 prangte in vollem Schmucke. Die Sonne meinte es an manch einem hellen Tage fast zu gut; ein Reiter unten in der heißen Eisenacher Thalebene mocht' es gar wohl empfinden. Er trocknete sich den Schweiß von der verbrannten Stirn und hielt auch öfter an, um seinem Rosse Ruhe zu gönnen und sich selbst den Genuß am munteren Zwitschern des Finken, am lustigen Pfeifen des Staaren.

Droben auf der Wartburg sagte der Forstwart zu Vargula: „Herr Schenke! das ist ein Wetter für Herrn Walther. Die Amseln sind da und die Sprosser; sie würden ihm gar sehr behagen, mehr als die Spatzen."

Und die Amseln und Sprosser, die Finken und Staare sangen dazu unermüdlich und wurden noch viel lebhafter, als ein Reiter vor der Zugbrücke hielt und Einlaß begehrte. Da jubelten die Sprosser: „Sei uns gegrüßt!“ Die Amseln flöteten: „Willkommen, du Freund der Vöglein!“ Ein Finke rief dem andern zu: „Sieh, sieh, sieh! da kommt er!“ Und die Staare hoben vergnügt die Flügel auf und nieder und pfiffen und quarksten voller Lust.

Drinnen in der Burg aber verbreitete sich wie ein Lauffeuer die Kunde: „Herr Walther ist da!“ und im Vorhofe sprang dem Willkommenen ein schöner sechzehnjähriger Jüngling entgegen und umklammerte ihn. Eine voll aufgeblühte Rose schaute dem zu und erwiederte auf seinen Gruß: „Gott erhalt Euch!“ holdselig und mit verschämter Freude: „Gott vergelt Euern Gruß!“ Ehe sich's Walther versah, ward sein Pferd, von einem Knappen geliebkost, in den Stall geführt. Rudolf geleitete ihn in sein früheres Gemach, Jutte bereitete ihm ein Bad, und als der Sänger hier die reisemüden Glieder stärkte, wirkte der Gruß der Vöglein und der lieben Menschen so wohlthuend auf ihn ein, daß er still die Hände faltete und ein Dankgebet hinaufsandte zu seinem Gotte.

Im Palas fand er eine Aufnahme wie ein langjähriger Hausfreund. Im Antlitz des Landgrafen und seiner Gemahlin leuchtete unverhohlene Freude. Sie entsprang nicht allein aus dem Wohlwollen der Fürstlichkeit, vielmehr noch aus der Freundschaft des Menschen zum Menschen. Darum siegte in Sophia auch die Mutter über die Fürstin. Sie flüsterte der Helderungen und der Altenfels einige Worte zu. Bald darauf trat ein schöner, gesundheitblühender Knabe von etwa 12 Jahren ein, das war ihr Sohn Ludwig. Ihm folgten dessen Geschwister: der bleiche Hermann, die blondlockige Ermengard und Agnete. Den zweijährigen Heinrich trug die Helderungen, Brunhild hatte das Wickelkind Konrad auf den Armen. Während die vier älteren Kinder Walther's Hände freundlich faßten, sagte Sophia mit

holdem Mutterstolze: „Nun, Walther! Findest du meine Kinder nicht recht gewachsen und frisch?“

„Herrin, ich danke Euch für diese Huld,“ entgegnete Walther. „Gott lasse Eure lieblichen Kinder gedeihen zu Gottes Freude und zu Eurer.“

„Nur Hermann macht mir Sorge,“ sagte die Landgräfin, indem sie den Kleinen umfaßte. „Das Roth der Wangen will nicht wiederkehren.“

Ludwig unterbrach sie; lebhaft rief er aus: „Und nun spielst du uns doch wieder auf der Fiedel recht oft vor?“

„Das soll geschehen,“ sagte Walther und wendete sich dem Wickelkinde zu. Er faßte das Aermchen des Kleinen und erquickte sich herzinnig am Blicke der Unschuld. Brunhilde aber berührte dabei mit ihrer Hand wie von ohngefähr die Walther's und freute sich voll Begehr der Berührung.

Nach einiger Zeit wurde die kleine Nachkommenschaft in ihr Gemach zurückgebracht und die Unterhaltung fortgesetzt. Walther mußte viel erzählen.

Ein frohes Nachtmahl vereinte Alle, die zu Walther hielten, vor Allen Wolfram und Vargula. Rudolf versah hierbei gewandt den Dienst mit seinem Freunde Günther, welchen Graf Schwarzburg zur Ausbildung an des Landgrafen Hof gebracht hatte.

Das Leben auf der Wartburg war zur Zeit traulicher als zuvor; die Zahl vornehmer Gäste und wandernder Sänger hatte sich verringert, und daß von Zeit zu Zeit fahrende Ritter ankamen, dem Landgrafen ihre Dienste anzubieten, brachte keine sonderliche Unruhe mit sich. Im Palas wie im Ritterhaus ward manch fesselnd Gespräch geführt; dort in des Landgrafen geräumigem Prunkgemach, hier in Vargula's Räumen oder in Walther's Zimmerlein. Wer heutzutage in dies bescheidene Stübchen schaut, dem muß das Herz schwellen vor hingebender Bewunderung; denn wenn anders die geschichtliche Wahrscheinlichkeit ob Walther's hier nicht

trügt, so haben zwei starke Ritter vom Geist darin gewohnt. Am vierten Tage des Wonnemonats im Jahre 1209 bezog es der ritterliche Sänger und Vorkämpfer für Recht und Pflicht, gewappnet an Geist und Körper. Am selben Tage des Jahres 1521 betrat ein großer anderer Vorkämpfer zum ersten Male die Schwelle dieses Stübleins, auch gewappnet an Geist und Körper; denn hier schwang der beharnischte ‚Junker Georg' sein geistiges Schwert, auf dem mit Lettern von lauterem Golde geschrieben stand: „Das Wort sie sollen lassen stahn."

Wonnig ist hier der Blick von der festen Burg hinab in die Schluchten und Thäler, auf die nahen dunklen Berge und die blauen Spitzen der hohen Rhön. Walther konnte sich nicht satt schauen, wenngleich er früher des Anblicks Reiz schon oft genossen. Lange verweilte er am Fenster und heftete seine Blicke auf die Schönheit der Schöpfung. Aber es gab auch noch anderes Schönes, das der Herrgott geschaffen: die Jugendschöne einer lieblichen Maid mit bezaubernden Augen, der Herrin und Königin seines Herzens. Ihr dachte er nach, ihr galt all sein Sinnen und Minnen; es bezwang seinen Kummer um ein eigenes Heim. Und als ihre schöne Gestalt vor seinem Geiste schwebte, als er des holdlieben Grußes bei seiner Rückkehr gedachte, da begann es in ihm zu jubeln und seiner Gedanken Menge einte sich zu edlem Gesange seines Herzens.

Noch lange saß Walther in Gedanken verloren in seinem Gemache; dort schrieb er nieder, was ihn bewegte. Ein laut Gebrüll des Löwen rief ihn zur Wirklichkeit zurück; ein zweites Brüllen machte ihn stutzen. Er hatte das edle Thier lieb; darum legte er den Griffel weg und begab sich hinunter an den Zwinger in die Hofburg, zu forschen, was dem Leuen widerfahren. Auch war es Zeit, der Vögel zu gedenken.

Dort traf er Rudolf, der mit einem Stocke zornig auf des Löwen Wächter losging, ihn zu schlagen. Zu rechter Zeit trat Walther hinzu. Er frug nach dem Grunde von des Jünglings

Zorn und erfuhr von Rudolf, er hätt' schon mehrmals gesehen, daß der Wächter dem Thiere nur Brot gegeben, das für den Löwen bestimmte Fleisch aber für sich behalten habe. Darum brülle jener vor grimmigem Hunger. „Ist's also wahr?" sagte Walther zum Wächter und, als der Gefragte den Blick zu Boden senkte: „Dein Schweigen giebt mir Antwort. Ich werd's dem Fürsten sagen; für solch übles Thun an einem armen gefangenen Thiere wird er dich weidlich zücht'gen lassen."

Ohne auf Rudolf weiter zu achten, begab sich Walther auf seinen Platz, wo er die Vögel zu füttern pflegte; es war noch zeitiger Vormittag. Rudolf setzte sich zu ihm. Noch immer erregt, sprach er sich weiter aus über den Vorfall. Walther schwieg und kehrte ihm den Rücken zu. Rudolf begann nun dies und das zu fragen; er erhielt keine Antwort. Betreten schaute er Walthern in's Angesicht; das war voll finstrer Falten. Noch verlegener ward er aber, als Walther sich erhob und ohne Gruß davonging. Da bildete sich in dem jungen Herzen so etwas wie Groll gegen den väterlichen Freund. Er hatte doch unbestritten Recht und wähnte, gelobt werden zu müssen, daß er sich des Löwen angenommen. Statt dessen erfuhr er von Walther nur Mißachtung, die ihn hart traf. Der erste Keim trotzigen Mannesgefühls bäumte sich in ihm auf und ließ in seinem Innern die bösen Worte ertönen: „Mag er gehen!"

Aber in der Menschenbrust lebt zum Glück noch etwas, das nicht Alles zuläßt. Der Wille Gottes offenbart sich uns darin und wir nennen es das Gewissen; das schläft noch schlummert nicht, gleich Gott selbst.

Wie gern würden wir der Stimme des Gewissens folgen, wenn sie nur gar oft nicht so bestimmt und rauh wäre, wenn anderntheils die Stimme der Eigenliebe nicht so zauberhaften Sirenenklang hätte. — Was da! ich habe freien Willen! — Jawohl! kannst wählen zwischen beiden Stimmen; dich zwingt ja Niemand!? — Wählen soll ich? Wer die Wahl hat, hat die

Qual. Geh' ich nach meinem Willen, so hab' ich auch Verantwortung dafür. Doch wieder tönet der Sirenensang und umschmeichelt uns. Wir hören ihn gar zu gern und fragen uns: ‚Ist denn das so gewiß, daß ich es einst verantworten muß?' Und das Gewissen sendet den Boten Zweifel und läßt den antworten: ‚Wenn es nun aber doch wäre, was dann?' Und der Bote bleibt bei uns und fragt fortwährend: ‚Wenn es nun doch so ist?' Da neigen wir uns nach langer Wahl und Qual dem Gewissen zu und folgen ihm. Wohl tönet der Sirenensang noch lockend fort; wir machen es wie Ulysses, der sich die Hände fest an den Mastbaum binden ließ und doch noch mit Lust auf die Zaubertöne der mit Flügeln und Vogelkrallen versehenen Jungfrauen hörte. Dann aber, wann deren Schall nicht mehr zu uns dringt, kommt die Zeit der Einsicht. Der harte Mastbaum verwandelt sich in ein sanftes Ruhekissen.

Heil dir, Jüngling! der du nach schwerem Kampfe der besseren Stimme folgtest. Mag auch auf den unteren Stufen der Treppe zu Walther's Gemach jeder Tritt den Echoklang des Trotzes noch haben — je höher du steigst, desto mehr verhallt er. Und oben vor Walther's Thür stand Rudolf und hatte nur einen Gedanken: das Bewußtsein seines Unrechtes. Noch einen zweiten Gegner aber gab es hier zu überwinden: die falsche Scham, es einzugestehen. ‚Schnell die Hand auf die Klinke!' — Sie gleitet wieder ab. ‚Sei fest und standhaft!' — Die Hand legte sich wieder auf den Drücker. Der schien aber schlüpfrig zu sein, die Hand wollte nicht darauf haften. Derselbe Rudolf, der vor zwei Jahren dem weit größeren Beichlingen widerstand, hatte nicht Kraft genug, die leichtbewegliche Thürklinke niederzudrücken. Da kam ihm endlich die Scham über die falsche Scham zu Hilfe. Rudolf trat ein und blieb mit gesenktem Haupte in der Nähe der Thür stehen. So kam es, daß er nicht sehen konnte, wie Walther mit aufleuchtender Freude ihn betrachtete; nur kurz, denn als eine kurze und doch peinlich lange Minute in lautloser

Stille verstrichen war, lagerte sich auf des Freundes Antlitz ein milder Ernst.

„Komm her, Rudolf!" sagte er. „Reich mir die Hand! — — — Ich kenne dich und lese es dir an den Augen ab, daß du dein doppelt Unrecht eingesehen, denn du hast mir zugleich sehr gegrollt."

Rudolf wagte nicht, Walther anzublicken.

„Ich weiß auch, daß du lange vor der Thür geschwankt hast, ob du es mir sagen sollst oder nicht."

Rudolf bejahte durch Schweigen.

„Nun, so schau mich an!" fuhr Walther lächelnd fort. „Bin ich denn ein Ungethüm?"

Statt aller Antwort fiel der Jüngling dem Freunde um den Hals und barg sein Antlitz an Walther's Brust. Der aber faßte mit den Händen des Jünglings Wangen und wendete dessen Kopf also, daß er ihn ansehen mußte. Als darauf Walther lächelnd sagte: „Also kein Ungethüm?" — da lächelte auch Rudolf und drückte Walthern einen langen, herzhaften Kuß auf den Mund. Darob ward der Geküßte voll Freude und sagte bewegt: „Du Lieber! du hast eine große Schlacht gewonnen. Sich selbst bezwingen ist weit schwerer, als Feindesschaaren mit dem Schwert besiegen. Zu Beiden gehört Uebung. Stähle dich hierzu, vornehmlich an Geist. — Und nun wir wieder uns verstehen, wollen wir das Geschehene in Ruhe besprechen. — — Der ungetreue Wächter des Löwen verdiente wohl eine Züchtigung, sie wird ihm auch nicht ausbleiben. Daß du dich über des Mannes Uebelthat erzürntest, war recht. Daß du ihn schlagen wolltest, war unrecht, denn das stand dir nicht zu. Daß du ihn im eigenen Zorne schlagen wolltest, war von großem Uebel. Rein muß der Zorn sein. Wer berechtigt ist, ein Vergehen wider ein gut Gebot zu strafen, soll es nicht eigenzornig thun; sonst denkt der Gestrafte, es geschähe weniger um seiner Besserung oder der Würde des Gebotes willen, sondern vielmehr, um dem eigenen Zorn

genug zu thun. Ich beachtete dich nicht; drauf grolltest du mir; hatte dir's nicht angerechnet. Aber wenn du einmal Groll gegen Jemand fassest, der nicht nach deinem Willen ist, so prüfe erst, ob du ihn nicht besser gegen dich selbst fassen solltest. Ein böses Ding ist: gegen Andere grollen; es unterdrückt manch edlen Keim und hat auch einen üblen Reim: denn dieses Grollens Schwesterlaut ist ‚rollen'. Ein kleines Klümpchen Schnee auf Bergeshöhe, rollt es herab, so wird es groß und wächst je tiefer riesengroß. Doch unten wird's zur Wuth und zeuget Wehe. — Und nun noch Eins. Gott hat dir Kraft gegeben, kühnen Muth und gesunde Glieder. Mit beiden kannst du, wenn du groß bist, viel erreichen; kannst gegen Löwen kämpfen, gegen Riesen. Doch siegen wirst du nur, wenn du dabei ein kleines Sprüchlein wahr'st in deinem Herzen. Horch auf! ich will dir's ansagen:*) ‚Wer schlägt den Löwen? Wer den Riesen? Wer überwindet den und diesen? Das thuet jener, der sich selbst bezwinget, und vor dem Sturm der Leidenschaften bringet die Glieder in der guten Sitte Port. Die Zucht, die nur erheuchelt ist, kann glänzen nur auf kurze Frist; denn falscher Glanz bald schwindet fort.'"

Drauf gab Walther manch Beispiel an aus der Zeit Ereignissen. Er dacht: ‚Es ist nicht gut gethan, nur immer Lehren spenden; man muß der Pflanze gönnen ihre Zeit, von selbst emporzutreiben. Und nur, wann's Pflänzchen sich herniederbeugt, dann mag's gebunden sein an Stängelchen mit Bast.' Drum wandelte er des Lehrens Ton in's muntere Erzählen und sprach gar viel von starken Fürsten und schönen, fernen Landen. Das war gut anzuhören, also, daß Rudolf jedem Worte lauschte mit Begier und frug und immer wieder frug. So währte länger als eine Stunde das herzenverschmelzende Gespräch. Als Walther sich erhob, zu Wolfram zu gehen, bat Rudolf ihn: „Gebt mir das

*) XVII.

Liedlein von dem Leuen und dem Riesen. Ich will mir's aufschreiben auf mein Pergament."

Der Friede war geschlossen, dauerhafter als je; denn jedes Wort aus Walther's Munde war wie ein Baustein zu einer geistigen Veste in des Jünglings Brust. Daneben malte sich Rudolf's reger Geist die Zukunft aus, wie er wollte ein rechter Deutscher sein nach Walther's begeisternden Schilderungen; wie er wollt' treu bleiben seinem Landesherrn, Unterdrückte schirmen mit starker Faust und Freundschaft hegen zu Hans Sigert und Günther, seinem Genossen. Eine neue kleine Welt entstand in ihm, darinnen alles Edle und Durst nach Ruhm und großen Thaten durch einander liefen. In Alledem aber bildete sich als Mittelpunkt ein fester Kern, der leuchtete wie ein heller Edelstein und hieß: ‚Bezwinge dich selbst.' —

So harmlos die kleine Welt Rudolf's war, um so ernster gestalteten sich die Ereignisse der großen Welt. Wohl glaubte man, daß nach der im September erfolgten Krönung des Kaisers Otto durch Papst Innocenz III. Ruhe im Reiche bleiben werde. Aber Otto zog kurz nach der Krönung alle dem Papste gemachten Versprechungen wieder zurück. Zwei Hartköpfe, der weltliche und geistliche Fürst, standen sich feindselig gegenüber.

Landgraf Hermann und Walther pflogen manches Gespräch über des Reiches Lage. Obgleich Walther nur schnöden Undank von Otto erfahren hatte, hielt er doch dessen Regiment für das rechtmäßige und zog gegen Innocenz zu Felde, bei dessen Antritt zur Papstwürde der Sänger schon geklagt hatte: „O weh! der Papst ist zu jung. Hilfe, Herre, deiner Christenheit!" Er hatte sich nicht getäuscht; der Papst zeigte bei allen sonstigen besseren Eigenschaften ein zähes, hartnäckiges Streben nach Erlangung weltlicher Macht und Oberherrschaft, ein scharfes Begehr, die weltlichen Fürsten zu unterjochen.

Als man das Jahr 1210 schrieb, war's im Familienkreise Vargula's still und friedlich. Lukardis wuchs heran zum achtjährigen

Mädchen und ahnte nicht, welch' dunkle Wetterwolken sich über's deutsche Reich verbreiteten. Ein offener Bruch vollzog sich zwischen Papst und Kaiser. Manch ein kräftig Donnerwort ließ Walther da in seinen Liedern gegen herrschsüchtige Pfaffen erschallen, denen er die demüthige Niedrigkeit des Herrn und Heilands entgegenhielt. Sein Wort fand gute Statt im deutschen Laienherzen.

Zwei große Gegensätze beschäftigten Walther's Inneres. Er ballte die Faust, wann er der pfäffischen Knechtung Deutschlands gedachte, und seufzte in Sehnsucht der Liebe, wann er sich dem Gedanken an Hildegunde hingab. Selten nur konnte er die Maid sprechen; aber wann es geschah, oder wann sie nur einen Gruß erwiederte, so dünkte dem Liebenden, seine Herzenskönigin müsse ihm ein wenig hold sein. Dann jubelte sein Herz und verlangte, der Gedanken Innigkeit in der Dichtung Worte zu kleiden.

Also beschäftigt saß er einst vor der Burg auf einer Bank, die Rudolf gebaut an einem lauschigen Plätzchen links vom Thore. Der Sänger war erfüllt von Minne zu der Maid und hätt' es gern gehabt, wenn Niemand kam, ihn hierin zu stören. Bald schaute er durch das grüne Dach auf gen Himmel, bald schrieb er auf das Pergament auf seinen Knieen.

Da kam ein siebenzehnjähriger Jüngling hinzu, hoch gewachsen und mit schon recht artigem Flaum auf der Lippe.

„Was sinnet Ihr hier?“ frug Rudolf. „Gewiß habt Ihr ein neues Lied gemacht; darf ich deß Kunde haben?“

Walther legte das Pergament bei Seite. Hätt' Rudolf seinem Herzen nicht so nahe gestanden, so wär' er ob der Störung wohl ärgerlich geworden. So aber antwortete er ihm mild: „Setz dich zu mir, wenn anders du nicht deinen Dienst versäumst. — Ich dachte der Zeit nach, die ohne Weltbrand jetzt wohl nicht vergehen wird. Den Unmuth darüber zu verscheuchen, zog ich

in diese Stille mich zurück, um von der Minne Frühling ein's zu singen."

Rudolf legte treulich den Arm um seines Freundes Hals und frug: „Was ist denn Minne?"

„Sag mir Einer, was ist Minne! — Wer ein holdes Weib erschaut, voller Anmuth, tugendlich und keusch, und er fühlt zu ihr sich hingezogen allgewaltig und mit ganzem Herzen, so ist dieses von der Lieb' durchdrungen. Minne ist zweier Herzen Freude. Theilen sie beide gleich, so ist die rechte Minne da. Tritt aber keine Theilung ein, so thut sie weh; ein Herz vermag sie nicht zu fassen. Doch selig ist der Mann, dem sie zu Theil ward; er hat viel Glück und Ehre vor dem Herrn. Denn wer die Minne eines guten Weibes hat, der schreckt vor jeder Missethat zurück."

Walther schwieg nachdenklich. Auch Rudolf vermochte nicht zu reden und zu fragen. Sein Sinnen brachte ihm kein Verständniß. Darum sagte er nach einiger Zeit: „Ich verstehe nicht, was Ihr gesagt habt."

„Mein Sohn!" entgegnete Walther, „mit der Minne ist's fast wie mit Gott dem Herrn. ‚Im Anfang war das Wort und das Wort war bei Gott und Gott war das Wort.' Was aus dem Worte einst entstand, ist nicht für kindlichen Verstand. Wie du Gott und seine Erlösung erst durch reifen, hingebenden Glauben erkennen wirst, so kann dir Minne auch nur dann verständlich werden, wenn du sie einst mit Hingebung selbst empfindest. Und dann wirst du der Worte dich erinnern, die ich dir heut von Minne sagen konnt'. — — Doch nun laß mich allein! nur in der Stille kann ich in Worte fassen, was meinen Geist beschäftigt."

Darauf entfernte sich Rudolf schweigend, zugleich unmuthig gegen sich, weil ihm, der doch sonst so schnell begriff, Walther's Rede diesmal dunkel geblieben war. Am Ritterhause traf er Jutte, die rief ihm zu: „Jungherr! wollet zum Palas gehen,

Hildegunde zu holen; sie bleibt mir zu lange aus und ist doch hier von Nöthen."

Das that Rudolf gern; war Jutte doch wie eine Mutter, sonst hätte sie's nicht wagen können, vom Jungherrn einen Dienst sich zu erbitten.

Im Hofe der Hofburg sah er die Maid stehen, vor ihr Brunhild, die mit ihr sprach. Rudolf hörte noch der letzteren scharfe Worte: „Woher hast du die Nadel!" — und die zögernde Antwort Hildegunde's: „Die hab' ich geschenkt bekommen." Bei Brunhild's heftiger Frage: „Von wem!" trat Rudolf hinzu. Letztere entfernte sich und Hildegunde folgte dem Jungherrn nach Jutte's Willen. Die Frage nach dem Schenker blieb unerörtert, kam auch nicht so bald wieder zum Vorschein; denn beide Jungfrauen hatten viel Dienst und Rudolf konnte der Nadel nicht weiter achten. Seine Waffenübungen wurden immer ernster und anstrengender; das Jahr neigte sich mit starkem Froste dem Ende zu.

Es war ein kalter Winter. Das Ingesinde verweilte so lange als möglich in den Wärmestuben und die Fürstlichen und Edlen verließen nur ungern das wärmende Kamin. Aber innen blieb es warm durch Walther's und Wolfram's herzerwärmende Rede. Auch wurde das fürstliche Paar durch die spannende Erwartung der Rückkehr mehrerer Boten durchwärmt, die im Herbst mit wichtigen Briefen gen Ungarn gesandt worden waren zum König Andreas. Wichtig waren sie, denn sie enthielten nichts Geringeres, als eine Werbung um der kleinen Elisabeth Hand für des Landgrafen Sohn Ludwig.

Hierum wußte Brunhild. Auch an ihr wirkte des Winters Kälte nur wenig, denn in ihrem Innern brannte glühende Leidenschaft für Walther. Noch mehr half ihre Eifersucht gegen Hildegunde heizen, welche entstanden war, als sie die eigene Nadel an der Maid Brust prangen sah. Es war gewiß: Walther hatte sie ihr geschenkt. An einen Diebstahl war nicht zu denken,

sonst hätte Hildegunde den Schmuck nicht so offen getragen. Aber doch ließ sich letzteres vielleicht noch verwerthen. Brunhild begann einen Plan zu schmieden, der aber besser ausführbar war, wann Vargula und Rudolf die Wartburg auf Zeit verließen. So konnte sie ungestörter im Ritterhause verkehren.

Auch hier gab es ein warmes Herz. Hildegunde hatte lange geschwankt, die Nadel anzustecken. Schüchterne Weiblichkeit zog ihr die Hand zurück, als sie der Truhe sie entnehmen wollte. Innige Herzensliebe bezwang das Zögern; die redete ihr vor: Der rothe Stein soll ja das Blut des Herren Christ bedeuten. Was Walther von der Minne ausgesprochen, fühlte ihr Herz: Hier war zweier Herzen Freud'. —

Sechstes Kapitel.

Gestrenge Herrn regier'n nicht lang. Der harte Winter mußte bald den lauen Lüften weichen, als nur ein kleiner Theil des Jahres 1211 verstrichen war. Schon Ende März lockte die Sonne die harrenden grünen Gräser hervor, die ersten zarten Triebe am Gezweig der Bäume. Ein warmer Regen noch und es kam von Neuem die alte Augenweide, die man nicht satt bekommt und wär' man hundert Jahre alt. So war es denn gar wonnig droben auf der Wartburg. Die Vöglein lugten singend bald zum Himmel, bald nach Herrn Walther's Fenster in der Burg, ob er denn gar nicht kommen wollte, an Nahrung freundlich auszustreuen, was sie bedurften. Denn von den Alten wußten's auch die Jungen, und so verpflanzte sich es von Geschlechte zu

Geschlecht: daß deren trauter Freund so huldsam gab, was sie im Walde hätten mühsam suchen müssen. „Wie lange weilest du?!" flötete Frau Amsel; „du bleibst recht lange aus!" rief der Herr Finke, und auch der freche Spatz mengt' sich darein und sprach recht patzig aus: „Nun? Wird's bald?" Gebt euch nur keine Mühe, kleine Sänger! vergebens sitzt ihr an Walther's Fenster. Der war am frühen Morgen schon bei Vargula und pflog ein ernstes Staatsgespräch mit ihm.

Herr Walther setzte große Hoffnungen auf Friedrich, wann der dereinst würd' Kaiser werden. Doch Landgraf Hermann sprach ihm nicht zu Gunsten, so daß ein kleiner Zwiespalt eintrat mit dem Fürsten. Das war dem deutschen Sänger gar nicht recht. Drum sprach er mit dem Schenken Vargula darüber. Der aber meinte, es möchten wohl nur Grillen sein vom Landgrafen, die vorübergehen würden, und rieth dem Freunde, nicht allzu viel zu grübeln über Staatsgeschäfte.

„Schenkt mir den heut'gen Abend und bringt die Harfe mit," sagte der Schenk. „Denn es wird wohl nicht mehr allzu lange dauern, daß ich lang abwesend sein muß, gen Ungarn zu ziehen, des Königs Töchterlein zu holen für dessen anverlobten Bräutigam, den kleinen Ludwig."

Gar gern versprach dies Walther; in dem kleinen Vargula'schen Kreise befand er sich am wohlsten. Dort konnte er sich heut des Anflugs von Düsterheit entschlagen.

So kam's, daß die verwöhnten Vögel sein vergeblich harrten.

Noch stand die Sonne am Himmel, als Walther sich zum Schenken begab, das Abendbrot mit ihm zu theilen, und als die letzten Strahlen die Burg vergoldeten, da gab's ein lieblich Bild im trauten Raume. Hildegunde lief ab und zu, brachte Speis und Trank und ordnete die Schüsseln und die Becher auf dem schweren Tisch, von Eichenholz gezimmert. Vargula und Walther saßen auf der Steinbank am Fenster, in munterem Gespräch begriffen; Rudolf und Lukardis auf einer festgefügten Bank in

des Kamines Nähe. Gar sorglich hatte der Jüngling für sein neunjähriges Schwesterchen ein Polster aufgelegt. Weil es das jüngste Kind, galt die holde Maid noch immer für klein, wenngleich sie wie ihr Bruder weit höher aufgewachsen war, als dies in ihrem Alter pflegt zu sein. Wenn nicht der Unterschied der Größe wär' gewesen, so hätt' man glauben müssen, ein Zwillingspaar vor sich zu sehen; denn Antlitz, Haltung und die edle Art, wie Beide in den Hüften sich bewegten, waren einerlei; nur daß des Jünglings Flaum um seine Lippen unmöglich macht', ihn für ein Mädchen anzusehn. Auch zeigten seine kräft'gen Schultern schon recht ansehnliche Breite.

Lukardis schmiegte sich an ihren Bruder; der schlang den rechten Arm um ihren zarten Leib. Die kleine Maid mocht' heut gar neckisch sein; sie blickte zu ihm auf und sagte schelmisch: „Du nennst mich klein und doch bin ich schon groß. Und wenn du immer noch mich ‚kleine Lukardis' heißest, so zupf' ich dir zur Strafe an den Miezchen, die unter deinem Näslein sind gewachsen."

Der Drohung folgte schnell die That, und weil das Zupfen an dem Lippenschmucke nicht gerade wohlzuthun pflegt, so faßte Rudolf ihre Hand und sagte: „Laß meinen Bart in Ruh', du kleine Lukardis!"

Die aber lachte herzlich auf und rief: „Das soll ein Bart sein? Kleine Miezchen sind's, wie an den Hahnebutten. Laß sehn, wie viel du ihrer hast. — Eins, zwei, drei, vier, fünf, sechs, sieben, acht — mehr sind es nicht. Acht Miezchen! und du als große Hahnebutte hängst daran."

Da nahm der Bruder schnell der Schwester Händchen und biß zur Gegenstrafe sanft die zarten Finger.

„O!" rief Lukardis, „das thut wirklich weh!"

„Das sollte's auch, du kleiner Schelm!" sprach Rudolf. Doch als er in ihr Schmollgesichtchen sah, nahm er die kleine Hand und küßte ihr das Wehthun von den Fingern. Das mochte

doch nicht gar so arg gewesen sein, denn munter sprang Lukardis auf und stellte sich ganz nah an ihn heran, die Hände auf dem Rücken wohlverborgen. Das Köpfchen neigte sie zu ihm und schaute ihn mit schlauem Lächeln an. Da plötzlich faßte sie mit ihren Händen des Bruders Kopf, verwirrte ihm das Haar und sagte lachend: „Du großer Ritter du!" und sprang davon. Nun gab es eine kleine Jagd rings um den Tisch. Wollt' Rudolf rechts herum, sprang flink Lukardis links und umgekehrt; bis endlich Rudolf scheinbar rechts sich wandte und doch nach links sich kehrte. Da hatte er sie nun und hielt sie an den Armen fest.

„Das ist gar keine Kunst, so schnell zu fangen!" rief die Gehaschte aus. „Du hast gar lange Beine."

„Und du," sprach Rudolf, „bist nun doch die kleine Lukardis!" und drückte ihr ein Küßlein auf die Stirn.

Das harmlose Necken fand sein Ende. Hildegunde trat ein und brachte vier Leuchter mit dicken Kerzen von Wachs, die stellte sie auf den gedeckten Tisch. Auch Jutte kam herzu. Vargula brach das Gespräch mit Walther ab und bat ihn, sich zu Tische zu begeben. Da stand denn Jedes hinter seinem Sessel und wartete des Tischgebets. Und Alles faltete die Hände, als Vargula die seinen ineinander schlug und tief das Haupt herniedersenkte vor dem Herrn der Herren. Lautlose Stille herrschte kurze Weil. Drauf sprach der Hausherr langsam, voller Andacht: „Segne es Jesus Christus!"

Nun es gesegnet war, was auf dem Tische stand, konnt' auch ein guter Muth sich froh entwickeln. Es ist gar schön und lieblich anzuschaun, wann Hausherr, Gast und Kinder und auch des Hauses Ingesinde sind vereint zum Mahle. Es sind ja Alle, Alle Gotteskinder! Der Segen ist für Jeden ein und derselbe.

Kein düsterer Gedanke aus dem düsteren deutschen Reiche kam heut in's Tischgespräch. Was aus Lukardis' Mund kam, frisch und fröhlich, das nahm die Anderen gefangen. Nur Hildegunde war gar still; sie senkte ihre Augen auf den Teller und

wagte nicht, vom Tische aufzusehn. Sie fühlte sich gepreßt in ihrem Herzen; Brunhilde's Worte hatten ihr süßes Geheimniß kalt angehaucht und sie verschüchtert, gleich einer Taube bei des Falken Nähe. Der stille Vorwurf wollt' nicht von ihr weichen, daß sie etwa nicht weiblich sei gewesen, weil sie die Nadel hatte offen sehen lassen. Sie schämte sich in Züchten solcher That. Ihr war's, als ob Herr Walther seine Blicke wie Pfeile auf die Augen schösse. Der Sänger merkte es und war verwundert; doch konnte er Nichts sagen, denn Dienstbare durften bei Tische nicht in's Gespräch gezogen werden. Auch wenn die Maid von Neuem Speisen holte, senkte sie die Augen. Herrn Walther war's und auch der Maid gar peinlich.

Noch mitten im Genuß vernahm man poltern und dreimaliges Klopfen an die Thür. Das kam vom Ritter Berld von Heylingen.

„Gott grüß' Euch, edle Herren!" sprach er beim Eintritt. „Verzeiht, daß ich Euch störe bei dem Nachtmahl; doch ließ es mir nicht Ruh. Mich dünkt, ich bring' für Rudolf frohe Botschaft; die wollt' ich Euch schon heut statt morgen überliefern."

„Sei uns willkommen, Heylingen!" sprach Vargula und reichte ihm die Hand. „Komm her und trinke das Willkommen aus einem Becher guten Weines. — Was ist's? Ich bin begierig, es zu hören."

Der Ritter that erst einen guten Zug; dann hub er an: „Du weißt, daß aus dem Ungarlande der König und die Königin durch unsre Boten sagen ließen, sie willigten in das Verlöbniß ihrer Tochter mit Herrn Ludwig. Du weißt auch, daß alsbald vom Hofe Gesandtschaft reiten soll, das Kind Elisabeth zu holen, und wer dazu ist ausersehen. Nun hatt' ich mir gedacht, verzeihe, Vargula! — daß es für Rudolf Freud' und lehrreich sei, so weite Reise mit zu machen. Drum bat ich unsern Herrn darum. Kaum hatte ich den Wunsch noch ausgesprochen, da sprach der Landgraf schnell: ‚Du räthst mir gut. Dem Vargula zu Lieb

und auch zu Frommen Rudolf's soll's geschehn. Sagt es ihm morgen in der Frühe.' So komm ich schon am heut'gen Abend. Ich denk', der Bursche da wird sich nicht ärgern."

Da gab's ein helles Jubeln bei dem Jüngling und seinem Händedruck und Danke folgten die des Schenken. Auch Walther freute sich und das Gespräch blieb nunmehr haften an der Reise Unternehmen.

Lukardis war die Einzige, die nicht mit jubelte; sie wurde still und lehnte sich an den Bruder. Der merkte es ihr an und sagte: „Was hast du, Schwesterlein? Ich glaub', du bist betrübt?"

Da fing Lukardis sanft zu weinen an und sagte nur: „So weit, ach gar so weit!"

Doch der von Heylingen sprach d'rauf dazwischen: „Ich dacht' mir's gleich, daß dein Geschwister wohl nicht so recht damit zufrieden wär'. Drum hab' ich dir, Lukardis, etwas mitgebracht. Schau's recht oft an, es ist ein Bild von unserer hochgebenedeiten Mutter Gottes. Sag' ihr nur, daß sie soll den Rudolf mit begleiten, so werden deine Thränlein bald versiegen."

Lukardis nahm das Bild und dankte, doch wollte das Versiegen nicht sogleich gelingen.

Man sprach noch lang beim Weine von der Reise, indeß die Jutte und Hildegunde die Schüsseln abräumten und das Gemach verließen.

Hätt' Rudolf auf seiner Schwester Augen und deren rinnend Naß gesehn, er würde nicht so feurig mit gesprochen haben. Gleich morgen hätt' er gern die Reise angetreten.

Man sprach auch viel vom Weg, der einzuschlagen, sprach von der günst'gen Jahreszeit, dem schönen Lenze. Und weil man gern vom Lenze spricht und seinen Wonnen, bat Vargula den Sänger um ein Liedlein. Der faßte seine Harfe, stimmte sie und bei dem Stimmen konnt' er nicht bemerken, wie an der

7*

Thür geklinkt und diese leise ein wenig geöffnet ward. Denn draußen lauschten Jutte und Hildegunde, am Wohlklang schöner Töne theilzunehmen; die dringen ja durch jede kleine Spalte der Thüren und der Herzen auch.

Das Fenster stand noch offen; süße Düfte drangen von draußen in's Gemach und sanft Geflüster ließ sich aus dem Walde hören, als ob die guten Geister, die drin wohnen, Herrn Walther's Loblied nicht zu stören wagten. Und als des goldnen Mondes Licht trotz Kerzenschimmers bis zu Walther drang, da schlug er seine Saiten an und sang:*)

Wenn die Blumen aus dem Grase dringen
Gleich als lachten sie empor zur Sonne
Am Morgen früh an einem Maientag;
Wenn so schön die kleinen Vögel singen
In der besten Weise — welche Wonne
Sich ihrem Liede da vergleichen mag?
Es ist wohl halb ein Himmelreich.
Soll ich sprechen, was ich dem vergleich'?
So sag' ich, was mir mehr entzückte
Die Augen stets, und immer noch
Mich freuen würd', wenn ich's erblickte.

O schöner Sang, du dringst in die Herzen wie Balsam ein und milderst manches Leid. Lukardis' Antlitz verklärte sich und selbst der derbe Heylingen ward von dem Liede erfaßt und sagte: „Freund Vargula und Rudolf! Das ist ein trefflich Vademecum auf die Reise."

Noch ein Krug mit Weine ward geleert, dann trennten sich die Freunde, mit Gutenachtgruß ihr Lager aufzusuchen.

Als Jutte und Hildegunde zu Bett gegangen, frug die Alte: „Hildegunde! ich hör' es wohl; warum weinst du?"

Doch die Weinende bezwang sich und entgegnete mit fester Stimme: „Das Lied war allzuschön."

---

*) XVII.

Jutte schlief bald ein zu fester Ruhe; aber der Pfühl von Hildegunde's Bett blieb nicht ruhig. Ein Mädchenkopf warf sich noch lange auf ihm hin und her. Auch war er es gewöhnt, der Augen Naß von der Verlassenen aufzunehmen; so auch heute.

Es giebt im Menschenherzen doch Ahnungen; die wühlen oft so schmerzlich wie die Wirklichkeit.

Wohin ist deine Lenzeslust, du Sänger? Was ist es, daß du trübe bist gestimmt? War deines Liedleins Weise doch so munter. — War's das: daß Hildegunde nicht ein einz'ges Mal nach dir geblickt? Daß ihre schönen langen Augenwimpern nach unten nur gerichtet waren? Kein Gruß von ihr? — Warum nicht? — War'st ehedem der Hoffnung voll und bist jetzt hoch verwundert und bist traurig, weil bitter schmeckt, was doch ein Wahn nur ist? — Du Meister, der vom Selbstbezwingen sang, schlaf ein und gieb es dem anheim, der uns geführt das ganze Leben lang zum Guten.

Die Zeit bis zur Abreise verfloß schnell mit Zurüstungen. Manch kostbar Geschenk für's Königspaar war sicher zu verwahren und Jeder hatte auch an sich zu denken.

Der Tag war erschienen. Frühzeitig hatten die Reisenden in der Burgkapelle ihre Andacht verrichtet. Nach dem Frühmahle versammelten sie sich im Hofe vor dem Palas. Herr Meynhardt, Graf zu Mühlberg an der Elbe, ein schöner und wohlredender Mann, sowie Herr Vargula und Rudolf saßen stolz zu Rosse, gewappnet und geschmückt, wie sich's einer fürstlichen Gesandtschaft wohl geziemet. Frau Bertha, Herrn Egewolffen von Bendeleben sein Eheweib, saß nebst ihren zugegebenen Jungfrauen in einem stark gebauten Wagen. Plump war der und keine Feder milderte die rauhen Stöße. Doch weiches Polster war darin und das Gefährt von außen schön bemalt; auch hingen bunte Teppiche über den Rand, sobald die dichte Plane nicht aufgespannt war.

Drei andere Wagen noch, beladen mit Gepäck von mannigfacher Art, folgten dem verzierten nach.

Der Landgraf und Sophia mit ihren edlen Frauen standen auf der Vortreppe am Palas, riefen manch freundlich Wort herab und winkten den Scheidenden den letzten Gruß mit den Händen zu.

Im Hof der Vorburg harreten der edlen Reisenden an zween Dutzend Knappen. Schwertlein, der Meisterknappe, führte sie. Der war ein wohlbeleibter Mann und schon an Jahren. Gern hätte er so hier und da mal über'n Durst getrunken, wenn das Gesetz der Mäßigkeit am fürstlichen Hofe diesem edlen Streben nicht widerstanden hätte. So hielt er sich an's Essen und hatte es darin gar weit gebracht, also, daß ein artig Bäuchlein es verrieth. Doch war er treu wie Gold und in den Schlachten erwies er sich gleich einem Bären; gewaltig ließ er die eisernen Tatzen seiner Keule dem Feinde fühlen. Auch Sigert war dabei und noch viel andere Knechte. Mit Eisenhut und Panzer waren sie versehn und mächt'gen Keulen.

Am Ritterhause standen beide Sänger, Jutte und Hildegunde mit Lukardis. Wohl haftete der Kleinen manch ein Thränlein auf der Wange, als aber Rudolf vom Pferd herab der Schwester noch einmal die Hand drückte, blickte sie freudigen Stolzes voll auf den stattlichen Bruder in seinem, vom Landgrafen geschenkten Eisenhemd. Das war nicht geringe Auszeichnung und eine Ausnahme von der Regel; denn Rudolf war noch Knappe und ein solcher hätt' sollen nur einen Rock von Leder tragen. Und als auch der Kaplan hinzutrat, den Reisesegen nochmals auszusprechen; als Alle mit entblößtem Haupte dem Gottesgruße andächtig zuhörten, da verklärte sich Lukardis Antlitz zum Ausdrucke festen Gottvertrauens und sie hörte gern, was der junge Günther von Schwarzburg zu Rudolf unter Händeschütteln sagte: „Rudolf, Gott geleite dich!"

Wenn uns beim Scheiden die Wehmuth zu übermannen droht, da ist's gar oft ein drollig Wort, das uns darüber hinweg-

hilft. Noch ehe die Edlen kamen, hatte Jutte dem Schwertlein ein gewaltig Stück vom Schinken dargereicht zur Stärkung auf die Reise, wiewohl ein dicker, dem Rosse aufgebundener Sack mit derbem Nahrungsstoff verkündete, daß er des edlen Leibes nicht vergessen hatte. Das Schinkenstück verzehrte er auf der Stelle. Und dennoch sagte er kurz vor dem Abzuge ganz ernsthaft zu Sigert: „Ich wünscht', es gäbe bald etwas zu essen."

Da mußte auch Lukardis lächeln. Und so schaute sie dem Bruder nach mit einem Gemisch von Wehmuth und erheitertem Gemüthe.

Der stolze Zug verließ die Burg. Bald verschwanden die Reisenden im Waldgebüsch zu Seiten des schmalen Fahrwegs und zogen also aus Thüringen mit 4 Wagen und 30 Mannen zu Pferde nach Ungarn auf das Schloß Preßburg, da der König Haus hielt.

Von einem nördlichen Fenster der Kemenate hatten Roswitha und Brunhild dem Abschied zugeschaut. Als der vorüber, entfernte sich die Helderungen. Brunhild wollt' ihr folgen; doch sie sah, wie Walther's Blick unverwandt auf Hildegunde's Antlitz weilte, bis diese in das Ritterhaus zurückging mit gesenktem Haupte. Da bemächtigte sich Brunhilde's ein glühender Haß gegen die Maid, ebenso glühend wie ihre leidenschaftliche Liebe zu Walther. Sie ging in ihre Kammer, setzte sich zum Vorwand an ihre Truhe und überlegte, wie sie die Maid mit wohlangelegtem Plan Herrn Walther für immer entfremden könne. Daß Vargula und Rudolf auf Monate in der Ferne weilten, kam ihr zu statten; dadurch ward Walthern der Zucht und Sitte nach fast unmöglich, mit Hildegunde im Hause zu verkehren. Die Eingangsthür zu Vargula's Wohnung befand sich nahe am Thore, während die Pforte zu Walther's Gemach an 50 Schuh Länge von jener entfernt und der Hofburg näher war. Auch hatte dieses Gemach keine Verbindungsthür nach den Räumen, die der Schenk bewohnte. Brunhilden aber bot sich nun Gelegenheit, des öftern mit der Maid zusammenzukommen, ohne sich einem Gerede aus-

zusetzen; es war ja Keiner von den Edlen mehr in Vargula's Behausung. Von der Landgräfin gestrenger Aufsicht hatte sie Nichts zu befürchten. Die Fürstin war sehr beschäftigt mit Vorbereitungen zur Aufnahme der erwarteten kleinen Braut und Königstochter; auch mußten für deren dreizehnjährigen Verlobten Ludwig die Kleider prächtiger ausgestattet werden.

So günstig nun auch der Stand der Dinge war, verstrichen doch viele Wochen, ehe Brunhild einen sicheren Plan konnt' fassen. Sie schmiedete der Pläne viele und verwarf sie wieder. Wohl schien ihr Walther's Schwermuth ein Zeichen zu sein, daß es ihm bisher nicht gelungen sein mochte, mit der scheu gewordnen Hildegunde zusammen zu kommen. Die Besorgniß aber, daß eine Begegnung mit der Zeit dennoch möglich werden könnte, trieb sie zu um so schärfrer Ueberlegung. Walther mußte in Hildegunde's Augen herabgesetzt und hierdurch die Maid bewogen werden, sich vor dem Sänger möglichst zu verbergen. Gift in Hildegunde's Herz, Zweifel und Verbitterung in das des Sängers; das war das Beste. Darauf wollt' Brunhilde mit der Macht ihrer Reize den Geliebten zu fangen suchen und zu entschädigen.

Das war das Allgemeine von dem Plane. Wie der im Einzelnen auszuführen sei, darüber grübelte sie nicht lange mehr. Sie sprang hinein in's Wagniß, das Nähere dem eigenen Scharfsinn überlassend und dem glücklichen Zufall.

Mit solchem Vorsatz ging Brunhild zum Bergfried, von da in den Hof der Vorburg. Die Blumenpflanzen auf dem Beete an der Kemenate sproßten schon hervor. Sie schaute auf sie, als ob sie Vergnügen daran fände. Dann schritt sie weiter, prüfte die grünen Blättchen an einem Gebüsch und war nach wenig Schritten wie von ohngefähr im Ritterhaus. Hier störte sie die Gegenwart der Jutte und der Kleinen.

„Ich komme, einmal nachzusehen, wie's Euch geht," sagte sie freundlich und küßte zärtlich den rothen Mund Lukardis'. „Gewiß hast du viel Sehnsucht nach dem Bruder. Drum möcht'

ich gern dir eine Freude machen. Jutte! geh mit Lukardis zur alten Marthe und sage ihr, sie sollte dem Kinde das Stöckchen Rosmarein geben, das links in meiner Kammer steht. Doch steig' vom Bergfried auf zur Kemenate; dort findest du die Marthe beschäftigt mit Auspacken schönen Kleidstoffs für Ludwig und die kleine Elisabeth. Das schaut Euch an; im ganzen Stück ist's schöner, als zerschnitten."

Das gefiel Lukardis wohl; sie sprang vergnügt zur Jutte und bat sie: „Komm!" Wohl oder übel mußte Jutte folgen.

Nun war Brunhild mit Hildegunde allein. Mit freundlich sanften Worten nahte sie der verlegnen Maid: „Ich bin dir neulich etwas hart begegnet, liebe Hildegunde. Trag' mir's nicht nach; ich war an selbem Tag gar ungehalten, denn eine Nadel mit Rubinstein ward mir gestohlen aus der Truhe, ganz ähnlich der, die du im Hof getragen. Ich suchte lang darnach, eh ich's der Fürstin meldete. Als dies geschah, da war sie sehr erzürnt darüber und sagte, daß der Dieb sollt' ausgepeitscht und drauf gehänget werden. — — — Nein nein, mein liebes Kind! erschrecke nicht! Du bist ja sanft und treu und ist's unmöglich, daß du den Diebstahl sollt'st begangen haben. Du hast sie nur gefunden und geglaubt, die Nadel sei fortan dein Eigenthum."

Die Maid erzitterte, ward blaß und sagte tiefer Trauer voll:

„O Gott! Du weißt es, daß ich sie geschenkt erhalten."

„Von wem," fuhr Brunhild fort, „will ich nicht wissen. Vom Diebe selbst kannst du sie nicht erhalten haben. Vielleicht ist erst durch dritte, vierte Hand der Schmuck dem Schenkenden zu eigen worden."

Hildegunde's Herz schlug heftig. Sie konnt' es zur Bekräftigung ihrer Unschuld nicht über die Lippen bringen, daß Walther ihr den Schmuck geschenkt und wie er dies gethan. Das war das stille Geheimniß tief in der Brust der schämigen Maid. Sie preßte die Hand auf's Herz und fand kein Wort zur Gegenrede. Brunhild ersah es, schlang den Arm um sie und sagte

freundlich: „Beruhige dich, lieb Mägdlein! ich bin dir gut und kenne dich als gut. Und weil das ist und ich besorgt bin um dich, so wollte ich dich ja nur warnen. Sieh', es soll eine Haussuchung angestellt werden bei allen Mägden; denn daß ihrer eine die Nadel gestohlen, sei's aus Putzsucht oder Habgier, scheint der Landgräfin gewiß. Um Alles in der Welt möcht' ich nicht haben, daß man die Nadel und sei's auch in dem verstecktesten Winkel bei dir fänd'; denn ein entsetzlich Schicksal würde deiner warten: Gepeitscht bis auf das Blut und wenn auch nicht gehängt, so doch verstoßen hinaus in's Elend der rohen Welt. Drum gieb sie mir getrost; ich heb' sie auf und gebe sie dir wieder, wenn Nachforschung und Gerede ein Ende haben. Das aber wird gewiß geschehn, wenn das königliche Kind aus Ungarn kommt. Kein Mensch bekümmert sich dann um die Nadel. Wann dies vorbei, wirst du sie wieder haben und dich erfreu'n am schönen Schein des Steines."

Hildegund stand mit gefalteten Händen vor Brunhilde und wußt' nicht, was sie sollte sagen. Ihr armer Kopf brannte und das Herz war zum Zerspringen voll. Sie kannte ja noch nicht die Welt, sie wußte nur, daß sie dereinst geknebelt ward und blutig geschlagen mit Dornenruthen. Drum faßte sie zu Allen, die ihr mit Liebe entgegenkamen, voll' Vertrauen. Und Brunhild war ja heut so lieb und gut. Still öffnete sie ihre Truhe, holte die Nadel heraus und gab sie zögernd in Brunhilde's Hände. Drauf setzte sie voll Wehmuth hinzu: „Ach! gebt sie mir zurück, wann's an der Zeit ist. Ich kann nicht von ihr lassen."

Brunhilde strich ihr sanft die Wangen und sagte: „Du liebes Kind, sei getrost! Du erhältst sie wieder. Zu deiner eigenen Sicherheit nur nehm ich sie zu mir."

Drauf setzte sie im schelmisch neckischen Tone hinzu: „Nun weiß ich auch, daß liebe Hände die Nadel dir gegeben," und mit munterem Lächeln fuhr sie leise fort: „Gewiß ein Liebster? — Ist's Hans Sigert? — Oder gar vom Schmetterling Herrn

Walther, der um die Gunst der schönsten Frau'n so gerne minnt?"

Das traf gar tief in Hildegunde's Herz. Hoch hob die Maid das Haupt empor und sprach mit Kraft, sich selbst verrathend: „Das thut Herr Walther nicht!"

Und scherzend fuhr Brunhilde fort: „Du holde Einfalt! kennst noch nicht die Männer. Was ist es denn auch weiter, wenn ein Mann uns minnt und morgen einer Andern? 's ist ein Spaziergang durch den Garten nur. Das Männlein findet dort ein Veilchen und pflückt es ab mit großem Wohlgefallen. Und wenn es welk ist, wirft er's weg und pflückt die duft'ge Nelke; und findet er nun eine Rose gar, so folgt die Nelke schnell dem Veilchen und's Männlein labt sich an dem Duft der Blumenkönigin. Von jeder Blume, die gerad' er findet, denket er, sie sei die richt'ge, die er meine, der er minne. Ein leichtes fröhlich Spiel nur ist's. Und sieh': So macht's Herr Walther ganz genau. In Würzburg fand der liebe Schelm einst eine Nelke; er minnte ihr und sang manch' Loblied ihr mit süßen Klängen. In Meißen traf er eine Rose an. Da dacht' er: ‚Diese oder keine' und sang der Lieder viele auf die Rose. Doch als er nun ein Veilchen fand hier auf der Wartburg, da möchte er's gar gern an seine Brust sich stecken und — wenn's noch nicht geschehn — auch ihm ein Liedlein widmen. — Warum nicht? Laß ihn pflücken! er bleibet doch ein schelmisch lieber Sänger."

Da hub die Maid gar bitterlich zu weinen an; sie konnt' nicht glauben, daß es also sei. Brunhilde aber küßte ihr die Thränen von den Augen und sagte mitleidsvoll: „O weh, du Maid! was hab' ich angerichtet! — Hätt' ich gewußt, wie sehr du dir's zu Herzen nimmst, ich hätte nimmer dir gesagt, wie's in der Welt zu gehen pfleget und mit Walther. Doch eine Lehre ziehe du daraus: Sei voller Vorsicht und vertrau' nicht allsogleich dem Ach! und O! der Männer und was sie auf uns dichten. Sei voller Vorsicht! trau' nicht jedem Scheine, wie lieblich rosig er

auch blinken mag. Stell' Walthern auf die Probe! zeige dich ihm nie. Hält er es aus, so ist auch nichts an ihm verloren. Und sollte er auch dir sich wieder nähern, so vergiß nicht, daß er ein Schmetterling. Hat er es denn zu was gebracht, hat er durch Arbeit sich etwas erworben, womit er Weib und Kind ernähren könnt'? Nein, nichts, gar nichts hat er. Er ziehet heimathslos umher und ziehet vor, von Anderer Gnade nur zu leben. Sei voller Vorsicht und bedenke auch, wie zornig Landgraf Hermann werden würde, wann er erführ', dich sehnte es, Herr Walther's Weib zu werden. Du weißt ja, daß der Fürst zu jeder Heirath seiner Untergebenen erst seine Billigung zu geben hat. Das würd' er hier nicht thun, denn Walther ist von ritterlichem Stand und du nur eine Niedre. Auch Walther kennet das Gebot; darum eracht' ich, es sei nur Tändelei von ihm mit dir. Sei voller Vorsicht!"

Dann küßte sie Hildegunden auf die Stirn und suchte sie der Trauer zu entheben.

„Wir wollen von was Anderem reden, daß dein Gemüth nicht allzusehr bedrücket werde. — Sag' an: Ich habe von Herrn Wolfram, dem Eschenbacher, einst erfahren, daß du von Rudolf schreiben hätt'st gelernt. Er hatt' es ihm gerathen mit den Worten ‚docendo discimus', das hieß': Durch lehren lernen wir. Wie neid' ich dir die Kunst! ich kann nur lesen. Und da ich einmal hier bin, bitt' ich dich: Schreib' mir nur ein paar Zeilen, die meinem Vater ich versprochen hab'. Er schenkte mir beim letzten Feste die Agraffe, die du an meinem Brustgewande siehst, und sagte, wenn sie nicht recht passe, so wolle er mir eine andre dafür geben. Nun paßt sie nicht, und das wollt' ich geschrieben haben. Drum habe ich ein Stückchen Pergament mit hergebracht. Willst du?"

„Gewiß will ich es thun. Seid Ihr doch gar so lieb zu mir und freundlich."

Hildegunde setzte sich, nahm den Griffel zur Hand und frug: „Was soll ich schreiben?"

Brunhilde beugte sich über die Schreiberin und sagte: „Schreib' drüber erst: ‚Herr Vater' — — — — — und nun darunter: ‚Ich schicke Euch den Schmuck zurück' — — — Aber Kind! laß keine Thränentropfen darauf fallen, sonst wird die Schrift verwischt. — Nun also weiter: ‚Er gefällt mir nicht' — — — hast du das? — Gut. Nun kommt: ‚und paßt auch nicht.' — — — — — ‚Kommt ja nicht mehr zu mir' — — — — ‚ich weiß Alles' — — — — ‚hab's wohl erfahren' — — — — — ‚Was Ihr wünscht — — — Wem ich minnen sollt' — — — — ‚Das thu ich nicht — — — — Ich minne einem Andern' — — — — Und nun darunter meinen Namen — Nein, nicht hierher an die Ecke; mehr in die Mitte. Und schreib' nicht ‚Brunhilde', sondern nur ‚Hilde', denn also pflegt mein Vater mich zu rufen."

Hildegunde stand auf mit einem tiefen Seufzer. „Verzeiht!" sagte sie, „das ist ein sondrer Brief. Ich kann den Inhalt nicht begreifen."

„Thut nichts; mein Vater wird ihn schon verstehen. Kein Andrer darf's, denn sieh'! — dir ganz allein will ich's vertrauen — das mit dem Schmucke weißt du schon. Und daß geschrieben steht: ‚Kommt ja nicht mehr zu mir! ich weiß Alles; hab's wohl erfahren', das rührt davon her, daß der vom Falkenstein ein Fuhrwerk ausgeraubt und hat dies meinem Vater zugeschoben. Für jetzt darf er sich drum bei Hof nicht blicken lassen, bis er dem Fürsten seine Unschuld hat bewiesen. — Und was das Minnen betrifft — — Maid! Das ist mein Geheimniß!"

Sie drückte das Tuch an die Augen, als ob sie Seelenschmerz empfände, und sagte mit gebrochner Stimme: „Ich soll einem Ritter die Hand reichen, dem ich — abhold bin — — Mein Herz — ist einem Andern — zugesagt."

Mitleidig blickte Hildegunde auf die Leidensgenossin. Sie

faßte Brunhilde's Hand und sagte schmerzlich: „Wie dauert Ihr mich! — — Ach, ich hab's ja nun auch erfahren!"

Das weinende Krokodil umfaßte Hildegunden eine Weil und sagte mit bewegter Stimme: „Behalt' für dich, was ich dir hab' entdeckt. Sag's keinem Menschen weiter. — — Doch nun leb' wohl! hab' vielen Dank für deine Mühe. Ich will dir's gerne lohnen."

Eilig ging sie mit Brief und Nadel davon. Draußen blickte sie auf Beides mit funkelnden Augen, gleich einer Katze.

Hildegunde aber stand starr inmitten des Gemachs. In ihrem Herzen war es dürr und öde geworden, im Kopfe wirr. So schaute sie zur Decke; kein Glanz lag in den Augen, gleich einer Verstorbenen. Das Gift begann zu wirken. Dann zuckte krampfhaft ihre Brust; mit einem Schreie stürzte sie zu Boden. Drauf begann die Maid heftig zu schluchzen und schluchzte krampfhaft fort, bis Jutte zurück kam. Die konnte fragen, was sie wollte, sie erfuhr nichts. Bestürzt hob sie die Verzweifelnde empor und legte sie auf ihr Bett. Die arme Alte wußte sich keinen Rath. Erst nach einer Stunde legte sich der Krampf. Da hatte die Maid Jutten Alles gesagt. Wohl strömten die Thränen noch unaufhaltsam fort, aber Jutte drückte sie an ihre Brust und da erinnerte sich die Arme, daß dies eine treue Mutterbrust war. Und wo ist ein besserer Platz als das warme Mutterherz, das den eisigstarren Schmerz in linde Wehmuth wandeln könnte?

Die treue Jutte selbst begann, der Maid zuzureden, daß sie von Walther lassen solle.

„Brunhilde hat wohl Recht mit manchem ihrer Gründe," sagte Jutte begütigend, „wenngleich ich nimmer glauben kann, er sei ein Schmetterling. Wollt'st du die Minne zu ihm weiter hegen, so würd' es immer schlimmer um dein Herze. Jetzt ist's noch Zeit! Und wenn's auch weh thut — ach, ich kenn's ja auch! — so entgehst du doch einem noch viel größrem Wehe: dem heimathslosen Umherziehen mit einem Manne, der nichts

hat; mag er auch noch so gut und lieb sein. Es geht nicht, Hildegunde!"

Es schien, als wollt' die Maid sich drein ergeben. Sie blieb hinfort gar still, in sich gekehrt, und nicht ein einz'ges Lächeln mehr bewegte ihre Lippen. — —

Am Fenster saß Herr Walther und schaute zu des Himmels reiner Bläue. ‚So rein und schön wie Hildegunde', dachte der Sänger, und in seinem Innern tönte es fort:*) ‚Herzgeliebtes Mädchen mein, Gott geb' dir Heil in Ewigkeit! Was kann ich dir sagen mehr, als daß dir Keiner holder ist als ich? — Das schafft mir Leiden schwer. — O! sie werden mich tadeln, daß ich zum Niederen wende meinen Sang. Die das thun, erkennen sicherlich nie die Anmuth ihr Leben lang.'

Er erhob sich, ging unruhig im Gemache hin und her und sann und sann, was wohl besser sei: Ihr offen zu sagen, wie's ihm um's Herze sei, oder still zu schweigen. Er hätte wohl das Letztere gethan, wenn nicht die auffällige Zurückhaltung der Maid ihn getrieben hätte, zu erforschen, was Ursach' hierzu sei. Verstand und das Gemüth der Liebe stritten in seiner Brust. Die Liebe trug den Sieg davon. Er wollte wenigstens in einem Lied ihr sagen, daß sein Herz nur der Maid gehöre. Noch einmal kreuzte des Verstandes kühle Ueberlegung die heißen Wünsche, dann setzte er sich nieder und hub an zu schreiben.

Es war eine volle Woche nach Brunhilde's Besuch bei Hildegunde, als diese ein wohlverwahrtes Schreiben aus Jutte's vertrauter Hand empfing. Schnell löste sie das Siegel und begann zu lesen. Sie wurde roth dabei und athmete tief; doch als sie zu des Liedes Ausgang*) kam:

Meines Herzens tiefste Wunde
Die muß immer offen stehn,
Küßt sie mich nicht mit Freundesmunde.

---

*) XVII.

Meines Herzens tiefste Wunde
Die muß immer offen stehn,
Wenn s i e nicht heilt mich ganz von Grunde.
Meines Herzens tiefste Wunde
Die muß immer offen stehn,
Wird sie nicht heil von — Hildegunde.

da loderte die Liebe wieder auf so rein und lauter. Beseligt stand sie da und blickte bald auf das Lied, bald auf zur schweren Decke. Es war der letzte sel'ge Augenblick; das letzte Mal, daß sie verklärt aus ihren Augen schaute. Denn bald kroch eine Schlange hervor, die Schlange der Verleumdung; die spie ihr Gift in ihre Seligkeit und rang gewaltig mit der warmen reinen Liebe. Schon fing die Schlange an zu unterliegen. Da nahte sich der kalte Geist der nüchternen Betrachtung; der hielt ihr vor des Liebsten Armuth, des Fürsten Zorn, das blut'ge Peitschen auf den zarten Rücken und das Verstoßen in die rohe kalte Welt. Es rang und rang in ihrem armen Kopfe, und auch die Linderung der Thränen ward versagt.

Da setzte sie sich nieder bleich und starr; sie dacht' an nichts, sie fühlte nichts, sie sah nur unverwandt auf einen Fleck wohl eine Stunde lang. Und als die Jutte eintrat und besorgt sie frug, ob wohl des Schreibens Inhalt sie beschwere, da lachte hell die Maid und sagte ein lustig Liedlein her:

„Du Vöglein in den Zweigen,
Du singst so lieb und hell,
Du kannst es nicht verschweigen,
Du lustiger Gesell —

Du lustiger Gesell, — du lustiger — — — — der Himmel ist blau — ganz blau — — — O! o! wie das Blut fließt — Ach! peitscht mich nicht so derb! — — — — Jetzt kann ich fliegen! Eya! ich flieg' hinaus! — Laßt mich! haltet mich nicht — ich muß fortfliegen durch's Fenster — weit, hinauf zum Himmel! — — — ach laßt mich doch zum Himmel! — — — — Meines Herzens tiefste Wunde — — — Fort, fort! Dort

fliegt ein Vogel — schnell! ihm nach! — — Wer bist du, daß du mich so fest anpackst! — Was hältst du mir die Flügel? Ach laß mich los! hab' dir ja nimmer was zu leid gethan — — — schreib ‚Hilde'! mein Vater nennt mich so — — — hier flattert ein schöner Schmetterling — o wie prächtig! — hört, hört! der kann auch singen — komm her, komm her an meinen Mund, ich will dich küssen — — — o! mein Mund ist zu! — ich kann nicht mehr küssen — —" —

Weß Herz vom tiefsten Jammer dieses Lebens blutet, wer's nicht mehr tragen kann, dem ist es Wohlthat, wenn der Geist sich wendet, dem armen Kopfe nicht mehr fühlen läßt das tiefe Elend. Doch für die Lieben, die mit großem Bangen den Geist umhüllet sehen des Theuersten, ist's wie ein sengend Feuer in der Seele. Dann weiß man nicht, wer's besser hat, der mit Bewußtsein oder mit umflortem Geiste. Du, treue Jutte, hältst sie in den Armen; doch deine Lippen zittern und die Kniee; und herzzerreißend schreist du auf und weißt dir keinen, keinen Rath. — O, blick hinauf nach oben, laß dich trösten! wie schon ein Sänger aus alten, alten Zeiten sang: „Sei still dem Herrn und wart' auf ihn." — —

„Kennst du mich nicht, du liebes Kind?" frug Jutte schmerzlich weinend Hildegunden. Die aber drückte ihre Augen zu und schwieg. Da legte Jutte sie auf's Bett; die Maid begann zu schlafen. — —

Am Tag darauf nahm Brunhild das Pergament, worauf der Brief von Hildegunde's Hand. Es hielt nicht schwer, aus ‚Vater' zu machen: ‚Walter' und dem ‚Hilde' die Silben ‚gunde' noch anzukritzeln, so wenig schön es der Ungeübten auch gelungen war. Die Nadel legte sie bei und ordnete Alles zu einem wohl verwahrten und verbundenen Päcktchen. Es war die höchste Zeit, daß sie den Sturm auf Walther's Herz begann, denn schon bekundete ein Bote, daß die Gesandtschaft nebst Elisabeth, der kleinen Braut, in einer Woche könne auf der Wartburg sein.

Die alte Marthe trug, durch Geld verschwiegen gemacht, das Päckchen in Walther's Wohngemach, als der beim Fürsten war und mit ihm wieder stritt um Friedrich's willen. Als der Sänger zurückgekehrt war, fand er die Sendung auf dem Tische.

Er löste die vielen Bändchen und las:

Herr Walter.

Ich schicke Euch den Schmuck zurück. Er gefällt mir nicht und paßt auch nicht. Kommet ja nicht mehr zu mir. Ich weiß Alles, hab's wohl erfahren. Was Ihr wünscht, wem ich minnen sollt', das thue ich nicht, ich minne einem Andern.

Hildegunde.

Verblüfft blickte Walther auf die Zeilen. Das waren Hildegunde's Züge, nur verzerrt an der Auf- und Unterschrift. Er konnte es nicht fassen und nicht glauben. Hier mußte offenbar ein Schabernack vorliegen, oder schmählicher Betrug. Als er aber des Briefes Hülle wieder zur Hand nahm und betrachtete, fand er ein Stückchen Linnen, darinnen die Nadel mit dem Rubin. Das war kein Betrug, denn auf des Steines goldener Fassung stand ein W, das er vor der Ueberreichung hineingeritzt hatte.

So plötzlich gestürzt aus allen Himmeln? Dann lügen auch die Engel. — Walther wollte ungesäumt zu Hildegunde gehen, unbekümmert um das Gerede, daß ein Mann in das Haus schlich, wo nur Frauen weilten. Doch hielt ein groß Entrüsten ihn zurück. Seine Mannesehre war tief gekränkt. Auf solche rohe Art, ihm einen Korb zu geben, konnte er unmöglich sich erniedrigen, die falsche Maid darum zu fragen. An jenem Abend schon, eh Vargula abreiste, begann das falsche Spiel. Darum also schaute Hildegunde ihn nicht an; darum begrüßte sie ihn nicht und mied, ihm zu begegnen. Und des Verschmähten Kopf ward durch die Plötzlichkeit der That gar wirr. Sie war ihm unbegreiflich. So sehr sein Herz auch sich zusammenpreßte, das Ende der Erregung blieb Verbitterung.

Mit finsterm Antlitz sah man ihn die Vögel füttern und den Löwen. Hochaufgerichtet, seiner Würde sich bewußt, schritt er einher; kein heitrer Zug war mehr in seinem Antlitz. Im Palas fiel's nicht auf; hier wußt' man schon, daß Walther sich nicht mit dem Landgrafen konnt' vereinigen im Für und Wider, wenn die Rede auf den erlauchten Friedrich kam. Auch hatte längst das Fürstenpaar aus Walther's Meinungen geahnt, daß der für immer wollt' die Burg verlassen, um drauf an Friedrich's Hof zu weilen. Das Wort war noch nicht ausgesprochen, doch man fühlte's. Es war nicht ausgesprochen, so lang ihn seine Minne hielt an Hildegunde. Jetzt ward's bekräftigt durch zween schwere Gründe, daß er gehen wollte.

Walther glaubte bei Allen am Hofe eine Verstimmung gegen ihn zu bemerken; Wolfram's Einwendung dagegen vermochte nichts. Ein einz'ges Antlitz nur bezeugte tiefe Trauer; er hätt' es von Brunhilde nicht gedacht. Und diese Trauermiene that ihm wohl. So schien doch eine Seele dem Verbitterten ein herzlich Mitleid darzubringen.

Drei Tage vor der Rückkehr der Gesandtschaft saß Walther finster in seinem Gemach. Drei Kerzen erleuchteten dieses und seine düsteren Falten auf der Stirn. Ein herrisch ‚Fort von hier' gebot er sich selbst. Versunken in Gedanken hörte er nicht, daß sich der Thüre Klinke bewegte. Erst als er aufsah, merkte er, es müsse Jemand Eintritt begehren. Er stand auf und ging zur Thür. Dort ward er hochverwundert, also, daß er nicht gleich Worte finden konnte zur Begrüßung. Brunhild trat ein nur leicht verhüllt. Kein Roth der Scham lag auf ihrem Antlitz. Doch senkte sie verlegen das Haupt und sagte leise:

„Verzeiht, Herr Walther, daß ich unternehme, in später Abendstunde bei Euch hier einzudringen. Unweiblich ist es und nicht recht von mir; ich fühl' es wohl. Doch wollet mich nicht streng darob verurtheilen. Was mich gedrängt, der Sitte zuwider herzukommen, ist doch nur tiefes Mitgefühl für Euch, der

jetzt, ich weiß es wohl, nicht allenthalben so die Herzen schlagen macht wie früher."

„Ihr sehet mich erstaunt," versetzte Walther; „nicht tugendlich ist es, noch auch in Züchten, daß eine Jungfrau weilt bei einem Manne. Doch wenn Ihr mir zu sagen habt, was gar gewichtig ist, also, daß es Euer Schämen überwindet, so kommet, edle Jungfrau! laßt Euch nieder auf die Bank, gar weich gepolstert durch der Fürstin Güte. — Was ist's, das Ihr mir sagen wollt?"

Walther ließ sich neben ihr auf einen Sessel nieder. Brunhilde senkte ihre Augen und sagte leise: „Herr Walther! Es ziehet mir durch's Herz und möcht's nicht glauben — Es geht bei Hofe ein Gerücht: Ihr wollet uns verlassen. Ist es wahr?"

„Noch hab' ich den Entschluß nicht ausgesprochen, schöne Brunhild! Und möcht's auch nicht verlauten lassen vor der Zeit. Doch Euch will ich das Eine Allgemeine anvertrauen: Daß ich gedenke fortzuziehen, weit, weit von hier. Die Gründe kann und mag ich Euch nicht sagen."

Brunhilde's Athem stockte; mit gepreßter Stimme frug sie: „Und ist das unabänderlich und fester Wille?"

„Das ist es."

Die Jungfrau ward erregt, ihre Brust wogte heftig auf und nieder.

„Und wenn durchaus Ihr gehn wollt und laßt Euch nicht bewegen — warum so weit? — Ich weiß ein schönes Thal im Lande Thüringen, darinnen ist's gar lieblich, und an den Ufern des Flüßleins, das das Thal durchzieht, blüht manch Vergißmeinnicht. Und auf der Berge einem steht ein starkes Vestlein, von dem herab man schauen kann in's tiefe schöne Thal mit seinem Wildbach. Geht dorthin! dort könnt Ihr still manch Liedlein schreiben ohne Sorge."

„Ich bin es nicht gewillt, in Thüringen zu bleiben. Weit

muß es sein, wohin ich ziehe. Ganz andre Menschen, andre Lebensbilder muß ich sehen, die mir zerstreuen, was mich stark beweget. Auch sehn' ich mich nach einer Stätte, die mein eigen ist."

„O diese Stätte könnt' Euch werden; Ihr könnet ein gar schönes Haus beziehen und Garten, Wald und Feld zu eigen haben. Was ich geschildert hab' vom Thal und von der Veste, ist meine Heimath, ist Burg Altenfels. Walther! kommet mit nach Altenfels! dort soll ein schön und wonnig Leben Euer warten."

„Nein, nein, Brunhilde! laßt mich ruhig ziehen. Die ferne Weite nur ist jetzt mein Ziel, wie ich zuvor gesagt."

„O diese weite Welt ist kalt! Ihr werdet frieren und Eure Saiten werden rosten. Auf Altenfels ist's schön; dort kann Euch heiße Liebe wärmen und Euer Leben rosig auch gestalten. Und wenn Ihr wieder singt, wird Euch manch Kuß von rothem Munde lohnen, ein liebestrahlend Auge auf Euch schauen — — — Ach wehret mir nicht mit der Hand! geht mir zu Liebe mit nach Altenfels!" —

„Brunhilde!" rief Walther vorwurfsvoll.

„Ja, du Mann, der mir mein Herz bezwungen. Ich muß dir's sagen, daß du mich gefangen und mir das Herz gewendet hast zu heißer glüh'nder Liebe. Ich kann nicht lassen mehr von dir; und fest geschmiedet ist mein Herz an deines. Und wo ich geh' und steh', da ruft es: ‚Walther!' und wann ich auf dem Lager ruh', stehst du vor mir. Da strecke ich, so wie ich's jetzt thu', meine Arme aus nach dir und fasse dich und möcht' dich nimmer lassen. Du liebster, liebster Mann! komm mit nach Altenfels!"

Ihre weißen Arme umklammerten ihn; aus ihren Augen blitzte es wie Feuer. Sie legte ihre Wange an die seine und ließ selbst da nicht los, als Walther sagte: „Weib! Ihr vergeßt Euch!"

„Ich lasse nicht von dir! mein mußt du werden! all' meine Sinne sind dir zugewendet. Ich will dich kosen, will mit aller Macht der Liebe dich halten — in meinen Armen sollst du entzückt vergehen unter meinen Küssen und sollst mich haben ganz zu eigen auf ewig. — Du schüttelst mit dem Kopf? O sprich nicht ‚Nein'! — Ich erstickе das Nein mit glühenden Küssen. — Nein, wehre dich nicht! umarme mich! — ich laß dich nicht los! — du Liebster, du! — Ich kann es nicht erwarten — Laß uns fliehen von hier — noch heute Nacht! — Komm, komm, du Süßer! komm mit nach Altenfels!"

Als so das liebeglühende Weib ihn an sich drückte unter stürmischen heißen Küssen, da mochte Walther sie nicht mit Gewalt von sich stoßen; er hätte sonst mit seiner Fäuste derbem Druck ihr wehthun müssen. Doch als Brunhilde aller Züchten bar ihr leicht Gewand ließ fallen und mehr als halb entkleidet wieder ihn umarmte, da dachte er der Reine Hildegunde's und Ekel faßte ihn vor dem üppigen Weibe.

„Pfui!" rief er aus; „das ist nicht rechte Minne. Das ist das Krächzen wilder böser Leidenschaft. Geht fort! Ihr seid ein elend Weib, das ich verachten muß. — Hinweg! ich mag nichts von Euch wissen."

Er rang sich los aus der Umarmung. Brunhild stand wie eine Marmorsäule da; bleich und starr. Das heftige Auf- und Niederwogen der Brust bekundete einen furchtbaren Kampf im Innern. Noch einmal versuchte sie ihre stürmische Umarmung, indem sie ihm dämonisch die Worte zuhauchte: „Walther! du mußt!"

Da erfaßte den Sänger ein tiefes Mitleid und er sprach: „Du armes Weib! — Gott lenke deinen Sinn zu tugendlichem Leben. Laß ab vom wilden feurigen Begehr und wirf dich Jesu Christo in die Arme, daß der dir helfe wieder keusch werden und dich Mühselige und Beladene erquicke zu reinem Wandel." Von diesem Wort, so hehr und heilig, ward die von wilder Gluth entfachte Maid gleichwie gelähmt. Den Ausgang hätte sie sich

nicht erwartet. Sie fiel vor Walther auf die Kniee und zerrte verzweifelt an seinem Gewand. Als aber Walther zurücktrat, sprang sie plötzlich auf, verhüllte sich und verschwand mit einem stechenden Blicke des Hasses.

Walther stand noch lange tief bewegt und sah auf den Fleck, wo die Glühende gekniet, und dachte daran, daß sie auch ein Mensch war, der nach Liebe schrie, so wie er, und der — verschmähet ward.

Am Tische setzte er sich nieder, nahm den Griffel und schrieb an's Ende von Hildegunde's Brief: „O warum hast du mir das gethan! — Gott mag's dir vergeben! — Lebe wohl.“

Dann schrieb er einen Dankbrief an das Fürstenpaar, an Wolfram einen und einen langen an Vargula und Rudolf, und dieser lange Brief ward oftmals naß und ihm am allerschwersten.

Die Augen brannten ihm heiß. Doch mußten sie so lang noch Dienst thun, bis Alles war beendet. Er siegelte die Briefe, nahm auch Hildegunde's Brief, legte die Nadel bei und umwickelte Alles sorgfältig. —

‚Der nicht allenthalben so die Herzen schlagen macht wie früher‘. Mit diesen Worten hatte Brunhilde Walther's unbegründetes Mißtrauen nur genährt, daß er am Hofe mälig anfing, überflüssig zu werden, wenn nicht gar lästig. Und ein anderes Wort aus sonst so liebem Herzen gesellte sich dazu: „Ich minne einem Andern“.

Da verlor Walther seine sonst so ruhige Fassung. Da brannte der Boden unter seinen Füßen und in seiner Brust rief's lauter wie zuvor: „Fort von hier!“ —

Schon kam der erste Bote des Frühroths, eine matte Morgendämmerung. Das wenige Hab und Gut war bald gepackt. Drauf schlich sich Walther leise in den Hof; schlich in den Stall und holte sich sein Pferd, und an dem Thore sagte er tonlos zum Wächter: „Gebt dies dem Fürsten — und dieses Herrn Wolfram; dies Brieflein hier Herrn Vargula, wann er

kommt, — und das Packetlein hier der Hildegunde, sobald der Wächter Kunz vom Bergfried bläst."

Schlaftrunken und verwundert öffneten zween Knechte auf sein Geheiß das Thor. Dürr im Herzen ritt er hinaus, — auf Nimmerwiedersehn. —

An dem Felsblock, der den Weg biegt, allwo einst Hildegunde ward geknebelt, da stieg ein Mann vom Pferd, sank auf die Kniee und weinte bitterlich. Darauf war Roß und Reiter bald verschwunden.

Siebentes Kapitel.

Als oben auf dem Bergfried der Wächter seinen Weckruf durch das Horn erklingen ließ, da ging ein Knecht, getreu nach Walther's Vorschrift, in's Ritterhaus, um Hildegunden das Packet zu geben. Er hatte nicht erst nöthig, die Stiege zu betreten, denn Jutte kam mit Hildegunde ihm entgegen. Bleich und verschlafen sah die Jutte aus; um ihren Mund zog sich die Falte tiefen Grames. Die ganze Nacht hindurch mußt' sie die Maid bewachen, daß sie nicht durch das Fenster steige, um fortzufliegen in dem Wahne, sie sei ein Vogel. Jutte hörte des Knechtes Aussage: er solle das Packet an Hildegunde geben, und sagte: „Gieb mir's einstweilen. Die Maid ist krank, sie kann es jetzt nicht öffnen."

Drauf ging sie mit Hildegunde, den Arm um deren Leib geschlungen, in den Hof der Vorburg. Gebückt schreitend blickte die Maid immer nur auf den Boden, als suche sie etwas. Da=

bei sagte sie laut in abgerissenen Sätzen: „Ich muß sie wiederhaben! — — — — Hier blinkt was! — — Nein, das ist sie nicht! — — — — — — Bist du eine edle Jungfrau? — — Du hast doch den Rubin gesehen? — — — Komm schnell mit! Dort ist die Nadel!“ —

Und ehe sich's Jutte versah, war Hildegunde ihr entwischt. Nahe an Walther's früherer Wohnung hob sie einen kleinen Kiesel auf, grau und unscheinbar.

„Das ist sie!“ rief die Irre hastig aus und preßte den Kiesel in der Faust fest. Darauf setzte sie sich auf eine Treppenstufe vor der Eingangsthür zum Hause, in welchem Walther viele Jahre lang geweilt hatte. Hier wollte sie sitzen bleiben und den Stein bewahren. Nach langem Mühen erst gelang's der Jutte, die Arme fortzuführen, zurück in ihre Kammer.

Von da an zeigte Hildegunde kein Streben mehr zu fliegen. Sie blieb still und in sich gekehrt und machte ihrer Pflegerin nicht mehr zu schaffen. Die merkte bald, daß es der Maid Bedürfniß war, alltäglich auf jener Treppenstufe zu sitzen und unverwandt, mitunter lächelnd aufblickend, den Kiesel anzuschauen.

So fand man sie auch, als der große Zug aus dem Ungarlande zurückkehrte. Niemand bemerkte die Unglückliche; Aller Augen waren auf den Wagen gerichtet, in welchem die kleine Elisabeth saß. Schon im Hofe der Vorburg stand der Landgraf mit all den Seinen und höchsten Dienstmannen. Der Fürst selbst hob das Kind zärtlich aus dem Wagen. Ludwig bückte sich und küßte seine kleine Braut. Auch Agnete und Ermengard umschlangen sie. Die Landgräfin konnte sich nicht satt sehen an der Lieblichen mit den dunkelbraunen Augen und dem schwarzen Haar, welches das braungebrannte Gesichtchen umrahmte. Unter lautem Jubelrufe aller Umstehenden zog sich die fürstliche Familie in den Palas zurück. Hier hatte der Kämmerer viel zu thun, auszupacken und zu verwahren, was das Kind mitbekommen von zu

Hause. Da gab es eine silberne Badewanne, einen gleichen Badebecher, Seide und Linnen, goldnes Geräth, Kleinode und großen Schatz, daß dergleichen nicht mehr in Thüringen zu sehen war. Darauf entwickelte sich das regste Treiben im Vorhofe. Neugierig blickte die Menge auf die kräftigen Gestalten der ungarischen Krieger, die dem Zuge zum Geleite beigegeben waren. Es schien, als ob diese auf den Rossen festgewachsen seien, bis ihnen Schwertlein durch einzelne ungarische Worte, so er mühselig im Gedächtnisse behalten, wie auch durch Bewegung der Kinnbacken deutlich zu machen suchte, sie sollten absitzen und essen, viel essen.

Als Rudolf beim Einreiten die Menge der Begrüßenden überblickte, vermißte er seinen väterlichen Freund Walther. Doch zog es ihn zunächst mit Allgewalt zu Lukardis, die dem Treiben vom Fenster aus zugeschaut hatte. Da gab es im Wohngemache hellen Jubel, Küssen und Umarmen. Nach dem ersten Freudensturme betrachtete Lukardis den braungebrannten Bruder und rief bewundernd: „Rudolf! nun siehst du aus wie ein großer Mann! und —" fügte sie lächelnd hinzu, „— deine Miezchen sind zu einem wirklichen Bärtchen geworden. Heut zupfe ich dich nicht daran, denn du mußt uns viel erzählen."

Vargula befand sich zum Dienst noch im Palas. Weil die Zeit seiner Rückkehr in das Ritterhaus noch ungewiß war, brachte Jutte Speise und Trank, daß sich der weitgereiste Jungherr erquicken solle. Da mußte er denn, selbst noch kauend, viel berichten. Sein Erstes war, daß er vom Könige hätt' manch kostbar Ding geschenkt erhalten; auch ein wohlklingend Psalterium. Das Anschlagen der Saiten hätt' später ihm ein braunes Ungarweib gelehrt. Darauf erzählte er in gedrängter Kürze von der Reise wie Einer, der es nicht erwarten kann, bis er zum Hauptpunkte der Geschichte gekommen. Und dieser Hauptpunkt war der Empfang in Preßburg und das Geleiten der kleinen Elisabeth auf der Rückreise.

„Als das Kind mit vielem Gejammer Abschied nahm," erzählte Rudolf weiter, „da konnt' ich mir nicht helfen, ich mußte

weinen; denn es war herzzerreißend. Aber ich legte mein Gesicht auf den Kopf meines Hengstes, daß Niemand meiner Thränen gewahr werde. Und nun wir mit ihr zurückreisten, hat die herzige Kleine unterwegs wie oft zum Himmel aufgeblickt und über die Wänglein flossen ihre Thränen stromweise. Da that ich in meinem Herzen einen festen Schwur: Die sollst du nie verlassen! Der wirst du beistehen in aller Noth und Gefahr und sei es, daß ich ihr mein Leben opfere. — Frau Bertha von Bendeleben war gar lieb und gut zu ihr; sie herzte das Kind und strich ihm sanft über die nassen Wangen, sie zu trocknen. Wohl lächelte hie und da Elisabeth, aber das Weinen hielt an, also, daß Herrn Egewolffe's Ehgemahl zum Vater sagte: ‚Herr Vargula! Ihr wißt vom Sänger Walther, daß seiner Fiedel Spiel gar manches Herz getröstet. Könnt Ihr nicht Jemand finden, daß er mit uns reise und die Saiten streiche zu einer muntern Weise, damit das herz'ge Kind beruhigt werde, wann es weint?‘ Darauf sagte unser Vater: ‚Das ist gar gut gerathen, edle Frau! Ich werde suchen, wer dem Spielen ist gewachsen.‘

„Noch ehe wir das Ungarland verlassen, hatte der Vater gefunden, was er suchte. Einen Reiter brachte er mit; doch war es nicht ein Mann. Ein braunes Weib war's, das sich gern erbot, die weite Reise mitzumachen; das hatte mir auch gelehrt, wie man den Saiten des Psalteriums wohlklingende Töne entlocken könne. Die Rofferin*) ward es genannt. Die zog mit uns; du kannst sie morgen sehen. Und wenn das edle Kind die Händchen faltete und aufwärts blickend bittre Thränen weinte, ergriff die Rofferin die Fiedel und strich darauf, fast schöner noch als Walther. Da legte sich das Schluchzen von dem Kinde. Wohl zuckte hie und da die kleine Brust noch auf und nieder, doch unter Thränen lächelnd rief Elisabeth: ‚Noch einmal‘ und immer wieder: ‚Noch einmal.‘ So fiedelte die Rofferin oft eine

*) „Dresdner Anzeiger“; Abtheilung: Wissenschaft.

Stunde lang gar schöne Weisen; erst wild und stürmisch, wie ich es zuvor noch nie gehört; dann sanft und immer sanfter. Und als sie sah, daß Elisabeth darüber still entschlummert war, da gab's noch einen Ausklang, leise und immer leiser, bis das Lied verhauchte. Und mir war's, als ob ein Engel bei dem Kinde säße und hätt' der Rofferin zuvor gesagt, wie daß sie spielen sollte. — Lukardis! hab' das Kind recht lieb!" Hier brach er ab. Lukardis hatte ihren Kopf an des Bruders Arm gelehnt und weinte voller Mitleid. Das gefiel Rudolf wohl, denn es war die beste Antwort auf seine letzten Worte.

Zu allem Erzählen, was sich bisher auf der Wartburg zugetragen, war es noch nicht gekommen; so sehr verlangte es die Harrenden nach Rudolf's Berichten. Als dieser nun nach Hildegunde frug, da fanden Jutte und Lukardis keine Worte. Nach einiger Zeit erst konnte Jutte ihm kundgeben, wie es mit der armen Maid stand. Erschrocken und entsetzt stand Rudolf auf und starrte vor sich hin voll tiefer Trauer. Und als er Weiteres hören wollte von der Ursach' und dabei nach Herrn Walther frug, da trat sein Vater ein. Der grüßte und umarmte seine Tochter und brachte der Geschenke viele mit aus Ungarn, auch für Jutte und Hildegunde. Das führte Rudolf wieder auf den Sänger, denn ihm hatte er auch Geschenke zugedacht. Drum frug er:

„Vater! mich wundert, daß Herr Walther nicht gekommen ist. Wißt Ihr, wo er sich aufhält?"

Da gab ihm Vargula ernst und schweigend Walther's Brief; den las der Jüngling, las ihn zweimal durch und konnte das Geschehene doch nicht fassen; seine Brust bewegte sich hoch auf und nieder, ein herber Schmerz durchzuckte ihn; doch wollt' er vor dem ritterlichen Vater keine Thräne blicken lassen. Auf seine Lippen biß er sich und drückte seine Finger fest zu Fäusten, und wie's auch zuckte um den Mund, wie's ihn auch trieb, dem Schmerz in Worten Luft zu machen — blieb er doch standhaft stehen und rang nach Festigkeit; denn Walther hatte

ihn am Schlusse seines Briefs gebeten: „Du Lieber, weine nicht! bezwing' den Schmerz des Scheidens."

Das war das erste Mal, daß ihm gelang: sich selber zu bezwingen. Der erste Gram und Kummer zog in's Herz des Jünglings, der ihren Ausbruch stark zurückhielt. Von da an reifte er im Innern; zwar noch nicht zum Manne, doch einer aufgeblühten Knospe gleich, die eine volle Rose werden wollte. Das Psalterium nahm er oft zur Hand und in den Klängen fand er Beruhigung. Und Hildegunde lauschte seinen Tönen und horchte auf, als ob sie es verstünde. Die Nacht war eingebrochen und die Zeit zur Ruh' gekommen. Im Palas sollte noch heute die förmliche Verlobung stattfinden. Drum gingen Hermann und Sophia mit deren edlen Jungfrauen, Ludwig und Elisabeth, sowie als Zeugen auch der Kämmerer und der Truchseß in feierlichem Zuge in's Schlafgemach, das für das Königskind bestimmt war. Die Helderungen entkleidete Elisabeth, Sophia ihren Sohn Ludwig; darauf wurden die fürstlichen Kinder auf das für das kleine Paar bestimmte Prunkbett gelegt und mit einer wärmenden Decke von Tuchstoff verhüllt. Die Zeugen aber, so mit geladen waren, bestätigten noch selber Nacht in einer Urkunde durch Unterschrift des Namens, daß die Verlobung und mit fürstlichen Ehren stattgefunden habe. Die Urkunde ward versiegelt und wohl aufbewahrt.

Als Alles sich entfernt, blieb nur Sophia noch zurück und lauschte vom Nebenzimmer aus, ob die Kinder bald in Schlaf versänken.

Ein munteres Geplauder entspann sich zwischen Beiden. Ludwig erzählte seiner kleinen Braut von den Falken, die sein Vater ihm geschenkt; erklärte ihr, was für helle schöne Augen sie hätten, wie man sie halten müsse und wie sich das gar gut anschaue, wenn ein großer Gerfalke aufschösse und Beute zurückbrächte. Elisabeth erzählte ihm von ihren Puppen, von großen und kleinen. Wie sie aussähen, das beschrieb sie dem Anver-

lobten ganz genau, also, daß dieser darüber in festen Schlaf gerieth. Nur eine Weile noch plauderte das Kindchen fort; dann fing es an zu weinen und wimmernd wiederholt zu rufen: „Ach Mutter! liebe Mutter!“ Drauf schloß mitleid'ger Schlummer die kleinen, so oft mit Thränen angefüllten Augen.

Als Landgraf Hermann den Brief Walther's empfangen und gelesen hatte, war er bestürzt und unwillig. Er wog und maß die Worte hin und her und konnte doch nichts finden, was dagegen sprach. Des Briefes Inhalt athmete den wärmsten Dank für des Fürstenpaares vieljährige bewiesene Huld und Güte. Doch verschwieg er auch nicht, wie leid es ihm gethan, daß der Landgraf auf den hohen königlichen Friedrich nicht huldsam zu sprechen war, den Fürsten, welchen Walther hoch in Ehren hielt. Darum er denn nicht könnt' für ehrlich halten, noch länger auf der Wartburg zu verweilen. — Daher des Landgrafen Unwille.

Sophia kam herzu und nahm den Brief zur Hand. Stillschweigend übergab sie ihn dem Ehgemahle nach dem Lesen. Als Hermann frug, was sie dazu sage, gab ihm die Landgräfin tief traurig zur Antwort: „Ich habe oft gemerkt, wie Walther, des Wanderns satt, sich nach einem eigenen Heim sehnte; doch hattest du niemals sein Wünschen beachtet. Ich glaub', er wäre gern geblieben, wenn du ihm eine Stätte angeboten.“ Da ward Hermann traurig und wieder unwillig, aber gegen sich selbst. Nach einer Weile stillen Sinnens sagte er: „Vielleicht ist es noch Zeit. Ich will es in Erwägung ziehn.“

Doch zum Erwägen kam es nicht. Das Jahr verging mit Sorgen um das Reich, und das neue Jahr 1212 begann mit Klagen über Otto. Der war untugendlich geworden und schnöder Gelüste voll nach fremden Gauen; denn er begann, Friedrich, den jungen König von Sicilien, anzugreifen. Das wollte dem

Landgrafen nicht wohl behagen. Drum sah er Walther's Urtheil über Friedrich jetzt mit anderen Augen an. Und als Papst Innocenz den Bannstrahl gegen Otto schleuderte, da fielen Alle, so hohenstaufisch gesinnt waren, von dem stolzen Welfen ab und trugen Friedrich die Königskrone an. Auch Hermann war hierzu bereit und trat dem Bunde bei, den viele andere Fürsten für Friedrich gegen Otto schnell geschlossen. Drauf zog der König Friedrich in das Elsaß und machte hier ein Bündniß mit Frankreichs König. Ein neuer Bürgerkrieg stand nun bevor.

Doch auch im eigenen Lande fand Hermann viel zu schaffen und zu säubern. Im vorigen Jahre hatte der oberste Bürger von Eisenach um Gehör gebeten und erzählt, daß schon seit fünf Jahren ein Räuber in der Stadt eingekerkert sei, den man bei Markgraf Dietrich's Besuch auf der Jagd gefangen; man wisse nicht, was mit ihm anzufangen sei. Nach dieser Kunde ward ein neu Verhör vorgenommen und daraus erkannt, daß Der von Altenfels und von Falkenstein das große Handelsgut geraubt, was nach Gotha zu einem Feste gefahren werden sollte. Darob war Hermann sehr ergrimmt geworden; doch ließ er's damals bei der Drohung nur bewenden, die Ritter sollten es an Gut und Leben büßen, wenn sie noch einmal solcher Unthat sich schuldig machen würden. Der Räuber ward gehenkt. Neue Klagen aber kamen im jetzigen Jahre zu Hermann's Ohren. Die Ritter hatten seiner Drohung nicht geachtet und fort und fort geraubt, geplündert und gemordet.

Da gebot der Landgraf, Vargula solle die beiden Burgen berennen und die räuberischen Ritter gefangen auf die Wartburg bringen. Noch vor Beginn der Nacht zog Vargula mit großer Schaar nach Altenfels im Schwalmthal.

Sogar im eigenen Hause gab's zu säubern. Brunhilde's üppig Wesen ward bekannt, auch, daß sie es mit einem Knappen hielt. Weil nun die sittsame Sophia dies nicht dulden konnte und sonst, des Vaters wegen, Brunhilde länger nicht am Hofe

weilen durfte, ward sie ins Kloster zu Nordhausen gebracht; dort sollte sie ihr zuchtlos Treiben büßen.

Gern wäre Rudolf seinem Vater gefolgt. Doch der konnte zum Berennen jener Burgen nur die stärksten Mannen brauchen. Drum nahm er Schwertlein und Hans Sigert mit; versprach jedoch dem Sohne, daß der bei nächster Schlacht mit kämpfen solle an der Seite Sigert's.

Es war ein trübes Jahr, das Jahr 1212, auch für Elisabeth. Der hatte man die fünfzehnjährige Hertha von Wallingen beigegeben, eine edle Jungfrau von hübschem Antlitz und gar stolzer Haltung. Doch war das Wörtlein ‚stolz' zu jener Zeit so viel wie edel, hoheitsvoll, und nicht ein Fehler.

An einem Tage, da Hertha viel zu schaffen hatte mit Elisabeth hielt das Kind plötzlich ein mit Spielen, blickte empor und fing zu weinen an, also, daß es die Andern rührte. Als man sie frug, warum sie gar so traurig sei, brachte sie vor Jammer nichts Anderes hervor als: „Ach! meine Mutter ist todt, meine Mutter ist todt." Es gelang nicht, das Kindchen zu beruhigen; es blieb dabei und weinte fort bis in die Nacht.

Im Ritterhause saß Rudolf mit Lukardis beisammen; die hörte gar zu gern, wann der Bruder die Saiten schlug auf dem Psalterium und wohl auch hie und da ein Liedlein sang nach Walther's Weise. Die hatte Rudolf sich wohl eingeprägt. So kam es, daß er eines Abends, als noch die Sonne stand am Himmel, im Wohngemache saß und traurig dachte, wo wohl sein treuer Freund, Herr Walther, weilen könnte. Voll Wehmuth griff er nach dem Saiteninstrument, schlug zuvor etliche Töne und begann zu singen das letzte Liedlein, was Walther ihnen vorgesungen: ‚Wann die Blumen aus dem Grase dringen —'. Und als er zu der Zeile gelangte: ‚Soll ich sprechen, was ich dem vergleich' —', da öffnete sich die Thür und, geführt von Jutte, trat Hildegunde ein, gleich Einer, die von einem Traum erwacht war. Es war nicht mehr der starre Blick, den sie bisher gezeigt; ein staunend

Horchen konnte man aus ihrem Antlitz lesen. Rudolf wollt' um der armen Maid Irrsinn willen aufhören; die aber bat so flehentlich: „Ach, spielet weiter," daß Jutte drob verwundert ward und den Jungherrn bat, zu wiederholen. Der that es. Als der Gesang zu Ende, stand Hildegunde ruhig auf und sagte leise, doch also, daß es die Anderen hören konnten: „Das war sein letztes Lied." Da faßte sie die treue Jutte rundum und frug sie bänglich: „Gundchen, kennst du mich?"

„Ja! — du bist meine Mutter, bist die Jutte. — Und das hier ist der edle Jungherr Rudolf — und du bist meine Lukardis. — — — Ich habe wohl lange geschlafen? Wie komm' ich denn hierher zur Abendstunde?"

In Jutte blitzte ein heller Hoffnungsstrahl auf; sie umfaßte die Maid und sagte: „Bist lange krank gewesen, Hildegunde! und hast im Fieber gelegen lange Zeit, daß mir's gar bang um dich geworden ist. Doch jetzt — nicht wahr? bist du gesund und kennst uns?"

„Warum denn nicht!? Ich kenn' Euch Alle. Doch sag', warum bin ich denn so krank geworden? Hat man mich wieder geschlagen so blutig, daß die Wunde nicht heilen wollte? — Die Wunde? — — Was war es doch mit der Wunde? — — — Meines Herzens tiefste Wunde — — Ach! jetzt weiß ich's!"

Die arme Maid verbarg ihr Antlitz an Jutte's Brust und weinte still für sich hin. Und die Getreue drückte ihr Köpfchen an's Herz und weinte mit ihr. Und weil auch Lukardis und Rudolf sie umfaßten und Thränen der Freude auf sie vergossen, da ward der Maid ob solcher Liebe so warm im Herzen, daß sie die nassen Augen aufhob und freundlich sagte: „O, Ihr guten Menschen." —

Es war schon Nacht, als Rudolf wie vor fünf Jahren sich von seinem Lager erhob und die noch wachende Jutte im Schlafgemache frug: „Wie geht's mit Hildegunde?"

„Gott sei gepriesen," flüsterte Jutte; „sie war den ganzen Abend bis zum Schlafen voll verständig und hatt' ein lang Gebet gesprochen, woraus ich sah: Die Arme ist geheilt." —

Am andern Morgen auch ergab es sich, daß Hildegunde ihrer Sinne Herr war und des Verstandes. Sie griff mit zu, half in der Wirthschaft und nur noch hie und da entrang sich ihr ein Seufzer. Lukardis' muntere Erzählung von Rudolf's großer Reise entzog ihr auch den letzten Flor.

Zwei Wochen vergingen und die zeugten von Hildegunde's völliger Genesung. Die Rückkehr Vargula's und seine Berichte lenkten von der tiefsinnigen Vergangenheit ab. Der Kampf war heiß gewesen; keiner der Ritter hatte sich ergeben wollen. Da wurden denn die Burgen bis auf den Grund zerstört; nur wenig Mauerwerk zeugt heutzutag von ihrem einst'gen Dasein. Die drin gehaust, wehrten sich wüthend; Vargula's Mannen durften sie nicht entwischen lassen. So fielen die Raubritter im Kampfe; der von Altenfels durch Schwertlein's und Sigert's wucht'ge Keulenschläge, der Falkensteiner durch Vargula's schneidenden Schwerthieb. Viel Beute ward gemacht und aufgehoben für den Fall, daß die rechtmäßigen Eigenthümer des geraubten Gutes sich nach dem Ausrufen melden würden. Drei schwere silberne Löffel fand man in einer der Truhen des Falkensteiners; die trugen das landgräfliche Wappen.

Hildegunde hatte Alles erfahren, auch die Nachricht, daß man Brunhilde in ein Kloster gesperrt habe.

Unter dem Hin- und Herschieben mancherlei Ereignisse hatte Jutte des Packetchens gänzlich vergessen, das ihr dereinst ein Knecht gegeben, ohne zu sagen, von wem es sei. Arglos übergab sie es der Maid und neugierig. Hildegunde öffnete es erstaunt; wer in der Welt hatte ihr was zu schicken? Sie fand das Pergament und ihre Nadel. Als sie deren ansichtig wurde, erzitterte sie und erröthete. Nach dem Lesen des Briefes an Walther und dessen darunter geschriebenen Worten ward sie bleich

wie der Tod. Ein lauter Schrei ertönte und Hildegunde lag wie leblos am Boden.

Der Jutte ward todtenangst; ein jäher Schreck durchzuckte sie, die Maid könne wieder irrsinnig geworden sein. Nur mit großer Mühe vermochte sie, die Unglückliche aufzuheben und auf einen weichen Sessel niederzusetzen. „Um aller Heiligen willen! was hast du?“ rief sie bänglich.

Hildegunde öffnete die Augen, blickte mit gefalteten Händen nach oben und schrie laut auf: „Betrogen, betrogen!“

Noch einmal strömte eine Thränenfluth heraus; dann wurde ihr Auge trocken und heiß, ihr Herz dürr und leer.

„Sei ruhig, Jutte!“ sagte sie tonlos; „es ist Alles vorbei. Doch brauche ich Gottes Trost. Ich will zum Kaplan gehen, der soll mir ihn geben.“

Dann erhob sie sich und ging zur Kapelle. Das Angebot Jutte's, sie zu begleiten, schlug sie ab.

Es war nicht mehr der frühere Kaplan, der zu Walther's Zeit am Hofe weilte. Der Pater Konrad war von Marburg gekommen, ihn abzulösen. Ein finstrer Mann war's und der Schrecken Aller, die man als ketzerisch verschrieen hatte. Der hörte Hildegunde's Beichte schweigend an und wie sie unter Thränen bat, ihr zerschlagenes Gemüth zu heilen. Darauf zog sich seine Stirn zu finstern Falten zusammen, als er sagte: „Du bist gefallen in die Klauen des Teufels; hast sündige Liebe gehegt zu einem Manne voll ketzerischer, kirchenfeindlicher Gesinnung. Ich kenne seine Schriften wohl; sie sind verflucht. Du unwürdig Werkzeug taugest nichts zu Gottes Welt; bist tief gesunken, so tief, daß nur durch strengste Bußübung und Geißelung des sündigen Leibes dir der Weg zur Erbarmung des höchsten Richters geebnet werden kann. Züchtige dein gottlos Fleisch und halte damit an, bis du durch großen Schmerz des Körpers dahin kommst, daß sein Gelüst nicht mehr den Geist dir störe. Sonst kannst du sicher sein, daß du zum tiefsten Höllenpfuhl geschleudert wirst, wann du in Sünden abfährst.

Und wenn du dann auch wimmerst: ‚Gnade, Gnade!‘, so wird dich doch das ew'ge Feuer brennen und wirst verdammt sein zu ewiger Qual.“

Hildegunde hörte zitternd die strengen Worte. Konrad's Vorstellungen erschreckten sie. Die Macht der Kirche über Menschenherzen war gar groß. Drum begann sie daran zu glauben, daß Alles, was sie gedacht und gethan, erschrecklich sündhaft sei. Zaghaft frug sie: „Was soll ich thun, auf daß ich besser werde?“

„Komm mit!“ sagte der Mönch, „ich will dich in die Bußkammer führen. Dort wirst du sehen, was dir gebührt.“

Bebend vor innerer Aufregung folgte ihm Hildegunde.

Von einem engen Gange aus führte eine verschlossene Treppe tief hinab in ein schauriges Gewölbe. Er führte sie noch weiter durch ein zweites, drittes, und in dem letzten kam das Licht aus einer Luke in der tiefsten Stelle der Burgmauer. Kein Laut, der in dem dumpfigen Gewölbe erklang, konnte zur Oberwelt dringen.

„Knie nieder auf den Stein!“ herrschte Konrad die Maid an. Sie that es, halb zerknirscht. Doch als der Pfaffe aus dem Winkel eine neunschwänzige Knute holte und Anstalt traf, sie damit zu schlagen, sprang Hildegunde auf und bat: „O schlagt mich nicht! ich will ja Trost nur haben für meinen Kummer!“

„Knie nieder!“ rief Konrad noch lauter und drückte sie auf den Stein. Zwei wuchtige Hiebe auf Hildegunde's Rücken folgten gleich darauf. Entsetzt sprang die Maid abermals auf und bat flehentlich: „Um Christi willen bitt' ich Euch: Schlagt mich nicht! bin ja schon zweimal ungerecht geschlagen worden.“

Da wurde der glaubenswüthige Pfaffe gar zornig und schrie sie an: „Elende Sünderin! ungerecht nennst du's? Und du wagst es, dich zu widersetzen? Jetzt sollst du spüren Gottes scharfe Zucht. Auf's Kleid nicht mehr sollen die reinigenden Schläge fallen, nein, auf das sündige Fleisch. Zieh ab das Gewand, daß ich kann sehen die blutigen Striemen, die dir zukommen.“

Als Hildegunde vor Schreck zögerte, zog er ihr mit Gewalt alles Gewand herab und schlug mit grausamer Wuth auf den entblößten Rücken los, einen Hieb neben den andern. Selbst als die Geschlagene zusammensank, schlug er noch fort und hielt erst dann ein, als er sah, daß sie bewußtlos war. Nur deßhalb hielt er ein, weil er sich sagte, daß der Sünder die Schmerzen fühlen sollte, während ein Bewußtloser sie nicht mehr empfand.

Keuchend und glühend vor Zorn stand er da und schaute mit grausamem Behagen auf die purpurrothen Spuren der Hiebe. Er war im festen Glauben, ein Gott wohlgefälliges Werk gethan zu haben.

Als Hildegunde zu sich gekommen war, befahl er ihr nachzufolgen. Auf einer andern Treppe geleitete er sie wieder an's Tageslicht und verabschiedete sie mit den finstern Worten: „Komm alle Tage beichten! sei offen gegen dich selbst, und wenn du wieder bös' Gelüst verspürest, so geißle dich, und wenn du's nicht vermagst, so komm zu mir. Du wirst es durch des Leibes Qualen spüren, daß dein Geist mälig zur Heiligung gelangt."

Betäubt verließ Hildegunde das Gotteshaus; es war zu Ehren des Heilandes gebaut worden, der ja den Seinen so fest versprochen: Ich will Euch erquicken.

Voll Mitleid empfing Jutte die Geschlagene; aber sie wähnte, das müsse so sein und die heiligenden Schmerzen dürften nicht gelindert werden, sonst helfe es nichts zum Heil der Seele.

Lukardis hatte wohl vernommen, was mit Hildegunde geschehen war. In ihrem jungen Kopfe entstand ein Widerstreit zwischen Ehrfurcht für die Kirche und Abscheu vor den Mitteln, welche diese anwendete. Mit sich im Zwiespalte, wie sich dies ließe vereinen, frug sie den Bruder, von dem sie dacht', der müßte Alles wissen.

So erfuhr Rudolf von Lukardis Alles, auch Hildegunde's Aeußerung zum Kaplan, sie sei schon zweimal ungerecht mißhandelt

worden. Und als er sagte: „Ich weiß, daß sie dereinst mißhandelt ward von Räubern. Doch woher das zweite Mal?" — da erzählte ihm die Schwester von der That, daß die Maid sich hatte schlagen lassen ob der zertretenen Blumen. Drauf ward er tief bewegt; sein Herz schlug schneller und eilends ging er zu Hildegunde, um aus ihrem Munde bestätigt zu hören, was der Kaplan gethan. Die Maid erzählt' es ihm und klagte: „Ich muß wohl eine arge Sünderin sein."

Da schwoll dem starken Jüngling die Zornesader. Unverweilt wollte er zum Kaplan gehen, den zu Rede setzen und wohl gar ihn züchtigen. Deshalb ergriff er einen wuchtigen Gerstab, beraubte den der breiten Eisenspitze und wendete sich der Kaplanwohnung zu. Doch unterwegs ertönte Walther's Mahnungswort: ‚Bezwinge dich', und tönte immerfort. Und es gelang ihm. An Walther's Worte dachte er, als er dereinst den Löwenwächter wollte schlagen. Er nahm sich vor: „Ich will es meinem Vater sagen, daß er vom Kaplan Sühne fordere."

Doch Vargula war nicht in der Burg. Das konnte Rudolf nicht ertragen. Schon faßte er den Stock fester und wollte abermals gegen Konrad's Wohnung vordringen. Doch wiederum rief's in seinem Innern: „Bezwinge dich selbst." Nach heftigem Kampfe siegte dieser Ruf. Rudolf wollte es offen dem Landgrafen sagen. Auch der war nicht zugegen. Die zween Male seines Selbstbezwingens waren nur leichte Deckel, welche die aufbegehrende Kraft des Dampfes mühsam niederhielten. Nun aber sprengte der zusammengepreßte, mühsam zurückgehaltene Zorn das Gefäß des guten Wollens. Nun konnte der Gereizte sich länger nicht mehr halten. Es war ja Ritterpflicht, Wittwen, Waisen und Unterdrückte zu schirmen; auch hatte er aus Walther's Mund dereinst gehört, daß es einen heiligen Zorn gäbe. Dem, meinte er, müsse er jetzt Folge leisten. Er stürmte die Treppe hinauf und trat ohne vorheriges Anklopfen ein. Rudolf's Aussehen mochte nicht gerade das eines freundlichen Engels gewesen sein,

denn Konrad erhob sich rasch und stellte sich vorsichtig hinter seinen Lehnsessel.

„Was willst du!?“ frug er finster.

„‚Ihr‘ hast du zu sagen, Pfaff!“ rief Rudolf laut.

Auch der Kaplan hob seine Stimme und sagte: „Wenn Jemand wie du so frech hereintritt und ohne Ehrfurcht vor dem Diener Gottes sich geberdet, den nenn' ich du.“

„Ob du mich du nennst, oder Ihr, darauf kommt mir nichts an. Du bist mir zu verächtlich. Jetzt gilt's was andres, was du von mir hören sollst. Du hast ein liebwerth sanftes Mägdlein blutig geschlagen auf den nackten Rücken. Du Unflath von einem Pfaffen! jetzt nimm den Lohn dafür!“ Ingrimmig hob er seinen Stock, auf Konrad einzuhauen. Doch der erfaßte schnell den Sessel und hielt ihn zur Abwehr vor. Mit einem wucht'gen Hiebe schlug Rudolf ein hölzernes Bein ab, so kräftig, daß dem Mönche der Sessel aus den Händen glitt. Schon holte Rudolf zu einem zweiten Schlage aus, als der Kaplan stolz vor ihn hintrat und sagte: „Das ist gar feig, einen Unbewehrten zu bedrängen.“

„Hast Recht, Kaplan!“ rief Rudolf und warf den Stock zu Boden. „Nun sind wir Beide gleich an Kräften. Empfange deinen Lohn!“

Wüthend packte er den Mönch und rang mit ihm. Konrad war viel zu stolz, als daß er um Hilfe gerufen hätte. Den Jüngling, dachte er, wirst du leicht darnieder werfen. Doch das Ringen ward heftig. Mit kräft'gen Armen faßte Rudolf den verhaßten Gegner um den Leib, hob ihn empor und warf ihn auf den Estrich nieder, daß Konrad's starke Knochen krachten. Dann nahm er den Pfaffen beim Schopf und schlug dessen Stirn dreimal auf den Boden, also, daß eine große Beule darauf entstand.

„Da lieg', du Schurke! der sich fälschlich Diener Gottes nennt. Ein Unmensch bist du und ein Teufel. Wag's nur ein

einzig Mal noch, die sanfte Maid zu schlagen! — So wahr ich dich zu Boden hier geworfen, schlag ich dich nieder gleich einem räud'gen Hunde."

Der Kaplan war starr vor Wuth und Entsetzen liegen geblieben. So verließ ihn Rudolf. Der ging erregt zurück in's Ritterhaus zu Hildegunde. Dort schritt er auf und ab im Zimmer mit verschränkten Armen. Und als er sich gesammelt, faßte er die Hand der Maid und sagte ruhig: „Hildegunde! Du bist ein edles Weib nach Walther's Muster. — Nein, weine nicht! Du bist gesühnt; den Kaplan hab' ich gebläut für seine Unthat; er wird daran gedenken. Geh nur zur heil'gen Messe, doch nimmermehr zur Beichte hier auf der Wartburg. Thu' das in Eisenach. — Du weinst noch immer? Arme Maid! — — Wie soll ich dir vergelten, was du für mich geduldet? Wär' ich geschlagen worden damals, als ich das Beet zertreten mit den Blumen, ich hätte mir ein Leids gethan; denn die Schmach, geschlagen zu werden, hätt' nimmer ich ertragen können. — — Beruhige dich und hör', was ich dir sagen will: — Du bist mir eine Schwester worden und sollst es bleiben. Und wer es wagt, der Schwester mein auch nur ein Haar zu krümmen, der soll es büßen blutig. — Komm her! empfang' den Kuß des Bruders."

Schüchtern bot Hildegunde ihm die Stirn zum Geschwisterkusse.

„O glaubt nicht," sagte sie verlegen, „daß meine Thränen von den Schlägen stammen. Sie rühren her, wovon ich nicht sagen kann. Ich hab' mir jüngst gedacht, bist du denn nur geboren, um Weh und lauter Weh nur zu erdulden? — Doch nun Ihr jetzo kommt und hebet mich empor und seid so lieb und gut, da blick' ich auf zu Euch und von Euch zu Gott und danke ihm, daß er so gute Menschen mir gegeben, die sich meiner annehmen."

„Nenn' mich doch du! 's ist trauter und der Zuruf für die Schwester."

„Jungherr! Ich wag' es nicht; wenn Euer Vater —"

„Deß bin ich sicher, daß mein Vater nichts einzuwenden hat. Auch bin ich neunzehn Jahr; zwar noch kein Ritter und noch nicht ganz frei. Doch kriegsbegierig ist jetzt unsre Zeit. So wird's nicht lange währen, steig' ich auf zur Ritterwürde."

Lukardis schmiegte sich an Hildegunde; auch sie bat um das Du. — Da ward ein enger Bund geschlossen für das ganze Leben. —

Es konnt' nicht fehlen, daß Konrad noch selben Tags zum Fürsten ging, als der zurückgekehrt war. Ihm bracht' er Alles vor und forderte gestrenge Sühne. Der Landgraf war verblüfft und wußte nicht, was er dazu sagen sollte. Nach langer Hin- und Herrede schmähete der Mönch Rudolf einen Ketzer. Doch Hermann zog seine Stirn zu finstern Falten und sagte mit erhobner Stimme: „Schweig mir mit deinem Ketzerthum, Kaplan! — Du ziehst die Saiten auf, bis sie zerreißen — — — Still! sag' ich! reiz' nicht meinen Zorn! — — Erst muß ich auch den andern Theil anhören. Komm morgen früh zu mir, ich werd' dich holen lassen." —

Am andern Vormittag ward Rudolf vorgeladen. Daß es so kommen mußt', sah er voraus; er hatte sich im Geiste wohlgewappnet.

Der Landgraf empfing ihn mit finstern Mienen. Er forderte mit barschem Ton Bericht. Als Rudolf freimüthig erzählt hatte und mit dem Bewußtsein, recht gehandelt zu haben, da ergrimmte Landgraf Hermann und sagte: „Statt mit Schämen befangen sprichst du in einem Ton, als hättest du ein gottgefällig Werk gethan. Du hast dich arg versündigt an dem Diener Gottes; denn gottlos ist, an ihm sich zu vergreifen. Das fordert strenge Sühne."

Demüthig hörte Rudolf die strengen Worte; doch trieb es ihn, dem Landesherrn noch vorzuhalten: „Herr Fürste! was auch immer Ihr über mich beschließt, ich muß es tragen mit Ergeben-

heit. Doch wollet gnädigst in Erwägung ziehn, was mir mein Blut zugleich erhitzte. Ich hab' es oft gehört, daß welsche Pfaffenwirthschaft sich einmengt in der deutschen Fürsten Thun und Rechte. Und wann ich's hörte, ballte stets sich meine Faust und nahm mir vor, mit meinem Leib zu decken meinen Fürsten, sobald ihm Unrecht werden sollt' und sei es selbst vom Papste. Und dieser Konrad ist sein Werkzeug. Mit Geißeln, Feuerbrand und Blut wähnt er dem Herren aller Herrn zu dienen. Ist das der Weg, den unser Herr Christ gewandelt? Wie stimmt das mit der ew'gen Liebe überein, die unser Heiland uns will angedeihen lassen? Was ist es nütze, den Leib zu züchtigen? Den Geist zu geißeln, sollt' ich meinen, und die Selbstzucht fordert der Erlöser. Und geißelt denn nicht das Gewissen schon den Menschen?"

Als Rudolf von der Pfaffen Uebermuth und der Landesherrentreue gesprochen, konnt' er nicht sehen, wie Hermann's Augen freudig aufblitzten und seine Blicke warm auf Rudolf hafteten. Doch hielt er die Furchen großen Unmuths fest in seinem Antlitz, als er sagte:

„Du unerfahrner Jüngling sprichst nicht aus dir selber. Von Andern hast du, was du jetzo mir gesagt. Wer sind, die dir so kühne und gefährliche Gedanken eingeflüstert?"

„Mein Vater war es, der mir Treue lehrte bis zum Tod für meinen Landesherrn. Und was das wahre Wesen sei vom Christenthum, das sagte mir Herr Walther, mein zweiter Vater. O Herr! ich bitt' Euch bei dem Geiste Walther's, des unstät Wandernden und Heimathlosen, des Vielerfahrenen und Viellieben — schaut mein Vergehen gnädig an! — Verzeihet mir."

Als Hermann von dem heimathlosen Sänger hörte, ward er gar traurig. Doch war's nicht an der Zeit, dem nachzuhängen. Rudolf's Vergehen mußte Strafe heischen. Schon wollte er mit strengen Worten weiter zürnen, als Rudolf von Neuem begann zu reden.

„Herr Fürste! nicht Dünkel oder Hochmuth war's, was mich getrieben zu der That. Gerechter Zorn, meint' ich, müßt' mich beseelen. Vom Dünkel hatte Walther mich geheilt. Als ich ihm einst den Becher zeigte, den Ihr mir gnädigst gabt für Hildegunde's Rettung, da ging ich voller Hochmuth zu dem Freund und zeigte ihm den Becher. Da mocht' er wohl in meinem Innern lesen, daß großer Dünkel war darein gezogen. Er nahm mir den Pokal und warf ihn weg und sprach: ‚Fort mit dem Ding, das deiner Seele schadet'. Ich ward erzürnt und forderte den Becher wieder. Drauf sagte mir Herr Walther gar streng sein Sprüchlein von der hoffährtigen Sechs, die zur Drei sollt' werden. Doch milde lehrte er mir weiter: ‚Sieh'! alles Große, Edle und Gute hat nur dann Werth, wenn es wie das Veilchen aus dem Boden der Demuth gewachsen ist; wenn Muth und Tapferkeit nach errungenem Siege Gott allein die Ehre geben.' — So kniee ich denn hier vor Euch in Demuth, zu harren Eures Urtheils über meine That."

Als Hermann Walther's Preis der Demuth hörte, verhüllte er sein Haupt. Sein Auge wurde feucht und leise flüsternd entrangen seinen Lippen sich die Worte: ‚O Walther! — Walther!' — Ein tiefer Seufzer folgte diesen Worten.

Es ist ein eigen Ding der Wandel der Gedanken. Wenn in die eigene Brust ein Schuldbewußtsein dringt, dann stimmt es uns gar mild für Andrer Schuld. Der Landgraf sagte drum mit gemäßigter Strenge: „Ich bin dem Kaplan eine Sühne schuldig und kann dich drum der Strafe nicht entheben. — Rudolf von Vargula, du bist vom Hof verbannt. Geh auf dein Stammschloß, harre dort, bis ich dich wieder rufe."

Rudolf kniete noch vor seinem Herrn. Verbannt zu sein, war schmerzlich ihm; doch mußt's getragen werden. Er sagte voll Ergebung: „Was mein Herr und Fürst mir gebeut, das soll und muß geschehen. Entlasset mich in Gnaden."

Drauf stand er auf. Doch Hermann fuhr noch fort in

seiner Rede: „Halt halt! so ist es nicht gemeint, daß du nun von der Wartburg gehen solltest ohne Weiteres. Zuvor mußt du den schwerverletzten Mönch noch um Verzeihung bitten."

Dies Wort schlug heftig in des Jünglings Brust. Voll der Erregung beugte er ein Knie und sprach: „O Herr! — erlasset mir dies Eine. Ich kann es nicht! bei Gott! das kann ich nicht. Ich will für Euch mich stürzen in das stärkste Schlachtgewühl; mein Leib und Leben sei nur Euch geweiht. Will Eure Kinder hüten und bewahren mit dem Schwerte, wenn ich dereinst berufen bin hierzu. Hier, hier ist meine Brust. Stoßt Euer Schwert hinein zur Sühne, daß ich mein Leben ende. Nur laßt mich den Kaplan nicht um Verzeihung bitten."

Mit mildem Ernste sagte drauf der Landgraf: „Und doch warst du's, der eben noch empfahl, den Geist und nicht den Leib zu geißeln. Beweis' es jetzt, das rechte Christenthum; du geißeltest des Mönches Leib, was dir nicht zukam. Nun geißle deinen Geist und bitte ihm es ab."

Der Landgraf pochte. Ein Edelknabe trat herein, dem sagte er: „Ist der Kaplan im Vorgemach, so führe ihn herein."

Der Mönch trat ein und Hermann sprach: „Ich habe Sühne dir versprochen, Konrad. Das soll geschehn. Rudolf von Vargula ist auf Zeit vom Hof verbannt. Doch eh' er geht, soll er dich um Verzeihung bitten. Fall nieder vor'm Kaplan auf deine Knie und bitt' ihn, daß er dir vergebe."

Da fing ein heftig Ringen an in Rudolf's Seele. Schwer hob sich auf und nieder seine Brust. Wohl that er einen Schritt nach dem Kaplan, doch zog er widerstrebend seinen Fuß zurück; ging wieder vorwärts, beugte auch ein Knie, doch schnell sprang wieder er empor und blieb mit fliegendem Athem stehen. Als Hermann so die Schwere dieses inneren Kampfes sah, wollt' er es ihm erleichtern und sagte gütig: „Rudolf! Du wolltest doch deinem Landesherrn treu und gehorsam sein!?"

Da faßte Rudolf alle Kraft zusammen und ging, als müßt'

er tausend Centner schieben, bis zum Kaplan. Dort beugte er ein Knie und preßte mühsam nur die Worte aus: „Vergebt mir — meine That!"

Der Mönch stand mit gekreuzten Armen vor dem Jüngling mit finster gerunzelter Stirn und sagte: „Das ist nicht Reu und Buße, wie sich's ziemt. Zerschlagen und zerknirscht mußt du zu meinen Füßen wimmern, mich bitten und flehen, daß dir Gott vergebe, denn in mir, seinem Diener, hast du Gott gelästert."

Das war dem Fürsten doch zu viel. Mit starker Stimme rief er aus: „Begnüge dich, Kaplan! es ist genug geschehn. Er hat den eignen Geist gegeißelt. Du geißelst Andrer Leib. Ich will, daß dies hinfort nicht mehr geschehe. Jetzt verlaß mich."

Als Konrad fortgegangen, legte Hermann ruhig seine Rechte auf Rudolf's Achsel und sagte mild: „Ich hab' dir die Verbannung auferlegt. Dies Gebot muß aufrecht erhalten werden. Wer aber so wie du sich kann bezwingen aus Lieb' und Treue für den Landesherrn, den soll's so hart nicht treffen. Reit' morgen nach Schloß Vargula und wann der Tage sieben sind verstrichen, so kehre wieder. Hier nimm meine Hand. Ich bin dir dein gnädiger Fürst."

Drauf faßte Rudolf Hermann's Rechte und drückte einen langen, heißen Kuß darauf. — —

Am Abend saß der Landgraf in seinem Gemache; sorgenvoll stützte er sein Haupt mit der Hand. Schwül und dumpf war die Luft im deutschen Reiche und in seinen Landen. Was seinen Geist durchkreuzte, war nichts, was ihm das Herz erfreuet hätte. Da klang es ihm im rechten Ohr; er dacht' an Rudolf, Dietrich und Sophia; noch klang es fort. Doch als er Walther's in der weiten Ferne gedachte, da hörte das Klingen auf und in des Fürsten Auge glänzte eine Thräne.

Achtes Kapitel.

Im ersten Viertheil des Jahres 1213 war's längere Zeit gar still geworden auf der Wartburg. Der Landgraf war in's Frankenland gereist und Vargula ließ Niemand ein, der ohne zwingende Ursach hineinbegehrte.

Im Palas herrschte tiefe Trauer. Was Elisabeth nach einem schweren Traum unruhig beschäftigt, als sie gejammert hatte: ‚Meine Mutter ist todt‘, das fand Bestätigung durch zweier Männer Botschaft. Die Ungarkönigin Gertrud war ruchlos ermordet worden auf verleumderischen Antrieb eines ungetreuen Grafen, der seine Tochter wollt' als Königin an Andreas' Seite haben. Das geschah nun zwar nicht, doch konnte Niemand die so roh Dahingeraffte wieder in's Leben zurückrufen. Sophia tröstete die Kleine und Ludwig gab sich viele Mühe, das Schmerzliche ihr zu erleichtern. Kaplan Konrad benutzte dies Geschick, um das, wie es schien zu ewigen Thränen bestimmte Kind zu verständigen, daß allzuvieles Trauern sündhaft sei; ihr Herz sollte frühzeitig lernen, es einzig und allein dem Herrn zu ergeben.

Doch bald veränderte sich die stille Einsamkeit zu eifrigen Kriegsrüstungen.

Auf Anstiften Beichlingen's war Kaiser Otto mit Fürsten und Mannen, sowie einigen ungetreuen Thüringern ausgezogen nach Wittenberg, darin sie Haus und Burgfried aufschlugen, um von dort das Thüringerland zu schädigen. Graf Stollberg hatte sich ihnen beigesellt, weil er um eines geringen Genießes willen mit Hermann entzweit war. Die Kunde hiervon gelangte bald in die Wartburg.

Da sammelten der Schenk von Vargula und Graf von

Schwarzburg schnell Hermann's Mannen, so um Weißensee und an der Unstrut ansässig waren. Berld von Heylingen übernahm einstweilen den Befehl über die Besatzung der Wartburg, die man nur wenig schwächen durfte.

Wie ein Adler nach der Beute spähet, schaute Vargula gen Osten in die Ferne, als er mit Rudolf, Schwertlein und Hans Sigert die Burg verließ. Bei Gotha traf er den Grafen von Schwarzburg nebst dessen Sohn Günther und seinen Mannen. Der Graf harrte dort der Boten, die er ausgesandt zum Spähen, wie weit der Feind von Wittenberg aus vorgedrungen sei. Die Nachricht lautete, daß Beichlingen's und Stollberg's Schaaren mit großer Macht auf Tennstedt zu geritten und gelaufen kämen. Als Vargula erschienen war mit des Landgrafen in Eile aufgebotnen Rittern und Knappen, theilte Schwarzburg ihm den Stand der Feinde mit und deren große Zahl, wohl dreifach überlegen. Da beriethen beide Heerführer und wurden bald einig, daß nur durch kluge List der Feind zu fangen sei.

„Es ist ein schweres Stück," sagte Schwarzburg, „doch wenn die Feinde so unklug sind, sich hinter Tennstedt in der Nacht zu lagern, so könnt' es sein, daß wir ihnen arg zu schaffen machen und sie festhalten, so lange, bis Helderungen mit seiner Mannschaft nachkommt."

„Du hast ganz Recht," erwiederte der Schenk. „Nur dürfen wir nicht vor Dunkelwerden aufbrechen, daß wir sie zur Nachtzeit überraschen. Kaum kann ich meine Mannschaft länger bezwingen; sie will jetzt schon drauf und dran."

Vargula ritt zu seinen Kämpen und gebot ihnen, sich in das Gebüsch zurückzuziehen. Auch Schwarzburg that es mit den Seinen. An hundert Bauern und Bürger waren vor zwei Stunden schon vorausgeschickt worden; sie bildeten eine lange Linie, doch also, daß Einer dem Andern noch zurufen konnte.

Als die Sonne ihre letzten Strahlen auf das kleine Heer ergoß, begann der Abmarsch. Mit scharfem Ritt bewegten sich

die Ritter und das Fußvolk auf Tennstedt zu. Viel starker Rosse waren aufgeboten worden, darauf je zwei der Knappen saßen, um mit den Rittern gleichen Schritt zu halten. Es war ein angestrengter Marsch und Stärkung vor der heißen Schlacht von Nöthen. Drum hatte der Schenk weislich dafür gesorgt, daß es im Gehölz bei Vargula an Speise und Trank nicht fehle. Hier verschnauften Roß und Reiter. Der Meisterknappe Schwertlein versah sich reichlich noch mit Brot und einem mächt'gen Stücke Ochsenfleisch, denn hungrig sterben dacht' er sich gar gräulich. Die hundertgliedrige Kette der wohlgeübten Späher hielt in Vargula. Bis dahin sank ein Dutzend Kundschafter des Feindes unter ihren Stockhieben nieder; kein Zahn that ihnen mehr weh. So kam es, daß des Landgrafen Mannen ungehindert hinter Tennstedt auf Beichlingen's Schaaren stießen. Die kannten wohl von ohngefähr die geringe Zahl ihrer Gegner; drum mochten sie auf ihre dreifache Ueberlegenheit pochen, denn die vorgeschobnen Wachen fand man schlafend. Auch sie hatten einen anstrengenden Marsch gethan. Ein Speerstich machte Jedem bald ein Ende.

Schwarzburg hatte Recht; eine halbe Stunde hinter Tennstedt traf man den Feind. Die Mitternacht war längst vorbei. Das nächtliche Dunkel wurde mälig blässer. In tiefem Schlafe lag das Feindesheer, sogar die Reihe der sorglosen Wachen kurz vor dem Lager.

Nach dem Plane der beiden thüringer Führer sollten starke Pfeile mit brennender Pechlunte in's Lager geschossen werden, von Westen und von Süden. In gleichen Himmelsrichtungen wurden die Ritter und schwerbewaffneten Knappen aufgestellt. Die Bogenschützen sollten ihnen folgen und im Norden eine Schaar Kriegsknechte mit Keulen und Speeren den Weg versperren. Des Ostens war man sicher; dort war zu selber Zeit viel Sumpf.

Die brennenden Pfeile flogen; bald standen etliche Zelte in hellem Brand. Was in der Nähe war, ward durch Pechkränze,

mit der Hand geschleudert, entzündet. Die schlaftrunkenen Knechte des Feindes sprangen ohne Waffen auf und eilten zu dem Feuerherde in der Mitte. Es entstand ein rathlos Hin- und Herrennen der verwunderten Krieger.

Da fiel Schwarzburg mit seinen Rittern im Süden ein. Mit Blitzesschnelle ritten sie in's Lager; was ihnen widerstand, ward niedergehauen. Schnell sammelte sich eine starke Schaar von Otto's Kriegern, den Grafen Schwarzburg fortzudrängen. Doch jetzt fiel Vargula im Westen ein. Mit gewaltigen Schwertstreichen hieben die Ritter und drangen immer tiefer in das Lager. Was ihnen entging, ward von den Knappen todtgeschlagen. Ehe die feindlichen Ritter Zeit hatten, die Rüstung oder Brünne anzulegen, war schon die todtesmuthige Schaar des Landgrafen zur Stelle und ersparte ihnen das Wappnen.

Rudolf war der Knappe seines Vaters. Der hielt vor einem Ritter, deß Roß und Rüstung zeugten, daß er gar vornehm müsse sein. Vargula sandte einen Speer voraus; der fehlte. Einen zweiten mußte Rudolf darreichen; dann rannte Vargula im scharfen Trabe auf den Ritter los. Der Speer zerbrach; nun ward das Schwert gezogen. Vargula hieb auf seinen Gegner ein. Doch als er von der Seite her belästigt ward, durch einen starken Pfeil, der ihm in's Bein drang, rannte der feindliche Ritter den Schenken hart an, also, daß der sich nur mit Mühe auf dem Roß erhalten konnte. Behend sprang Rudolf vor und schirmte seinen Vater. Es wurde heller, und als Rudolf näher zusah, entdeckte er in dem festen Kämpen seinen Erzfeind Beichlingen. Ingrimmig stieß er seinen Speer in die Brust des Rosses. Das sank zusammen und sein Reiter fiel herab. Der rannte mit gezücktem Schwert wüthend auf den schildlosen Rudolf los. Doch flink um Beichlingen herum eilend, versetzte er diesem zwei schnell geführte Keulenschläge von hinten auf Haupt und Rücken, also, daß Beichlingen zusammenstürzte. Hans Sigert und ein zweiter Knappe schleppten ihn

hinweg als gute Beute. Vargula hatte sich erholt. Wohl blutete die Wunde stark, doch ging er drauf und dran und schlug manch Einen von den Braunschweigern nieder, bis endlich Rudolf bat: „Vater, reitet schnell von hinnen und laßt Euch verbinden. Auch kommt dort Helderungen mit seinem Häuflein. Die hauen wacker drein.“

Es war ein Fluchen, Schreien und ein Schlagen auf die Harnasche, als führ' die wilde Jagd hoch durch die Lüfte. Rudolf nahm schnell die Eisenkappe ab und wischte sich den blut'gen Schweiß von seiner Stirn; der Streifschuß eines Pfeiles hatte ihm die Stirn berührt, hart über'm Auge.

Da sah er, daß vier welfische Knechte Sigert und den Knappen hart bedrängten. Schnell sprang er hinzu. Noch war es Zeit; denn schon war eines Gegners geschwungenes Schwert nur eine Hand breit von Sigert's Haupt entfernt, da lenkte Rudolf mit einem aufgelesenen Schwert des Hiebes Richtung auf die Seite und stieß den Stahl in das Gekröse des starken Recken. „Hans!“ rief Rudolf frohlockend, „jetzt sind wir quitt. Ich hab' dem Eber hier eins versetzt, wie du damals bei der Jagd.“

Doch jetzt war nicht Zeit zu langer Rede. Die Bogenschützen rannten herzu und lichteten die Reihen der Feinde. Die hatten sich indeß zu bedenklicher Menge zusammengerafft und gesammelt. Stollberg führte die Schaar an. Mancher Kriegsknecht des Landgrafen lag todt oder verwundet darnieder; die Zahl der Ritter und Knappen war zu klein, um die leichten Bogenschützen hinreichend zu decken. Auch hatten sich der Ritter etliche zu weit in's Lager hineingewagt. Da kam noch einmal Vargula gesprengt; er wußt' vom Schwarzburg, daß der einen dritten Vorstoß wagen wollte. Schnell ordnete der Schenk seine Schaar und führte sie der starken Masse Stollberg's entgegen. Schwertlein, der Meisterknappe, hatte einen Wildschweinknochen in der Linken, an dem noch manches gute Stücklein Fleisch vorhanden. Da wollte ihm der Stollberg auf die Hand hau'n. Doch Schwert-

lein rief erzürnt: „Hoho, Herr Ritter! So ist's nicht gemeint, das Fleisch gehört mir."

Drauf biß er ein gewaltig Stück ab, faßte seine große stachlige Keule und gab noch kauend dem Stollberg eins auf den Rücken, daß der zusammensank und vom Pferde glitt. Schnell rückten Stollberg's Knappen zur Schirmung ihres Herrn heran. Doch Schwertlein drang auf sie ein gleich einem wüthenden Bären. „Hier, nimm den Nasenstüber!" brüllte er, und der Knappe lag in seinem Blute. „Hier hast du was auf's ungewaschne Maul," so schrie er einen Andern an und schlug ihn auf die Zähne.

Das Ringen und Drängen ward immer heißer, die Lage der Thüringer immer schlimmer. Voll Grimm stach Rudolf nach links und rechts, den Vater zu schirmen. Der Speer ward ihm zuwider; die Keule schwang er mit starkem Arm und schlug mit kaltem Blute Viele nieder. Sie drangen vorwärts; auch Schwarzburg im Süden. Doch ging es langsam.

Da erscholl auf einmal ein lautes Hussa von dem obern Theil des Lagers her. „Das sind die Helderunger!" rief Rudolf freudig aus. Und als die Uebrigen dies hörten, da ließen auch sie ein lautes Hussa steigen und von Schwarzburg's Schaar erscholl ein kräftig Echo.

Jetzt drauf und dran! — Der Feind beginnt zu weichen. Nur Einzelne wehren sich verzweifelt ihrer Haut. Doch daß die Hauptführer gefangen sind, nimmt dem Feinde den Muth. Ein groß Verwirren beginnt und das löst sich auf in eilige Flucht nach Norden. Hier aber stehen felsenfeste Männer und schlagen nieder, was nur irgend zu treffen ist. Im Osten verwickeln sich Viele in den Sumpf. Die dreimal überlegenen Braunschweiger flohen feig wie die Schafe. Die Bogenschützen sandten ihnen viele Pfeile in den Rücken; wer noch fest im Sattel, sprengte nach und verfolgte die Flüchtigen weit fort nach Norden zu.

Der Feind war gründlich auf's Haupt geschlagen.

Als sich die landgräfliche Schaar zu kurzer Rast gelagert hatte, saß Schwertlein neben einem Sterbenden von Otto's Heer, der war arg verstümmelt. „Du dummer Kerl!" rief Schwertlein ihm zu. „Was beißest du in's Gras? Wildschwein schmeckt besser. Hier hast du einen Knochen. — Wie? Wasser willst du haben? Na, meinetwegen!" Drauf holte er in seiner Eisenhaube Wasser und gab's dem Schwerverwundeten. „Hier, sauf! du hatt'st dich gut gewehrt, ich kenn' dich wohl. Wenn ich mich nicht zuvor recht satt gegessen hätt', so läg' ich jetzt an deiner Stelle hier; denn du hatt'st nichts im Magen, daher dein Schwerthieb matt wie der Schwung der Ruthe von einem Mädchen."

Vargula, Schwarzburg und Helderungen kamen geritten und begegneten sich inmitten des Schlachtfeldes. Dort schüttelten sie einander die Hände und sprachen vom Verlauf der heißen Schlacht. „Ich mußt' laut auflachen, als ich einfiel," sagte Helderungen. „Die Welfenhunde flohen vor dem Hussa wie die Mäuse, und doch hatt' ich in Eile nur wenig über fünfzig Mann beisammen. Das machte, weil ich jedem meiner Knechte ein ledern Sprachrohr beigegeben. Da schallte denn ihr Kriegsruf, als ob er aus hundert Kehlen käme. — Doch, Vargula, du blutest ja! Laß sehen, ob es recht verbunden ist."

„'s ist nur ein Pfeilschuß,*) der in's Bein gedrungen," sagte Vargula.

„Nimm's nicht zu leicht; du kannst nicht wissen, ob er eine Flechse hat getroffen. — Sieh, das ist schlecht verbunden. Ich will dir den Verband erneuern."

Als Helderungen fertig war und Vargula ihm gedankt hatte, leiteten die Herren die Ordnung der reichen Beute und die Hütung der Gefangenen. Darunter befanden sich nicht wenige

*) I.

edle Herren; ihnen voran die Grafen Friedrich von Beichlingen, Gebhard von Mansfeld und Ludwig von Stollberg.*)

Die reiche Beute ward in herzugeschaffte Wagen gebracht oder starken Rossen aufgebürdet; die Zeit bis Anfangs Nachmittag zur Ruhe verwandt. Dann ritt und schritt man heimwärts.

Noch einmal ward in Vargula gerastet und der Leib gestärkt; auch die gefangnen Edlen erhielten ihr Theil. Mit verbissenem Grimme saßen die gebunden in einer Ecke, unbeachtet von des Landgrafen Obersten.

Inmitten der Rast hörten die Sieger von Herbsleben her die dunklen Töne von Tuben. Sie horchten noch einmal, und jetzt ergab es sich aus ihrer Reihenfolge, daß sie zu einer landgräflichen Weise gehörten. Sofort ließen nun die Sieger die Salpinx hell erschallen, die bei dem heimlichen Ueberfall schweigen mußte. Man war begierig, wer da kommen würde, und rieth auf den von Vehra oder Staußfurt. Doch mitten noch im Rathen sprengte der Landgraf mit Gefolge heran. Als der erkannt wurde, erscholl ein endloser Jubel.

Hermann hatte in Erfurt von dem Bevorstehenden Kenntniß erhalten; von Wittenberg aus zögen Otto's Mannen auf Thüringen zu, und leicht könnt' sich's ereignen, daß um Vargula ein Zusammenstoß stattfände. Drauf änderte der Landgraf seinen Weg und ritt besorgt auf des Schenken Schloß zu.

Als er nunmehr gehört, welch' große Victoria geschehen, ward er gar hoch erfreut und schüttelte den Dreien derb die Hände. Vargula führte seinen Herrn und die andern Edlen in's Schloß und mußte hier umständlich berichten, während Rudolf den Landgrafen bediente. Der schaute freundlich ihm in's Angesicht, sah auch den Blutstreif auf der Stirn und sagte: „Hast heute wohl das erste Blut für mich gelassen?"

---

*) I. II.

Rudolf verbeugte sich und erwiederte: „Ein Streifschuß war es nur, Herr Fürste!“

Da sah der Landgraf, daß auch Vargula hinkte. Er frug, ob eine Wunde ihm geworden.

„'s ist nicht so schlimm,“ entgegnete der Schenk; „ein Pfeil drang mir in's Bein. Doch Helderungen hat die Wunde gut verbunden.“

Drauf sagte der Fürst zu seinen Edlen: „Ich stehe tief in Eurer Schuld. Sprich, Vargula! wie kann ich Euch am besten lohnen?“

„Herr Fürste!“ sprach der Schenk; „wenn Eure Huld in Gnaden unserer gedenket, so möcht' ich wohl, daß Schwarzburg's Sohn, der junge Günther, zum Ritter würd' geschlagen. Er hat gar wacker sich gehalten, wie sein edler Vater. Auch der von Wallingen war brav und hielt sich feste.“

Schnell fiel Graf Schwarzburg ein: „Verzeihet, Herr! wenn ich in's Wort ihm falle. Wohl freu' ich mich des Muthes und der Tapferkeit des Sohnes. Doch hat ihn Rudolf weit noch übertroffen.“

Der Landgraf ward gerührt ob dieses Streits und sagte warm: „Wenn solche Stämme stützen meinen Thron, dann kann ich stolz sein auf mein Thüringen. Der Rudolf, Günther und auch Kurt von Wallingen, sie sollen morgen schon den Ritterschlag erhalten. Und reiches Gut, Ihr Edlen, soll zu Theil Euch werden.“

Noch forderte der Fürst Bericht, wer von den Knappen sich hervorgethan. Der Graf von Schwarzburg nannte, die von den Seinen Ruhm geerntet, und Vargula empfahl den Schwertlein und Hans Sigert als die Bravsten.

Als Hermann hörte, daß der Schwertlein Meisterknappe sei, ließ er ihn zu sich rufen.

„Ich hab' vernommen, daß du wacker warst und tapfer. Deß lob' ich dich. Erbitt' dir, was dir wohlgefällt; soweit's in meinen Kräften steht, will ich dir's lohnen.“

Der Meisterknappe war durchaus nicht verlegen; doch stand

er ehrerbietig vor dem Fürsten und sagte: „Ich danke Euch, Herr Landgraf, für die Gnade, die Ihr mir erweist. Wenn ich es wagen darf, den größten meiner Wünsche Euch zu nennen, so ist's das Eine: Verzeihet, Herr! Da droben auf der Wartburg giebts' wohl Ueberfluß an Speise. Jedoch ist große Mäßigkeit im Trinken ein Gebot. Mir hat der Herrgott einen großen Schlund und Durst verliehn, also, daß dieser und das Gebot gar häufig sich entgegenstehn. Wenn Eure Gnade mir etwas verleihen will, so bitt' ich: Laßt mir nach, daß ich ein Schöpplein jeden Tag darf trinken."

Als Hermann diesen nassen Wunsch vernahm und auf den wohlgenährten Leib des Meisterknappen schaute, da lacht' er herzlich laut und alle Andern mit.

„So sei's!" sprach er. „Du sollst dein Schöpplein haben. Der Kellermeister soll's dir alle Tage geben. Doch siehe zu, daß aus dem Trank kein Trunk wird."

Erheitert stand der Landgraf auf und mahnte zu dem Heimritt auf die Wartburg. Zuvor kam er auf die Gefangenen zu sprechen. Stollberg und Mansfeld sollte Graf Schwarzburg mit sich nehmen und gefangen halten.

„Den Beichlingen hast du gefangen, Rudolf. Ich geb' ihn dir zur Haft. Er hat es nicht verdient, doch sperr' ihn in ein ritterlich Gefängniß."

Rudolf verbeugte sich und ging, den Beichlingen in einem wohlverschlossenen Gemach des Schlosses Vargula zu bergen. Ein Blick des Hasses kam aus des Gefangenen Auge, als Rudolf finster schweigend ihn in ein freundlich Zimmer führte. Ein Ritter mit einer Anzahl fester Knappen blieb als Besatzung zurück. —

Am späten Abend ritt der ganze Troß der Edlen und obersten Knappen durch das Thor der Wartburg. Dort gab es hellen Jubel, als mit den Kriegern auch die Kunde kam, daß Otto's Schaaren auf das Haupt geschlagen und geflüchtet seien. Heut konnte unmöglich des Gebots des zeit'gen Schlafengehns

geachtet werden. Der Landgraf und Sophia saßen mit den Grafen noch lang zusammen beim Nachtmahl. Rudolf nahm seine Gäste, Günther und den von Wallingen, zu sich in's Ritterhaus. Hier ward noch lang geplaudert, und Lukardis lauschte gar stolz den kühnen Thaten der drei jungen Herren; sah auch, daß jeder wacker dem Kruge zusprach und selbst ihr Bruder sich ein kleines Spitzlein holte, also, daß alle Drei alsbald auf ihren Lagern schnell entschlummerten. —

Am nächsten Vormittag ward Rudolf nebst Günther und Wallingen in den Saal entboten neben Hermann's Gemach. Dort war versammelt der ganze Hof und all' die Edlen, die nach der Schlacht als Gäste auf der Wartburg blieben. Sophia mit ihren Frauen und auch Elisabeth und Ludwig waren dabei. Die sechzehnjährige Hertha von Wallingen stand hinter dem, mit einem güldnen Krönlein geschmückten Königskinde.

Die drei zur Ritterwürde erkorenen Schildgefährten harrten knieend vor dem Landgrafen. Der sprach in kurzer ernster Rede die jungen Knappen an. Und als diese das Gelübde abgelegt: Treu gegen Reich und Landesfürsten sein, die Frauen ehren, Gotteshäuser, Wittwen und Waisen schirmen — da erhob sich Hermann feierlich und umgürtete unter dem Klange von Fanfaren Jeden mit dem Schwert, das er zuvor auf's Haupt der jungen Ritter aufgelegt. Das war gar hohe Ehre; denn sonst pflegten nur die Väter dem Sohn die Ritterwürde zu ertheilen.

Als dieser Theil der Feier vorüber, bracht' Sophia ihren Glückwunsch dar. Die Grafen schüttelten den Rittern fest die Hand und kindlich that es auch Elisabeth mit ihrem Verlobten. Hertha von Wallingen umfaßte ihren Bruder, da erst ward Rudolf der edlen stolzen Maid gewahr, und wie er sie sah, zog eine flücht'ge Röthe über sein Gesicht und in sein Herz ein wunderbares Etwas, das er sich nicht erklären konnte. Aber es war keine Zeit, darüber nachzudenken; denn nun ging's zur Kapelle,

wo unter kirchlichem Gepränge die Waffen und die jungen Ritter eingesegnet wurden.

Ein fröhlich Mittagsmahl im Palas beschloß die Feier.

Doch den schönsten Lohn fand Rudolf am Herzen der Schwester. Stolz und freudestrahlend blickte Lukardis zu ihm auf. Die Jutte beugte sich vor ihm und Hildegunde nahm des Ritters dargereichte Hand und küßte sie und nannt' ihn ‚du'. Ihr Antlitz war der helle Sonnenschein; der strahlte von ihr aus und kündete die reinste Freude. Es war für sie ein seltner Tag des Frohsinns.

Noch selben Tags ward auch der Anderen gedacht. Schwertlein erhielt ein Fäßlein Weins und die Erlaubniß zu alltäglich einem Schoppen. Hans Sigert einen neuen Rock und die Beförderung zum Meisterknappen, mit der Vergünstigung, ein kurzes Schwert zu tragen. Drauf reisten alle ritterlichen Gäste heim in ihre Burgen.

Der Landgraf aber gelobte sich, auch Gotte zu opfern und begann noch desselben Jahrs ein Kloster zu bauen vor Eisenach; der Sankt Katharinen ward's geweiht. Die kleine Braut Elisabeth war mit dabei. Der Wochen etliche waren verzogen, als Ritter Rudolf mit Hans Sigert nach Vargula ritt, dort dem Gefangnen nachzufragen. Er fand Beichlingen finster und hochmüthig in dem vergitterten Gemache. Als Rudolf eintrat, staunte Beichlingen ob seiner Rittertracht; doch bald versank er in einen trotzigen Ton. Rudolf redete ihn an.

„Ich bin gekommen, Beichlingen, dich zu fragen, ob du im Schloß auch ritterlich gehalten wirst. — Dein Nicken bestätigt mir's. Nun höre weiter. Der Landgraf hat dich mir übergeben; ich habe dich also in meiner Gewalt. So hämisch du von je zu mir gewesen, will ich doch nicht, daß du von mir denken sollst, der Rache halber aus früherer Zeit sollest du hier eingekerkert sein manch langes Jahr. Du verdientest es, doch nur um meines Fürsten willen, von dem du manche Gunst empfangen und höfische Sitten gelernt. Nun du gegen ihn ausge-

zogen, sage ich: das war nicht Recht. Giebst du dein Wort, nicht mehr gegen den Landgrafen zu kämpfen, so bin ich gern bereit, ein Fürwort einzulegen, daß du frei kommst."

Nach einer Weile finstern Brütens sagte der Gefangne: „Wohl will ich dir mein Wort geben, daß ich gegen deinen Herrn das Schwert nicht ziehen will, so lang er lebt. Doch geht dies nur auf Hermann. Vargula! du warst tapfer in der Schlacht; du hieltest dich gleich einem Helden und hast mich bezwungen. Doch sag' ich dir, ich werde ewig dein Feind bleiben."

„Beichlingen! das ist nur jetzt deine Meinung. Wenn du zurückgekehrt in deine Veste, wirst du wohl anders von mir denken. Hier, nimm meine Hand zur Versöhnung!"

„Ich nehme deine Hand nicht an!" rief Beichlingen rauh. „Ich halte fest daran: du bleibst mein Feind."

Darauf verließ Rudolf den Hartnäckigen, aber während er nach der Wartburg zurückritt, kochte der Haß in ihm, wie ehedem. Auf und nieder wogten die Gedanken und kämpfte Versöhnung mit Befriedigung der Rache. —

Am folgenden Tage berichtete er dem Landgrafen: „Herr Fürste! Beichlingen hat mir auf sein Ritterwort gelobt, hinfort nicht mehr gegen Euch zu kämpfen. Ich bitte für ihn."

„So laß ihn frei," befahl der Fürst. Hätte der gewußt, daß dem jungen Ritter an des Fürsten Wohl mehr gelegen, als an dem eignen, er würde ihn mit Staunen und Bewunderung betrachtet haben.

„Rudolf!" fuhr Hermann fort; „es ist der Brauch, daß jedem neuen Ritter der erste Wunsch erfüllet werde. Sag an, was wünschest du?"

„Herr Fürste! mein höchst Begehr ist, Leib und Leben für Euch einzusetzen und für Eure Kinder, wie ich früher schon gebeten."

„Und warum nur dies? Und nicht ein Lehen?"

„Weil Ihr mir gelehrt habt, mich zu bekämpfen, als Konrad —“

„Bei Gott! — Rudolf! du bist ein großer Mensch!“

Und wehmüthig setzte er hinzu: „Ich fühl's in mir, wie mir das Herzblut stockt und eine innere Krankheit wüthet. Wer weiß, ob ich das nächste Jahr noch überlebe. — Dann schirme meine Kinder, mein Ehgemahl und auch Elisabeth. — Komm her, daß ich segnend meine Hand auf's Haupt dir lege. — Der Herr Christ und seine Heiligen, sie mögen dich behüten und bewahren, wenn irdische und innere Kämpfe dir das Leben rauh gestalten. — Gott segne dich!“ —

Noch selben Tages ward ein Brief ausgestellt. Die Grafen wurden freigegeben, auch etliche thüringische Gefangne ausgelöst. — —

Das Jahr verstrich und wär' gar schön verronnen, wenn Vargula's Wunde ihn nicht zum Hinken hätt' genöthigt; sie wollte nicht zuheilen. Das mußte Rudolf und Lukardis sehr betrüben. —

Als man das Jahr 1200 schrieb und 14, beschied der Landgraf seinen lahmen Schenken zu sich und gab ihm viele reiche Güter und Burgen zu eigen, darunter auch Burg Saaleck an der Saale,*) an drei bis vier Stunden nur gelegen von Vargula's Herrschaft Tautenburg bei Dornburg. Drob freute sich der Schenke sehr um seiner Kinder willen; denn von nun an war das Geschlecht der Vargula gar angesehen, reich und mächtig wie die andern Großen des Landes.

Als Rudolf dies erfuhr, blitzten seine Augen freudig auf. Reiche Güter wollt' er schon als Knabe haben und mächtig werden. Vergessen war Walther's vor sieben Jahren ertheilte Mahnung: „Willst du zu sehr die Güter aber minnen, kannst du verlieren Seel' und Ehre — Wäge ab mit allen deinen Sinnen ganz nach der Mäßigkeit Gebot.“ — Rudolf begehrte sehr, Saaleck zu sehen, und bat den Vater, ihm und Lukardis den neuen Herrensitz

---

*) I.

zu zeigen. Von außen her war kaum etwas zu fürchten. Otto hatte in Flandern eine solche Niederlage erlitten, daß sein Ansehen immer mehr sank und er in seine Braunschweiger Erblande zurückkehrte, geschwächt und zaghaft.

So konnte Vargula wohl um Urlaub bitten, zu Pfingsten mit den Seinen nach Saaleck zu ziehen. Das ward ihm gern gewährt. Zwar brannte ihm die Wunde, wann er ging und ritt; doch wollt' er seinen Kindern nicht den Wunsch versagen, die neuen Güter an der Saale zu zeigen. Er und Rudolf ritten; auch die hoch und wohlgewachsene zwölfjährige Lukardis saß zu Pferde in stolzer Grazie. Auf ihre Bitte mußten Hildegunde und die Jutte mit; die sollten doch auch mal eine Freude haben. Wenngleich hierzu ein Wagen nöthig war, so gab Vargula doch dem Töchterchen zu Lieb nach. Es war nichts Kleines, solche Reise; denn an die 13 Meilen lag die Burg von Eisenach entfernt und dreier Tage bedurfte es zum Mindesten, an's Ziel zu kommen. Doch gab es der Herbergen und Burgen von Befreundeten genug in Gotha, Erfurt, Weimar und Apolda.

Es war ein wonnigschöner Morgen, als die Reisenden die große Straße dahinzogen, die von Naumburg über Erfurt nach Frankfurt führte. Dorf Lengefeld liegt daran. Als sie hier angelangt, erschauten sie die mächt'ge Veste Rudelsburg und dicht daneben, nur an 600 Schritt stromauf, die schmucke Burg Saaleck auf steilem Hügel. Hier tritt die Saale hart heran, zieht sich in langgestrecktem Bogen dann gen Norden und fließt zurück zu hohen, wagerechten Felsen, auf denen stolz die Rudelsburg mit ihrem castrum prangt und oppidum. Am Fuß des Hügels, welcher Burg Saaleck trägt, lag auf des Flusses langgestreckter Zunge das Städtchen Saaleck; jetzt nur noch ein Dorf. Aus grünem Wiesenthale duftete das Heu; die Wälder auf den steilen Thalgeländen ließen ein sanftes Säuseln hören und allerwärts ertönte frischer Vogelsang ohn' Ende, als könnten sie das Liebliche des schönen Gaues zu preisen nicht satt bekommen.

Als Rudolf der Herrlichkeiten ersah, ward er begeistert. Er ritt den Anderen voran, um an die Judenfurth zu kommen, die nur um 500 Schritt von der Burg Saaleck ablag. Ungeduldig rief er dem Fährmann, daß er die Nachkommenden hinübergeleite. Als dies geschehen, ging's hinauf zur Burg. Zwei hohe, 24 Schuh dicke Thürme ragten oben, noch heut bewundert von den Wanderern. Dazwischen stand das Haus, an 40 Schritt lang, inmitten ein fester vorspringender Bau mit drei Fenstern, von wo die Aussicht nach der Rudelsburg und weit hinauf nach Kamburg zu entzückte. Ein meißnischer Vogt war noch zugegen, dem befohlen ward, die Burg zu hüten, bis der neue Herr gekommen. Der Vogt führte die Reisenden durch alle Räume und Höfe. Wie traulich lagen die Kemenate, das Ritterzimmer und die Gastgemächer. Klein war das ganze Haus, doch weislich eingetheilt im Innern. Vom Thurm an, der gen Abend steht, lag ein Gärtlein, 40 Schritte lang, darin zwei Wirthschaftshäuser. Vom andern Thurm, gen Osten, dehnte sich noch eine Zunge aus, auf deren vordersten Stellen, den schwächsten für die Vertheidigung, zwei starke Halbkreisthürme in die Mauern eingefügt waren. Gen Süden aber fällt der Hügel steil ab, also, daß hier dem Vestlein mit seinen ringsum gezogenen Mauern nicht beizukommen war.

Während Lukardis und Hildegunde zum Fenster des Vorbauerkers in das wonnige Thal hinabschauten, auf das Städtchen tief unten und das zur Burg gehörende Wirthschaftsvorwerk, prüfte Rudolf die Vertheidigungswerke und sagte zu seinem Vater mit Kennerblick: „Die Burg wird sich nicht lange halten können. Sie hat zwei schwache Stellen, die sich auch ohne Sturmbock überwinden lassen.“ Dabei mocht' er wohl Beichlingen's gedenken, wann es dem einfallen sollt', die Burg zu berennen. Doch beruhigte ihn Vargula.

„Du siehst, daß beide Burgen nahe bei einander stehen und nur die kleine Kesselschlucht sie trennt. Sie sind erbaut zum

Schutz der Reisenden, die mit Frachtgut die große Straße ziehen, und beherrschen auf lange Strecken das Gebiet. Burg Saaleck wagt drum Niemand anzugreifen; denn Rudelsburg, die mächt'ge Veste dort, wohl an zweitausend Schuh lang mit dem Oppidum, der Vorburg, macht jeden Angriff auf die Saaleckburg zu nichte. — Wir wollen jetzt hinauf, den Burghauptmann zu begrüßen; der Ritter Berthold Spiegel*) ist's. Doch wird er seines Alters halber wohl nicht allzu lang mehr bleiben; denn zween Brüder, Günther und Hugo*) von der Rudelsburg, sind schon eingetroffen zur Uebernahme des Oberbefehls über die Veste."

Der Besuch ward ausgeführt. Hans Sigert kannte schon die Burg; war doch das nahe Dorf Lengefeld sein Heimathsort. Drum führte er die Reisenden den besten Weg.

Gastlich wurden Alle aufgenommen, denn der Name Vargula stand hoch in Ehren. Hugo und Günther ließen sich's nicht nehmen: die Gäste von der Wartburg mußten der Tage etliche bei ihnen bleiben. Das wurde zugesagt und bald saßen die edlen Herren mit Lukardis und Hildegunde bei frohem Mahle. Die Jutte zog bescheiden sich zurück. Der Schwertlein hielt zu ihr, weil sie den Braten konnte gut zuschneiden zu mundgerechten Bissen. Auch der Kaplan der Burg war eingeladen, ein freundlich milder Mann und hochgelehrt, der mit dem Abte Winemar vom nahen Kloster Pforta gute Freundschaft hielt und seiner bei dem Mahle oft gedachte.

Das hörte Rudolf gern; ihm wollt' bedünken, daß der Kaplan ein rühmlich Gegentheil von Konrad auf der Wartburg sei. Drum schloß er sich vertrauend an ihn an und hatte's später nimmer zu bereu'n.

Auch nach dem Mahle saß man noch beisammen und zechte wacker; wenn auch nicht im Uebermaß, doch mehr, als es an Hermann's Hofe war der Brauch. Drauf ward die starke Veste

---

*) I.

Vargula gezeigt. Ilse, Herrn Hugo's Ehgemahl, nahm sich der Mägdlein an und führte sie zum Garten am Kastell. Hans Sigert folgte den Rittern; das durfte er, weil er bei Vargula in großen Gunsten stand. Er war gar wohlgemuth. Sein Heimathsort, Dorf Lengefeld, lag nah dabei, und weil es ihn verlangte, auf wenig Stunden dort zu weilen, erbat er sich bei Rudolf einen Urlaub. Heut wär' der große Pfingsttanz dort, setzte er hinzu.

Auf solche Rede bekam Rudolf nicht übel Lust, ihn zu begleiten, der Bauern Treiben einmal beizuwohnen. Der Rundgang war beendet; Vargula konnt' wegen seines wunden Beines nicht mehr gehen, und Berthold Spiegel wie Hugo redeten dem jungen Ritter zu, den Tanz sich anzuschauen, der dem schönen Lenze zu Ehren ward ausgeführt. In Kurzem waren beide Kampfgenossen in Lengefeld. Hier gab es heute viel zu schaffen. Die Mägdlein holten ihren Festschmuck aus der Lade und wanden Kränze für ihr blondes Haar, wohl auch ein Kränzlein für den Herzensschatz. Mit Bändern geschmückt und den Handspiegel als Zierrat an der Seite zogen sie mit ihren Gespielinnen paarweise auf den Anger, wo sich an hundert Frau'n und Mädchen versammelt hatten zu dem großen Reigen. Gar manch ein rothwangig hübsch Gesichtlein war darunter. Drauf kamen bald die Männer in zierlicher Tracht; auf dem seidenen Wammse schöne bunte Knöpfe, den Gürtel wohlbeschlagen mit glänzendem Metall. Viel Geld besaß zu jener Zeit der Bauersmann, drum maßte er sich auch trotz des Verbots ein Eisenhemd an, in's Kleid gesteppt; sogar das Schwert.

Rudolf und Sigert traten auf den Anger, als eben der große Reigen beginnen sollte. Ein weiter Kreis ward gebildet jetzt, in dessen Mitte ein Mägdlein stund mit blauen Augen und rothem Mund; gar wohl geschmückt und den grünen Kranz auf dem Haupte als Zierde zu fröhlichem Tanz. Ein schmucker Bursche stand dabei und lauschte der lieblichen Melodei, die der Chor ringsum mit hellem Klang zum Lobe und Preise des

Frühlings sang. — Und leise sang's Mägdlein im Kreise mit, die Füßchen bewegend zu zierlichem Schritt. Voll Anmuth wiegte das Haupt sie dabei, im Takte der Frühlingsmelodei. Und als sie den Arm hob in zierlichem Schwung, da faßt' sie der Bursche zu kühnem Sprung und drehte sie ringsum zu lustigen Rei'n und hob sie, als trüg' er ein Blümelein. Wie flog da das Röckchen, wie wogte die Brust, wie roth ward die Wange in Tanzeslust. Hei! wie doch der Bursche sie hebet so fest und zierlich sie wieder niederläßt; dann walzend sie dreht und mit ihr springt nach der Weise des Chores, der um sie singt. — Da entflieht ihm gar schelmisch die Maid zum Schein. Doch flink holt der Bursche sie wieder ein. Nun mußt' du es büßen, lieb Mägdelein! denn munter beginnt von Neuem der Rei'n. — Und als er zu Ende, da schallet zum Preis ein beifällig Jauchzen im ganzen Kreis.

Eine zweite Maid tritt in den Ring, die scheinbar zaghaft zur Mutter ging. Dort begann sie singend die Mutter zu flehn: ‚Lieb Mütterlein, laß mich zum Tanze gehn; im munteren Rei'n auf dem Anger so grün, möcht' tanzen ich, bis die Wangen erglühn.' Doch die Mutter hielt sie fest an der Hand und singend sie sich an die Tochter wandt': ‚Nein, Grete! der wilde Huppaldei und der wirbelnde stürmische Hoppelrei sind nichts für dich. Bleib du zu Haus! nicht sollest du weilen, wo Saus und Braus.' — Doch stürmischer flehte im Sange die Maid und Mütterlein sang: ‚Sei gehorsam, gescheit.' Nun drehte das Mägdlein sein Köpfchen herum und schaute im Kreise sich um und um. Laut sang sie: ‚Ist Niemand, der sich rührt und mich zum fröhlichen Tanze führt?' Da sprang ein kräftiger Bursche herbei, erkor sich das Mägdlein zum Hoppelrei und zog sie mit Kraft von der Mutter weg und drehte und schwenkte sie frisch und keck. — Die Mutter aber lächelte still, denn es war doch nur Schein und ihr Herzenswill', daß ein Bürschlein käm' und das Gretel nähm', daß ihr blondes Haupt nicht umsonst ward umlaubt.

Die Lust stieg höher; sie ward zum Streit, wer wohl das schönste Dirnlein hätt'. Drauf fing man sich zu verhöhnen an, und mancher Bursche trat da auf und rang mit dem Gegner. Wer da gesiegt, ward jubelnd begrüßt und unter Hussa zum Gelage geführt, denn nun, nach dem Rei'n, galt's fest zu trinken. Da trat auch Rudolf und Hans hinzu. Den kannten wohl Alle, doch nicht Jeder gab ihm die Hand, weil des Fürsten Rock er trug.

Dies Treiben ergötzte Rudolf. Ein alter Bauer bot ihm einen Becher Weins, dem that er Bescheid und trank auf's Wohl der Bauern den Becher aus bis auf den Grund. Auch Sigert mußte trinken. Da trat ein übermüth'ger reicher Bauernbursch hinzu und reichte Rudolf einen zweiten Becher. Als der zugreifen wollte, zog ihn der Bursche zurück; bot wieder an und zog zurück, sobald Rudolf's Hand schnell fassen wollte. Der Bursch behielt den Trunk für sich und laut Gelächter höhnte den jungen Ritter. Auch dieser lachte mit; doch nahm er dem Zudringlichen den Becher und goß den ganzen Wein ihm auf den Kopf. Nun gab's ein laut Gelächter hier, ein zornig Poltern dort; manch lauernd Schwert ward da gezogen. Doch als man mit der Waffe gar ungeschlacht eindrang auf Rudolf, zog der sein Schwert und rief in die Menge: „Ihr übermüthig Bauernvolk! ich will Euch lehren, Respekt zu halten vor einem Edlen. Legt Eure Schwerter ab, sonst schlage ich Euch Eure Knochen durch, die Ihr Gemeinen nur sollt brauchen, Euern Pflug zu führen."

Ein kurzes Schweigen trat ein. Doch bald begann von Neuem der Tumult. Rudolf mußte durch die ganze Schaar, wenn er die Thür gewinnen wollte. Ein andrer starker Bursch trat auf ihn zu mit zorn'ger Miene. Da stellte sich Hans Sigert zu ihm hin und sagte zorniger als jener Bursche: „Ich bin ein Lengefelder Kind, bin hier geboren und erzogen und halte viel auf meine Landsleute und hab' sie immer gern gehabt. Doch wer es wagt, den edlen Ritter, Rudolf von Vargula, hier anzu-

greifen, den Lumpen stech' ich ohne Weiteres nieder. Hinweg, Ihr freches Volk! laßt meinen Herrn durch!"

Die kühnen Worte wirkten wie bezaubernd auf die Bauern. Die hatten wohl gehört, daß ein Vargula von nun an auf Saaleck hausen würde. Mißtrauisch war der Bauer gegen Ritter und leicht gereizt. Doch Furcht auch zog bei ihnen ein, dieweil sie glaubten, der Vargula könnt' ihnen von Saaleck aus schaden, sei's auch nur: Vergünstigungen nehmen. Als Rudolf stolz durch die freie Gasse schritt, trat ein alter Bauer herzu und sagte: „Edler Herr! wollt nicht verübeln, was geschehn. Ein Jux nur war's des Uebermuths der Jugend. Wohl kenn' ich Euren edlen Herrn Vater; der war gar huldsam zu uns, als ich in Tautenburg noch ansässig war. Drum sag' ich Euch, Ihr Leute! seid ehrerbietig; denn Saaleck ist nunmehr in guten Händen und wird uns nimmer schaden, so wir Frieden halten."

Des Greises Rede schwichtigte die Anderen. Rudolf verließ mit Sigert stolz grüßend den Trinksaal und ging davon. Die Hälfte schwenkte zujauchzend die Mütze, die andere aber murrte fort und trank und trank, bis beide Hälften sich gegenseitig heftig schlugen und blutig prügelten. Die Frau'n und Mägdlein gingen schnell nach Hause.

So sank die reine, schöne Frühlingsfreude in jedem Jahr von Neuem bis zur Rohheit.

Rudolf und Sigert waren höchst ergötzt und lachten über dieser Bauern Tölpelhaftigkeit. Auch Hugo mußte lachen, als er davon erfuhr; doch setzte er hinzu: „Man muß sich aber hüten vor den Schuften. Die Lengefelder sind noch zahm. Doch andrer Orten giebt es Bauern, die zum Vergnügen Ritter schlagen bis zum Tod. Die Kerle werden immer üppiger und ist es Zeit, sie kräftiger zu ducken." —

Die Tage im schönen Saalthal waren schnell verflossen. Nur ungern trennten sich die Reisenden. Rudolf fand es sogar schöner hier, als auf der Wartburg. So pflegen wir gar oft des Alten

weniger zu achten und Neues mehr zu schätzen, doch nur, weil es neu ist.

Gern hätte Vargula Abt Winemar besucht und den von Tümpling, deß Schloß bei Dornburg liegt. Doch mühsam nur konnt' er sich auf dem Pferd erhalten. Und wann die Schmerzen gar zu heftig wurden, da blickte er auf seine Kinder. Der Glanz der Freude und frischen frohen Lebenslust, die von deren Antlitz ausging, gab seinem Vaterherzen innern Balsam.

Noch mühseliger gestaltete sich die Rückreise. Vargula mußte sich, auf Stroh gebettet, in den Wagen legen; die Wunde brannte beim Ritte wie Feuer. Kein Schmerzenszug gab's seinen Kindern kund; die sollten fröhlich sein und es nicht merken.

Als sie zur Wartburg zurückgekehrt waren, raffte Vargula all' seine Kraft zusammen und ging zum Fürsten, ihm zu berichten und nochmals zu danken. Als dies geschehn, legte er sich nieder; ein brennend Fieber zwang ihn auf das Lager und hielt ihn fest darauf. Die Wunde ward mälig dunkelroth, dann schwarz. Kein Bader konnte mehr helfen.

Zween Tage später verlangte der Todtkranke nach dem Kaplan. Dem sagte er heimlich, daß es seine Kinder nicht hören sollten, er müsse sterben. Drauf gab ihm Konrad, nachdem der Kranke in Reu' und Buße ihm gebeichtet, den letzten Segen und ging still davon.

Es war schon Nacht, als Vargula die treu pflegende Jutte zu seinen Kindern schickte und zu Hildegunde, daß sie kommen sollten. 's war hohe Zeit; denn als sie erschienen waren, die nicht ahnen konnten, daß sobald geschieden sollte sein, war des Vaters Sprache weg. Voll Schmerz fielen die Erschrockenen vor dem Lager auf die Kniee und küßten die Hand des Vaters. Der legte sie auf die Häupter der Kinder, bewegte seine Lippen wie zu Segensworten, und freundlich lächelnd blickte er sie an. Dann that er einen tiefen Athemzug und sein Geist schied von

dieser Erde und schwang sich auf zu Dem, von wannen er gekommen.

O! daß ein heller Jubel oft so nah liegt bei dem tiefsten Leide. Daß keine Freude ohne Wermuth ist. Es ist so und wird ewig bleiben und ist uns gut; sonst würden wir uns fest an dieser Erden Freuden klammern und uns nicht sehnen nach dem Reich da Droben.

Als die Geschwister sahen, daß der geliebte Vater auf ewig war entrissen, da jammerten sie laut vor Schmerz und konnten sich nicht fassen. Voll Lieb' umschlang der Bruder seine Schwester und weinte mit ihr bis zum frühen Morgen. Doch als der Schmerz kein Ende nehmen wollte, da war's, als ob ein Engel vor sie träte und läse aus Herrn Walther's letztem Brief die eine Stelle vor: „Du Lieber, weine nicht! bezwing' den Schmerz des Scheidens!"

Und als die Worte sich in Rudolf's Herzen nun bewegten, bezwang er sich und unter seinen letzten Thränen umschlang er die ermattete Lukardis und sagte: „Lieb Schwesterlein! Der Vater, so lieb und gut, ist nun geschieden. Von nun an will ich dein Vater sein, dich schirmen und dich hüten. An meinem Bruderherzen wein' dich aus, wann einst ein Kummer sollte dir beschieden sein. Leg' Alles da hinein; ich will dir tragen helfen und fest auf Gott vertrau'n."

Das Morgenglöckchen der Kapelle schallte; hellstrahlend ging die Sonne auf und blickte auf einen Mann und ein zerknicktes Mägdlein; die knieten an der Bahre ihres Vaters und beteten. Und als das Mägdlein nicht erstehen wollte, da merkte der Bruder, daß ihr beim Beten war der Schlummer überkommen. Er trug sie in den Armen fort und bracht' sie auf ihr Lager, daß sie ruhen sollte.

Am Vormittag ging Rudolf zum Landgrafen und meldete in tiefer Trauer, doch ohne Thränen, sein Vater sei gestorben.

Von nun an ward an Leib und Seele er ein Mann.

Neuntes Kapitel.

Tiefe Trauer gab's auf der Wartburg überall, als die Kunde laut ward von Vargula's Hinscheiden. Frühzeitig hatte Rudolf es dem Landgrafen gemeldet. Der war wie gelähmt auf einen Sessel niedergesunken. Wohl wußte er um Vargula's schmerzende Wunde; doch hätt' er nimmer geglaubt, daß sie zum Tode führen würde. Das Plötzliche und Unerwartete beugte ihn nieder. Darum verhüllte er sein Haupt und konnte keine Worte finden zum Ausdruck seiner Trauer.

Als Rudolf seinen Herrn so schmerzerfüllt sah, wankte auch seine Festigkeit, die er äußerlich bewahrt. Seine Stimme zitterte, als er nach der Schilderung der letzten Stunden fortfuhr: „Und für wen ist er so bald dahingeschieden? Für mich und für Lukardis. Wir baten ihn so sehr, nach Saaleck uns zu führen und er that's! that's aus großer Lieb' und Treu' zu seinen Kindern. Damit wir Freude haben sollten, achtete er der Wunde Schmerzen nicht, die durch den weiten Ritt ihm tödtlich wurde. Drob ist mein Gram und Harm nur größer worden."

Da konnte sich Hermann länger nicht mehr halten. Er folgte seines Schmerzes Drängen und sagte tief bewegt: „O bester aller Väter! treu'ster Freund! ich kann es noch nicht fassen, daß du so bald von uns gegangen. Zwar — dir ist wohl! und statt zu klagen, sollten wir dich preisen, daß du das Elend dieses Lebens nicht mehr fühlest. Doch das ist ja der ird'schen Liebe Wesen, daß sie mit Eigennutz behaftet ist und nie so rein und selbstlos wie die ew'ge Lieb' des Herren Christ. — — Rudolf! du und ich — wir haben den besten Freund verloren. Nur

bist du besser dran, als ich. Du hast noch einen Freund in Walther. Und ich? — — Ich hab' ihn ziehen lassen!" —

Als Rudolf sah, wie sehr sein Herr voll Trauer ward, vergaß er seines eigenen Harms und sagte lebhaft: „Herr Fürste! wenn Ihr wüßtet, wie Walther's Herz voll Dank zu Euch geschlagen, wie er der schönen Stunden dachte, die er mit Wolfram wie so oft bei Euch genossen —"

„Ich weiß; ich weiß es. Aber grade das hat mir den Vorwurf neu erzeugt, daß ich hätt' besser danken sollen, auch mit ird'schem Gute. Denn wer uns geistig hat vergnügt zu inn'rer Labung, deß Lohn sollt' gleich sein wie für den, der unsern Herrscherthron gestützt mit Leib und Leben. — — Ich fühl' in meinem Körper einen Keim zum Tode. Will's Gott, eh' er mich abruft, soll Walthern noch ein Lehen werden, drob er sich freuen wird; daß eine Schuld ich abtrag' gegen ihn, die nicht geringer ist wie die zu deinem Vater. — Jetzt geh und tröste deine Schwester. Lukardis wird von meinem Ehgemahl gehalten werden wie ein eigen Kind. — Und nun noch dies: — Bewahr' in deiner Brust verschlossen, was wir in diesem Augenblick gesprochen haben. Nur Walther darf es wissen. Ich möchte nicht, daß solch ein großer Mann geringe denkt von mir vor andern seiner Gönner." — —

Nach einer Stunde gingen Hermann und Sophia in's Ritterhaus, Lukardis Trost zu spenden. Sie fanden sie noch schlafend, die rothgeweinten Lider fest geschlossen. Die Fürstin drückte einen leisen Kuß auf ihre Stirn und ließ darauf zurück die eigenen Thränen.

Die sterbliche Hülle des edlen Schenken ward in der Kapelle seines Stammschlosses Vargula begraben. Gar viele Freunde folgten dem Trauerzuge von Eisenach aus. Von ihnen mochte wohl Graf Schwarzburg am meisten erschüttert sein; er kniete vor dem Sarge nieder und barg sein Haupt auf der Bahre. Hier lag sein bester Freund, der treu'ste Kampfgenosse; mit ihm

zusammengekittet durch mancher Wunden Blut, vergossen in Treue für den Landesherrn.

Schwarzburg's Sohn Günther aber faßte Rudolf's Rechte zu kräft'gem Händedruck und sagte: „Unsere Väter sind die besten Freunde gewesen. Hier an der Bahre deines edlen Vaters schwör' ich dir zu, daß ich dir ewig Freund will bleiben, und bitt' dich, daß du mir ein Gleiches thust."

Wenngleich sie schon als Schildgefährten zu einander hielten, da sie an einem Tage Ritter wurden, so schlang sich doch von Stund' an ein Freundschaftsband um sie, so fest wie das von ihren Vätern.

Ein einfach Mahl im Schlosse Vargula bot Stärkung allen Gästen. Nur Schwertlein rührte keinen Bissen an und trank desselben Tages auch nur Wasser. Rauh war er und barsch, so daß sich Alle, die ihn kannten, drob verwunderten. Sie wußten nicht, daß alles dies das Zeichen seiner tiefsten Trauer war und daß er Barschheit vorgeschützt, nur um nicht merken zu lassen, wie schwer der Abschied von seinem Herrn ihm ward, für den er durch's Feuer gegangen wäre. Hans Sigert weinte an der Bahre laut; dann blieb er thränenlos, ernst und verschlossen.

Lukardis' Schmerz ward abgelenkt durch eine neue Sorge. Sie hatte nur den Bruder noch, der sie gleich einem Vater schirmte. Und nun, nachdem nur wenig Zeit verstrichen war nach dem Begräbniß, mußt' Rudolf wieder fort zu blut'gem Strauß. Denn Otto führte in selbem Jahre, als man schrieb 1215, den Kampf in Niederdeutschland weiter und bedrohte Thüringen, verheerend darin einbrechend. Ein Heer des Königs von Böhmen kam dem Landgrafen zu Hülfe, und dieser beschied, als jenes eingetroffen, Rudolf zu sich und sagte: „Du bist bereits als Schenk von Vargula in meinem Dienst; hast fürder auch das Recht, dich Schenk von Saaleck zu nennen und als mein Ministerial*) an

*) I.

meiner Statt zu unterzeichnen, wann die Geschäfte es erheischen. Gern würd' ich dich schon jetzt im Kriegsamt höher steigen lassen, wenn ich nicht ältre und erfahrne Grafen vorziehn müßte. Doch bin ich gewiß, daß auch du in nicht zu ferner Zeit den hohen Stand als Oberster erreichen wirst. Zieh hin mit Schwarzburg, halte dich zu ihm. Du kannst von ihm in Kriegskunst Vieles lernen."

So zog denn Rudolf abermals zu langem Kampfe aus. Wie schwer ihm diesmal auch der Abschied von Lukardis ward, so sehr verlangte ihn doch, zum ersten Mal als freier Ritter im Schlachtgewühl für seinen Herrn zu kämpfen. Ein sondrer Blick aus Hertha's Augen beim Abschied von der Wartburg verdoppelte sein Begehr, sich auszuzeichnen. Daß Hertha's Bruder, sein Schildgefährte, Der von Wallingen, mit ihm auszog, war ihm gar angenehm; ingleichen, daß er mit seinem Freunde Günther einer und derselben Schaar ward zugetheilt.

Gern wär' auch Berld von Heylingen mit ausgezogen; es war ihm unlieb, daß er nächst Tennstedt nun zum zweiten Male übergangen worden. Doch Hermann bat, zu bleiben, wo er doch befehlen konnt', und bat so voller Hulden, daß der Ritter sein Mißbehagen dämpfte und gern versprach zu thun, was ihm geboten ward: die Wartburg schirmen und auch hier und da sich um Lukardis kümmern, wenn Nachricht von dem Bruder einlief. Herr Berld war annoch unbeweibt und hätte gern sich einen eigenen Hausstand eingerichtet. Sein Hab und Gut war nicht gering und nach der Schlacht bei Tennstedt durch Hermann's Huld ihm noch reich vermehrt worden. Auch hatte er längst im Stillen ein Mägdlein sich erkoren, das sollte sein Ehgemahl werden, und diese Maid hieß Hildegunde. Jahrelang hatte er seinen warmen Herzenswunsch in sich getragen, kein Mensch merkte es ihm an; auch das nicht, daß er betrübt ward, als das scharfe Auge der Liebe die Neigung Walther's zu der Maid entdeckte. Als dieser fortgezogen war, regte sich sein Wunsch lebhafter denn zuvor, wenngleich Hildegunde als eine dienstbare Maid Vargula's

galt. Zwar wär' an sich kein Hinderniß gewesen, um Hildegunde's Hand zu werben; hatte doch manch ein Rittersmann sich ein reiches Bauerndirnlein zum Ehgemahl erkoren. Am Hofe aber wär's nicht ziemlich gewesen und zweifelhaft, ob Landgraf Hermann jemals es gebilligt hätte. Verschoben nur ward sein Werben, nicht aufgehoben; denn Liebe und Hoffnung können nicht ohne einander leben. Doch jetzt war's anders geworden. Heylingen hatte erfahren, daß die Maid gleich einer Schwester Rudolf's gehalten ward und hoch in Ehren. Außerdem waren der Jahre vier verflossen, ohne daß Walther ein Lebenszeichen von sich gegeben hätte. Auch wußte er, daß er ein stattlicher Herr war, angesehen und wohlbegütert, also, daß er mit voller Zuversicht meinte, eine Maid von Hildegunde's Stellung und dem Alter von 24 Jahren müsse mit Freuden zugreifen.

So kam es denn, daß er eines Augenblicks wahrnahm, in dem er Hildegunde allein sprechen konnte. Das geschah. Treuherzig brachte er sein Werben vor und schilderte warm, wie er ihr minne und sie in Liebe halten wollte als sein Weib. Hildegunde hatte den Ritter gern. Er war so ehrlich-wacker und ein tapfrer Mann. Seine Burg war nicht das Einzige, was er besaß; manch einträglich Vorwerk gehörte dazu. Auch seine Rauhheit war nur äußerlich, denn drinnen schlug ein braves Herz voll deutscher Lauterkeit. Es war ja Alles noch viel mehr, als eine Maid wie sie konnt wagen anzunehmen, daß sie es jemals erreichen würde.

Doch drin im Herzen lag das Bild des vielgeliebten Mannes, der von ihr geschieden war, sei's auch auf Nimmerwiedersehn. Drum gab sie dem Werbenden verlegen zur Antwort: „Edler Herr! wie dank' ich Euch, daß Euer Begehr zu mir steht und Ihr mir solche hohe Ehr' erweist. Ich schätz' und ehr' Euch hoch, doch — — o vergebet mir, daß ich Eures Herzens Wunsch nicht zu erfüllen vermag."

Heylingen stand betroffen da; er schaute voller tiefer Trauer

auf die Liebliche und frug: „Vielliebe Jungfrau! hab' ich denn, was Euch abschreckend ist? Bin ich Euch so zuwider?"

Doch Hildegunde faßte die Hand des Ritters und sagte schnell: „Nein, nein, Ihr guter Herr! Ihr seid so lieb zu mir und ich bin's Euch gleich einer Schwester. Doch niemals mehr — vergebet mir! — bei Gott! ich kann nicht anders!"

Da ging der Heylingen betrübt und still davon, hinauf zum Bergfried. Dort blickte er zum wolkenleeren Himmel und schaute lange so; seine Brust wogte und seine Augen wurden verschleiert, also, daß es ihm vorkam, als sei der Himmel voller trüber Wolken. Es lag ihm wie ein schwerer Panzer auf dem Herzen.

Inzwischen langte manche Nachricht an vom Kampfplatz; das lenkte seine tiefe Trauer ab.

Wohl hatten die Thüringer und Böhmen wacker widerstanden und würden Otto's auch noch Herr geworden sein, doch nur in längerer Frist. Als aber Frankreichs König auch noch gegen Otto zog, da floh der Welfe und verbarg sich lange Zeit, verbittert und voll Groll, daß er so machtlos war geworden.

Mit Ruhm bedeckt kehrte Rudolf aus langen heißen Kämpfen zurück zur Wartburg. Doch unmuthig war ihm zu Sinn. Des deutschen Reichs Zerrissenheit und ew'ge Fehden erfüllten ihn mit Zorn. Wie Millionen Deutsche nach ihm, so sehnte er sich nach des sonst so kraftstrotzenden Deutschlands Einigung unter dem Scepter eines weisen und mächtigen Kaisers.

Das sollte ihm erfüllet werden.

Friedrich war siegreich entlang des Rheins gezogen und am 24. Julius in Aachen feierlich gekrönt worden. Auch Landgraf Hermann war dorthin gereist, wenn auch mit viel Beschwerden seines kranken Leibes. Rudolf mußte ihn begleiten. Gar manchen Händedruck empfing er dort; denn viele Edle kannten seinen Vater als starken Feldherrn und getreuen Freund. Auch wußten sie, wie wacker Rudolf sich gehalten in den Schlachten wider den verhaßten Otto.

Von nun an herrschte Ruhe; war doch vorauszusehen, daß Friedrich's starke Hand auf Ordnung halten würde. Von nun an konnte Rudolf auch wieder seiner Schwester leben und — einem stillen, tiefverborgenen Gedanken.

Kaum war er zween Wochen in der Burg, als ihm ein Bote nachfrug, gekommen aus den Gauen Würzburgs. Einen großen Brief bracht' er in versiegelter Kapsel. Der Bote ward gestärkt mit Speis und Trank.

Als Rudolf in seinem Gemach den Brief entfaltete und las, wechselte ein freudiger Anflug mit ernsten Zügen, denn der Brief war von Walther's Hand. Schnell ging er zu Lukardis, die von Hildegunde's Geschick im Schreiben geübt ward. Als Rudolf der Begrüßung Anfang vorgelesen, flog Hildegunde's Athem erregt auf und nieder, denn in dem Briefe lautete es:

Oft hab' ich meinen Griffel in die Hand genommen, um dir, viellieber Rudolf, kund zu thun, was mich verjüngt zu neuem Leben. Unstät und ziellos bin ich viel gewandert, hab' mich gehärmt um eines Mägdleins Trug; ach, war die Maid so wonnig gut. Hab' mich gehärmt um's deutsche Reich und meinen Sang zu seinen Ehren tönen lassen. Doch nun ich Kaiser Friedrich's Huld gewonnen, ruf' ich dir jubelnd zu: Ich hab' mein Lehen! Hab' endlich nun ein Lehen aus Friedrich's huldsam milder Hand erhalten, so wohl berathen, daß ich im Sommer kühle Luft, im Winter Wärme haben kann. Wie anders schau'n mich jetzt die Nachbarn an! Sie sehen das Gespenst nicht mehr in mir, wie sonst sie thaten. Zu lange lebt' ich arm und ohne Dank. Der Undank hat gar oft versucht, mich zu beschmutzen. Der König hat mich wieder rein gemacht und meinen Sang. Doch wenn ich meinen Griffel niederlege, den ich geführt zu Friedrich's Lob und Preis, dann sinn' ich oft gar still und werde traurig. Nur halbe Freude hab' ich an dem Lehen; mir fehlt ein holdes Ehgemahl, von dem ich einst geträumt, ich hätt's gefunden.

Es war so wonnig schön der Traum und doch zerstob er und mir verblieb nur greller Schmerz der Täuschung. Der hat mein Haar ergrauen gemacht vorzeitig, und wenn ich auch gedächt', mich umzuschauen — was mein verbittert Herz nicht thuen mag — nach einer Maid, die als mein Weib mich liebte, so würd's doch keine thun; denn Veldecke hat Recht in seinem Sang: ‚Die Weiber, sagt man, hassen graues Haar. Das ist mir leid und bringt Der wenig Ehre, die ihren Freund weit lieber thöricht hat, denn weise. Nicht deßhalb, weil ich selbst ergrauet bin; doch hasse ich der Weiber schwachen Sinn, daß ihnen neues Zinn viel lieber ist, denn altes Gold.‘ — So bleib' ich denn vereinsamt; aus dem Herzen will mir der Minne Sang nicht strömen mehr, denn drinnen ist es todt und öd' und leer, als wär' die ew'ge Liebe selbst gestorben —

Es war zu viel! — Bis hierher hatte die Maid gelauscht mit bangem Herzen. Sie fühlte ihre Sinne schwinden und leise schwebte sie hinaus in's Vorgemach. Es hatten's die Geschwister nicht bemerkt. Doch als der Brief zu Ende war gelesen, und Rudolf sah, daß Hildegunde fehlte, ward er erstaunt, doch nicht darob erbaut. Er hatt' geglaubt, der Brief mach' Allen Freude. Noch lange sprachen Rudolf und Lukardis vom fernen Freund und seinem eigenen Heime. Sie hatten ja nicht ahnen können, daß Walther's Brief auf Hildegunde stürmte und ihr die Sinne nahm. In Ohnmacht lag sie, bleich wie Linnen, bis Jutte's Eintritt sie zum Leben brachte, zu einem Leben bittrer als das Sterben. —

Im Palas war man sehr besorgt um Hermann. Krank war der heimgekehrt von Aachen; nach einem Monat legte er sich nieder und wurde immer kränker. Sophia pflegte sein mit stillen Seufzern. Nach Rudolf verlangte der Landgraf alle Tage, und auch der Fürstin ward's Bedürfniß, den jungen Schenken öfterer zu sprechen. Wolfram von Eschenbach weilte schon seit

Monden auf Reisen in der Ferne; die Helderungen und die Schwarzburg waren längst geschieden und Rudolf fast allein noch aus der Zeit, wo's reges Leben gab und Glanz am Hofe. Sophia hatte groß Vertrau'n zu ihm und Huld und hörte gern, wann er Walther's Lieder vorlas, wann er erzählte von seinen Kämpfen, seinem Aufenthalt in Aachen und von der Ungarreise; denn Mancherlei, was Rudolf hier erfahren, war ihr noch neu und mochte sie vergnügen.

So kam es, daß die Antwort auf Walther's Brief nicht allsogleich zu Stande kam; der Bote, der das Pergament gebracht und Rudolf's Brief zurücktragen sollte, mußte warten. Er brauchte sich darob nicht zu beschweren, denn Hildegunde sorgte, daß er gehalten und gepflegt ward wie ein hoher Herr. Geschah's doch ihm zu Lieb', dem Herzensfreunde in der Ferne. Was mußte da der Bote viel berichten: Ob es Herrn Walther wohlergehe, ob er manchmal traurig sei, ob er dem Boten auch von der Wartburg erzählt, und wer darinnen wohne; ob er etwa gesagt, er wolle wiederkommen — ach! in der Jungfrau Herzen lagen viele Fragen und mußten doch streng zurückgehalten werden. Die Maid bracht' kaum ein Auge zu, wann Alles in der Burg in festem Schlummer lag. Jetzt war's doch möglich noch, dem theuren Freunde mitzutheilen, daß sie ihn nie aus ihrem Herzen hätt' gebracht, daß Alles nur Betrug war, was ihn getrieben, sie zu verlassen; und daß sie keine Schuld dran habe, deß sei Gott ihr Zeuge. Darauf gedachte sie, dem Lieben mitzutheilen, daß sie noch frei sei, daß ihr Herz begehre, an dem seinigen zu schlagen, daß sie ihn als sein Weib wollt' treulich pflegen und jeden Wunsch an seinen guten Augen absehn, mocht' auch sein Haar ergrauet sein.

Doch zitternd dachte sie der strengen Worte Konrad's, und wie selbst Jutte einst dem Wahn gelebt, sie müsse des Kaplanes Streiche dulden und Buße thun und halten, was die Kirche fordre. Wohl hätt' die Maid in ihrer Liebe dessen sich ent-

hoben, denn die war stärker als die Furcht vor strenger Kirchenzucht. Doch überkam sie ein jungfräulich Schämen, das ihr hold Angesicht mit tiefem Roth bedeckte. Sie konnte doch unmöglich unternehmen, sich selber anzubieten, ihm zu sagen: ‚Hier bin ich! komm! und hol' mich als dein Weib in's eigene Heim.'

Sie wollt' es Rudolf sagen, daß er möge schreiben, was Alles auf der Burg sich zugetragen; Brunhilde's Ränke, der gefälschte Brief, und daß sie nie von ihm gelassen habe. — Nein, nein! das konnt' die schämige Maid Niemandem entdecken, ein solch Geheimniß mußt' in ihrer Brust verschlossen bleiben. Und doch, und doch! — ach Gott, du arme Maid! Du siehst ein heißersehntes Glück vor dir so nahe und kannst es nimmer halten, daß es bleibend werde. Der arme Kopf ward mehr und mehr verwirrt; kein klares Denken kam der Maid zu Hülfe. Vielleicht ward morgen ihr ein Ausweg kund, und wieder morgen und immer wieder andern Tags! — Da kam die Zeit, wo Walther's Bote fortging, und Hildegunde sah's und ging durch's Thor. Nach wollt' sie laufen und ihm noch etwas sagen. Was war es doch!? — Ach nur das eine Wort: ‚Ich liebe ihn von ganzem Herzen!' —

Da trat der Kaplan hinzu und sagte finster: „Ich weiß, was wieder dich bewegt in sünd'ger Lust. Komm heute noch zu mir."

Was das bedeuten sollte, wußt' die Maid. Ein einz'ges Wort an Rudolf konnt' es ändern. Der schrieb mit mark'gen Worten dem Kaplane, daß er die Maid aus seiner Hand empfangen und sie holen könne, wobei er ihm anheim geb', zu bedenken, was diese seine Hand dereinst gethan, und daß sie jetzt viel kräft'ger sei als früher und ungebundener als freien Ritters Hand.

Schwertlein mußt' diesen Brief zum Mönche tragen und meldete, als er zurückkam: „Der las und sah mich an mit grimm'gem Blick. Drauf zeigt' ich ihm die Zähne und machte grad' so ein Gesicht wie der Kaplan, und, Herr! Ihr wißt, wen

ich so anglotzen thu', der macht gern, daß er fortkommt. Das Mönchlein ging gar flink in's Nebenzimmer."

Konrad kam nicht, Hildegunde abzuholen; das war gar weislich von ihm. Aber nicht weislich war's, daß er zu Hermann ging, sich abermals zu beschweren. Hier war ein ganz ander Thun von Nöthen, denn Hermann lag im Sterben.

Als der Kaplan eingetreten, sah er Rudolf vor seines Fürsten Lager auf den Knieen und hörte, wie der junge Schenk von Walther sprach. Ein freud'ges Lächeln glitt über Hermann's Antlitz, denn eben hörte er von Walther's Leben. Drauf sprach der Landgraf noch leise Worte matt zu Rudolf, und der Kaplan konnt' hören, wie der innig sagte: „Mein Fürst! ich lass' mein Leben für die Euren!"

Rudolf entfernte sich und Konrad eilte, den Sterbenskranken zum Ewigen vorzubereiten.

Am andern Tage war der Landgraf abgeschieden. Der Tod kam schnell und holte seine Beute: den tapfern Streiter, den oft schwankenden Fürsten und den treuen Hüter hoher, schöner Kunst. —

Schnell war die Trauerkunde im Land verbreitet. Wer von den Edlen kommen konnt', dem Sarg zu folgen, erschien. Der Abt von Reinhardtsbrunn wollt Hermann's Leiche dorthin nehmen. Sophia aber widersprach und sagte: ihr Herr wollt' im St. Katharinenkloster vor Eisenach begraben sein. Also geschah's, daß der Fürst mitten im Chore begraben ward.

Elisabeth war dabei. Die führte in den Gezeiten ein demüthig Büßerleben und pflog viel Betens und Knieens Tag und Nacht; aus eigenem Triebe und auf Konrad's Rath.

Des Fürsten Tod erfolgte, als Walther's Bote mit Rudolf's Brief schon fortgegangen, darinnen viel, wenn auch nicht Vielerlei zu lesen war; auch daß sein Vater todt sei und der Landgraf nah daran. Bald solle er von Saaleck aus noch mehr erfahren.

Ludwig ward Landgraf. Er zählte 18 Jahr, als er den

Thron bestieg, war mittelgroß, von frohem Angesicht und schämig in seinen Worten.

Ganz anders ward das Leben nun am Hofe. Was Ludwig's Vater oft zu mäßigen suchte: die allzu große Sucht Elisabeth's, den frommen Sinn mit äußerer Kasteiung zu verbinden — das schoß nunmehr in schnellem Wachsen auf. Hielt früher man zu frohem Spiel sie an, so that sie's wohl, doch nur an der Kapelle, und spielte mit den Jungfrau'n nur um Paternoster und Ave Maria. Jetzt ließ sie auch das Spielen sein. Vor dem Altare fiel sie alle Tage nieder, küßte dort den kalten Estrich und, was sie so begehrte: den Apostel, von dem der Herr sprach: ‚Sieh, das ist dein Sohn!‘ Man ließ ihr's zu, daß sie drei Stunden lang Johannes mit der tiefsten Inbrunst küßte.

Wohl schüttelte Rudolf oft darob den Kopf; solch Wesen konnt' ihm nicht behagen und stand des Freundes Walther Christenthum entgegen.

Doch weil das fromme Kind im Herzen trug, was es bewog, auch äußerlich zu üben: die Buße und die Demuth vor dem Herrn — so schwieg er still, aus Rücksicht schon für Ludwig, der ihren christlich milden Sinn gar schätzte. Auch ging in Rudolf etwas Anderes vor, was ihn ablenkte von Elisabeth's Thun. Hertha von Wallingen hatte es ihm angethan. Die war zwar wortkarg, doch ging sie alle Tage in die Kapelle, darin zu beten. Und Rudolf dachte sich, ein frommes Weib sei eine Zierde und Stütze für ein Haus und müsse sich's darin gut walten lassen. Als er von Anderen noch hörte, sie wär' gar weise, spänn' einen guten Faden und läse der Landgräfin schöne Lieder vor, da minnete er ihr in Züchten und gedachte, sie auszufragen, ob sie wollt' sein Ehgemahl werden. Und wo er ging und stand, dacht' er an Hertha. Doch wann er wollte gehen, sie zu fragen, sobald er sich mit ihr alleine fand, da pochte ihm das Herz, und so verschob er, zu thun, was treue Liebe ihm gebot.

„Jetzt weiß ich es, was rechte Minne ist," so sprach er zu

sich selbst. „Was Walther mir dereinst davon gesagt, verstand ich nicht. Nun ist es mir bewußt.“

Das Jahr verrann, mit ihm die stille Harmonie am Hofe. Das war nicht mehr der große und wonnige Gedankenflug der Seele, die sich emporschwang bei den Klängen der Lieder Walther's und des Freundes Wolfram. Das war nicht mehr das Jubeln der Begeisterung für alles Schöne, Edle, nicht mehr der Wettstreit in dem Austausch der Gedanken, was wohl die Krone sei von allem Guten, die alles Streben schmücke hier auf Erden.

Ein andrer Zug ging durch das neue Leben, nicht warm und lenzesduftend. Kalt ward die Luft und schneidend und wehte nur nach einer Richtung. Die führte wohl zum Höchsten und zum Schönsten, was es giebt: zu dem Erlöser. Doch düster schaueten das Leben an, die dieser Richtung folgten. Da war kein ‚Freuet euch! denn heute ist der Heiland euch geboren‘; da gab es nicht den Balsam: ‚In der Welt habt ihr wohl Angst; doch seid getrost, ich hab' sie überwunden.‘

Und so begann am Hofe Thüringens ein Zwiespalt aufzukeimen und ein Verhetzen des frommen Kindes Elisabeth.

Nur Rudolf hatte deß nicht Acht. In seinem Herzen blühte es und grünte. Und als es auch im neuen Jahr begann zu grünen, da faßt' er sich ein Herz und frug die Jungfrau, der er minnte, ob sie ihm gut sei und mit ihm durch's Leben gehen wolle. Es war an einem schönen Maientage, als Sophia mit ihren Frauen ging in's Thal hinab. Zwei Ritter folgten ihr und Rudolf. Dort, wo der Weg der Felsenecke ausweicht, wo Hildegunde lag gefesselt, wo Walther still geweint, als er von dannen ging und eitel Schmerz und Weh der Fels erzählen konnte — dort hörte das Gestein ein leises ‚Ja‘ von Hertha's Lippen und sah den ersten Kuß des sel'gen Mannes.

Der Felsen schwieg dazu; er stand Jahrtausende an diesem Ort und hatte viel erfahren und erlebt von Rohheit und Ge-

sittung, von Leichtsinn und des Willens Festigkeit, von Lust und Leid, vom Duft der Rosen und von deren Dornen, vom Jubel sel'ger Liebe und von der Qual zerrißner Herzen. — Darum schwieg er. —

Der Sommer war gekommen und wärmte all die Blumenbeete auf der Wartburg und zeugte neues Leben der Natur. Kein Blümlein auf den Beeten war zerknickt, denn Alles sproßte auf dem Berge frisch empor und kümmerte sich nicht um ein zerknicktes Herz, aus dem sich heut, zum Hochzeitstage Rudolf's, die Worte rangen: „Ich dank' Euch, edle Jungfrau, für die Botschaft. O wollt der gnädigsten Landgräfin melden: Ich wäre krank und könnt' nicht sehen, wie sich zwei Herzen voller Glück verbinden. Ich sei — sehr krank." —

Im Palas ging es festlich zu. Der Landgraf Ludwig ließ es sich nicht nehmen, dem ihm so theuren Freund und Schenken die Hochzeit auszurichten. Nicht groß war heut die Zahl der Gäste, nur Anverwandte Hertha's, die Grafen Schwarzburg und einige vom Hofe saßen an der Tafel. Der Kaplan, der früh das Paar verbunden und mit dem Segen der Kirche versehn, ließ sich entschuld'gen: Es stünde einem Diener Gottes übel, an weltlichen Festen theilzunehmen.

Sophia war sehr huldvoll zu Lukardis; sie führte sie zur Mutter Hertha's und sagte, zu der Maid gewandt: „Wie wunderbar! — schau' ich dich an, ist mir, als säh' ich Rudolf wieder, wie er dereinst in deinem jugendlichen Alter von vierzehn Jahren vor mir stand und Strähne hielt zum Wickeln und die Helderungen ihn neckte und den Nacken streichelnd sagte: ‚So weich und zart gleich einem Mädchen'. Du gleichst ihm auf ein Haar, bist größer auch als man dem Alter nach erwartete. — 's war damals schöne Zeit."

Drauf streichelte die Fürstin liebkosend Lukardis' Haupt und gab ihr einen Kuß auf ihre Stirn.

Lukardis aber sah beim Mahle nur auf Rudolf; sie sah sein

Glück in seinem jungen Weibe, sein Glück in Ludwig's Huld, in Andrer Freude. Da ward auch sie der Freude voll. Doch als sie Abends mit dem Bruder allein war im Wohngemach des Ritterhauses, umschlang sie ihn und weinte laut an seiner Brust. Mocht's sein, weil Rudolf's Liebe sich nun theilte; — mocht's etwas sein, was wie ein schwarzer Punkt ihr schien in weiter Ferne, — sie weinte fort. Und als der Bruder sie voll Liebe frug: „Was weinest du, Lukardis, heut zum schönsten Lebensfeste?" — da sagte sie, in Thränen lächelnd, zu ihm aufblickend: „Ich will ja fröhlich sein an deinem Hochzeitstage. Warum ich heut geweint? Ich weiß es nicht. Mir ist, als könnte ich nicht anders. — Ach Rudolf! du warst mir immer ein treuer Bruder und Berather und wirst's auch bleiben; deß bin ich gewiß. Doch auch ich werd' einst am Geist erstarken. Und wenn dich einst ein Herzeleid sollt' treffen, so komm zu mir, an's Schwesterherz; ich will dich trösten."

Bewegt stand Rudolf da und hielt sie fest in seinen Armen, als er ihr sagte: „Mein Herz ist heut der Freude voll! ich habe ja ein Weib errungen, das mir mein Heim soll traulich machen nach heißer Schlacht und mancher harter Arbeit. Du aber schauest weiter in die Zukunft. Das Leid, Lukardis, bleibt nicht aus. Doch sollte es für mich zu viel sein, sollt' wider all' Erwarten die Kraft des Selbstbezwingens mich verlassen, dann, Schwester! dann komm' ich zu dir und du hilfst tragen meine Lasten. Das versprech' ich dir beim Geiste unsres hingeschiednen Vaters, der heut herabblickt auf uns beide Waisen. — Doch nun beruhige dich und hör' noch eine Freude: Denk' dir! der junge Landgraf hat Urlaub mir gegeben auf lange unbestimmte Zeit, daß ich des Eheglücks soll ungestört genießen. Ich wollte morgen früh dich überraschen und dein lieb Gesicht erheitert sehn. Doch kann ich's länger nicht bei mir behalten: Wir reisen morgen schon zum schönen Saaleck und leben dort für uns in trautem Kreise. Die Jutte und Hildegunde reisen mit. Ganz heimlich hat auf mein

Geheiß Hans Sigert unsre Burg gar wohnlich eingerichtet. Frau Ilse, des edlen Hugo von der Rudelsburg Ehgemahl, hat dabei vollführet, was nur die zarte Frauenhand zu Stande bringt."

Auf diese Kunde ward Lukardis wieder froh. Vergnügt schlug sie die Hände zusammen und sprang ein fröhlich Kind umher. Dann stellte sie sich plötzlich vor den Bruder und sagte wichtig: „Ihr Männer seid doch manchmal überweise. Hat mein Herr Bruder denn bedacht, daß ich nun füllen muß die Truhen? Das ist in dieser einen Nacht nicht auszuführen."

Doch Rudolf sagte lächelnd: „Du überkluges Jungfräulein! Das hat die Jutte heimlich längst gethan. Ihr brauchet morgen früh nur einzusteigen in den Wagen. — Nun gute Nacht, Lukardis! schlafe sanft und freue dich des Glückes deines Bruders." —

Und als Lukardis sich gelegt, zu schlafen, da schwebte ihr das schöne Bild von Saaleck vor; da dachte sie voll Freuden, wie sie mit helfen wollt', den Haushalt einzurichten und dann mit Hertha und dem Bruder wandeln wollt' am grünen Strand der Saale, und in die Haine gehn und singen hören, was von den Zweigen schallt so wonniglich. So wonniglich wie dazumal, als sie mit dem Vater — — da trübte ihre reine Freude tiefe Wehmuth; denn die Erinnerung kam an Vaters Schmerzen, die damals er so gern und still getragen, um seinen selten nur gesehenen Kindern frohe Tage zu bereiten. Da fühlte sie zugleich sich einsam und verlassen; kein Vater, keine Mutter stand an ihrer Seite, und der ihr Vater und Mutter konnt' ersetzen, der lebte nun fortan dem eignen Weib und Haushalt, der Schwester doch nur halb. So kam's, daß sie am frohen Hochzeitsabende die Einzige war, die unter Thränen einschlief.

Doch Rudolf dachte nur des jungen Weibes, das bis zur Reise noch im Palas wohnte. Nicht Saaleck mehr, noch Vater, noch Schwester erfüllten ihn am heut'gen Tage. Die Auserwählte ganz allein beschäftigte sein Herz.

Das ist der Lauf der Welt zu allen Zeiten.

Zehntes Kapitel.

Von Kösen kam ein Wäglein hergefahren auf Saaleck zu. Der Weg war schlecht und holprig wie das Leben. Doch Jugend saß im Wagen und die lacht, wann er herüber und hinüber schwankt, und weiß noch nicht, wie leicht das Lachen sich verkehren kann in Weinen, wenn das Gefährt, dem wir uns anvertrauen, umstürzt. Vielleicht war's auch nicht so gefährlich; denn links und rechts vom Wagen ritten Zwei, die hielten ihn gar sicher, wann er schwankte. Ein kräftiger und starker Ritter war der Eine; der Andre nur ein Meisterknappe, doch nicht minder kräftig. Der zog ein mürrisches Gesicht und blickte finster drein. Ein feines blutjung Mägdelein im Wagen wußte auch warum. Zwei andren Frauen zischelte der Schelm etwas in's Ohr, und als die auf den Meisterknappen schauten, ward er auch ihnen lächerlich. Das machte, weil der Knappe, der kurz vor Kösen sich eine Wurst aus seinem Reitsack nahm, doch nie zum Beißen kam; denn allemal, wann er die Wurst zum offnen Munde führte, bracht's des Geschickes Tücke mit sich, daß der Wagen ruckte. Da mußte der gestörte Esser die Zügel seines Rosses und mit der andern Hand den Wagen halten, ingleichen den weit offnen Mund wieder zuklappen. So ging das Wagenschwanken mit dem nutzlos gewordnen wiederholten Auf- und Zuklappen des großen Knappenmundes Hand in Hand, und nie kam es zum Beißen. Hinc illae lacrimae.

Doch empfand die Maid mit ihrem Schelm im Nacken ein menschlich Rühren; sie rief dem Ritter lachend zu:

„Rudolf! laß das Gefährt doch einmal halten. Mich dünkt,

der Schwertlein stehet Höllenqualen aus. Er jappt und schnappt nach seiner Nahrung und kommt doch nie dazu, sie zu verzehren."

Da lachte Rudolf laut auf. Er hieß den Rosselenker stille halten und sagte fröhlich: „Nun, Schwertlein, iß, daß du dich stärken kannst; denn immer noch geht's eine Weile mühsam fort, bis wir zum bessren Weg gelangen nach der Rudelsburg."

Das war dem Meisterknappen angenehm zu hören. Nach einem kräft'gen Bisse in die Wurst sprach er noch kauend: „Ich dank' Euch, Herr! und auch Euch, Herrin Lukardis. Es knurrte was, also, daß ich nicht wußte, kam's vom Wagen oder vom Magen. Jtzt ist es mir bewußt, der Magen knurrte" —

Und als er weiter seiner Kiefern Gewalt der Wurst mit deren Hülle fühlen ließ, fuhr er fort: „Ihr könnt mir's glauben, Herr! heut kam mir's saurer an als damals, wo mir der Stollberg bei Tennstedt das Wildfleisch aus der Hand schlagen wollte und ich ihn dafür wacker gerbte und vom Pferde riß."

Kaum war die Wurst verschlungen, da zog Schwertlein ein neues Stück zum Essen aus dem Reitsack. Drob lachte Hildegunde herzlich auf. Und weil dies selten vorkam bei der Maid, erfaßte Lukardis ihre Hand und sprach: „Wie seh' ich doch so gern dein Antlitz heiter. Was ist es, das dich lachen macht?" Da deutete die Maid auf Schwertlein, und Lukardis schaute mit holdem Lächeln auf des Meisterknappen kühnen Griff nach dem Futtersack und sagte munter: „Halt, Schwertlein! laß es für jetzt genug sein. Es wird so lang nicht dauern, so sind wir in Saaleck."

Der Wagen setzte sich von Neuem in Bewegung. Jetzt lichtete sich das Hochgebüsch; vor den Reisenden lag das Saalthal offen da. Mit freudestrahlendem Auge rief Rudolf: „Schau hin, geliebtes Weib, auf jene grüne Aue; dort am Fuße des Waldberges ist das Kloster Porta."

„Wie schön hebt sich die helle Klosterkirche ab vom dunklen

Walde!" sagte Hildegunde. „Ich halt' dafür, daß unser Herrgott selbst sich müsse drüber freuen."

Drauf Rudolf sinnig ernst erwiederte: „Wie reich gesegnet sind die Auen. Und die im Kloster wohnen verdienen es, denn sie und der hochwürdige Abt Winemar sind wahrhaft Gott ergeben. Drum wird auch ewig Segen liegen auf dem Gebiet des Klosters bis in fernste Zeiten. — Sieh! dort tritt zum ersten Mal die mächtige Veste Rudelsburg hervor und da — kannst du es sehen, Hertha? dahinter ragt ein dicker Thurm! — Schau hin! das ist mein Saaleck!"

Glückstrahlend wandte er den Blick von seiner Burg nach Hertha's Augen. Die schaute wohlgemuth, doch nicht dahin, wohin Rudolf's Arm wies. Die prangenden Obstbäume betrachtend bemerkte sie: „Ich meine, bei der Fruchtbarkeit der Bäume müßte es der Birnen, Aepfel und Pflaumen in Menge geben, also, daß man sie zu Winters Vorrath wohleingesotten und gezuckert verwenden könne."

Lukardis sah sie drauf verwundert an. Ihr Herz war voll des Preises von Gottes schöner Schöpfung; doch überkam sie zugleich ein wehmüthig Gedenken der Vergangenheit, indem sie klagte: „Rudolf! wenn unser vielgeliebter Vater doch des Glückes mit theilhaft werden könnte, das wir heut' empfinden. Hier war's, als er auf der Heimreise zurückeschaute und frug: Ist das nicht schön?"

Und gleich darauf versetzte Hertha: „Lukardis! du giebst dich viel zu viel dem Schmerze hin um deinen Vater. Das ist nicht wohlgethan und kann dir viel zu schaffen machen."

Rudolf antwortete an Schwester Statt: „Wohl hast du Recht, Hertha! wenn du sagst, man soll nicht allzuviel klagen. Das Niederdrücken dessen, was uns seufzen macht, muß man üben. Doch bedenke: Lukardis ist ein vierzehnjährig Kind und hat ein warm Gemüth."

Drauf glänzte eine Thräne in Lukardis' Augen. Die Maid

sah auf zum dunkelblauen Himmel und schwieg. — Der Wagen bog um eine Felsenecke; von hier an fuhr er auf der bessern Straße nach der Rudelsburg. Nicht lange gab sich Lukardis ihrem stillen Harme hin; denn sie sah, daß ein Reiter gesprengt kam ihnen entgegen.

Der aber schwenkte seine Mütze und rief mit voller Stimme: „Gott grüß' Euch, Herr! und Euch, Ihr edlen Frauen, zum Einzug in die neue Heimath!"

Da ward Lukardis wieder froh und sagte munter: „Hans Sigert ist es, der uns grüßt. Sei uns willkommen!" — und wohlgefällig lag ihr Blick auf dem stattlichen Knappen und der Schöne seiner mannhaften Kraft.

Rudolf begrüßte ihn mit Händedruck und frug ihn leise: „Ist Alles wohlgeordnet?"

„Alles!" antwortete Hans ebenso leise; „auch der Blumenschmuck in meiner Herrin Kemenate."

„Laßt uns zuvor den edlen Hugo kurz besuchen und Ilse, sein Gemahl. Nachdem wir uns gemeldet, wollen wir ohne Weil auf dem Fußpfad nach Saaleck gehen, denn steil ist die Fahrstraße dorthin, bergauf, bergab; der Wagen müßte erst einen großen Umweg machen."

Am ersten Thore schon der Rudelsburg, da, wo man heutzutage noch weit vor dem Kastell gar mächt'ge Mauertrümmer findet, empfing Frau Ilse selbst die Reisenden. Sie grüßte freundlich Alle, auch Schwertlein, also, daß dieser ob des holdseligen Grußes der edlen jungen Frau ein wunderbar verzerrt Gesicht zog und kaum wohl Jemand muthen konnte, daß dies der höchste Grad des Schmunzelns sei.

Nach ihrem Willkomm sagte Ilse: „Wie ist mir leid, daß mein liebwerther Eheherr verreist ist. Er weilet jetzt in Meißen, allwo die Schwester sein, Gotelinde, ihre Hochzeit feiert. 's ist ein gelahrter Mann, der Herr Gregorius, dem sie ihr Herz geweiht und ihre Hand gereicht. Wenn es Euch auch begehrt,

mit Eurem Ehgemahl gen Saaleck bald zu gehen, so laß ich Euch doch nicht eher fort, bis Ihr durch den Willkommentrunk gelabt seid.“ —

Das freundliche Willkommen aus dem Munde der jungen Frau fand Widerhall im Herzen; doch auch der Leib erquickte sich am Trunke, denn es war heiß geworden und die Kehle durstig.

Nach kurzer Rast stieg Rudolf mit den Seinen den schmalen Fußpfad hinab zur Kesselschlucht; von da hinauf zu seinem Vestlein. Dort schallte lautes Hussahurta ihnen entgegen aus der Knappen Schaar, die wohlgeschmückt mit kriegerischem Kleid des Herrn wartete.

Rudolf führte Hertha hinauf in die Gemächer. Der grüne Laubschmuck mit den duftigen Blumen in der Kemenate — das, dachte Rudolf, müßt' sie wohl vergnügen.

Doch Hertha sagte unwilligen Tones: „Schließt sogleich die Fenster! man kann sich ja zu Tod erkälten bei dem Zuge.“

Die Fenster wurden schnell geschlossen. Drauf fuhr die junge Frau ärgerlich fort: „Und sind denn die Truhen mein noch nicht zur Stelle? Mich dünkt, das hätte sollen längst geschehen sein. Ich hab' nicht eher Ruh' und Freud' an dem Besitz, bevor der Wirthschaft Ordnung nicht erfolgt ist.“

Ein kleines Wölkchen lag auf Rudolf's Stirn; er hieß die Andern in ein Nebenzimmer gehen. Drauf faßte er warm die Hand seines jungen Weibes und sagte mild: „Hertha! — Wir sind soeben eingezogen in das neue Heim, das schöne Lehen, das mein Vater sich errungen durch Treu und Tapferkeit. Jetzt ist es mein und dein, denn erst von heut an wohnen wir beisammen. Und als mit dir ich eintrat in dies Mein und Dein, da pries ich still im Herzen Gott für seine Gnade und Barmherzigkeit, denn Walther hatte mir dereinst gelehrt, daß man nicht allzu begehrlich sei nach Gut und Ehre und nicht aufgehen solle im irdischen Besitz, sondern Gotte soll die Ehre geben. — — Ist

denn dein erst Gefühl nicht Preis und Dank? Ist denn dein erstes Wort nur Schelten?"

Verlegen blickte Hertha zu Boden und sagte nichts. Drauf gab sie schweigend ihrem Ehgemahl die Hand. Der drückte sie in seiner und ward wieder froh, denn heute kam kein Scheltwort mehr über Hertha's Lippen; waren doch die Truhen inzwischen erschienen und die neue Hausfrau emsig beflissen, zu räumen und zu ordnen, aufzustellen und durch das Haus zu wandern hin und her, anordnend und befehlend. Hans Sigert hatte mit Ilse's Hilfe Erstaunliches geleistet und sich darauf gefreut, sich an Hertha's Freude über die wohnlichen Einrichtungen zu weiden. Er erhielt kein Dankeswort. Hildegunde zog sich auf Hertha's Geheiß still zurück, als das Nachtmahl beginnen sollte; eine stolze Wallingen mocht' ihre Gegenwart nicht haben.

Das Nachtmahl verrann unter leidlich munterem Gespräche; denn auch Lukardis freute sich, mit einzurichten und zu helfen. Und weil der Schwester Freude die des Bruders war, so ward er froh gestimmt und kosete sein jungfräuliches Weib; gab auch der Schwester ihren Antheil durch Händedruck und freundliches Zunicken. Erst spät trennten sich die Drei. Rudolf umschlang seine Angetraute und führte sie in die Kammer, mit der sie wohl zufrieden sein konnte, denn das große Himmelbett, die Kleidgestelle und der Kamin waren gar prunkvoll eingerichtet und verziert.

Lukardis war bald eingeschlafen; die Reise und die Hitze hatten sie ermüdet. Hildegunde's Augen schlossen sich erst, als der Wächter die zweite Stunde der Nacht verkündete. Es war gar heiß im Hause. Ihr Zimmer war heiß, ihr Herz war heiß, und ihr Sehnen so heiß und die Augen brannten der zum ersten Mal vom Tisch Gewiesenen heiß von salziger Fluth. — — —

Frühzeitig am folgenden Morgen sah Lukardis den Bruder allein im Erker sitzen; sie wähnte, er schaue vergnüglich hinab auf die lachende Landschaft mit ihrem Vogelsang und

Waldesduft. Die Landschaft lachte im Sonnenglanz; der Bruder aber schaute mit der ersten Sorgenfalte auf der Stirn still vor sich hin auf den Estrich. Er hatte nichts von Lukardis' Eintreten bemerkt; nicht gesehen, daß der helle Sonnenschein in des Mägdleins Antlitz durch eine Wolke getrübt wurde, die sein Angesicht zeigte.

Nach dem ersten Morgenkusse frug Lukardis bänglich: „Ist dir nicht wohl?"

Doch Rudolf nahm sich zusammen und sagte heiter: „Mir ist ganz wohl, Lukardis! denn nun freue ich mich, mit dir heut' nach Stadt Saaleck zu gehen. Gestern hab' ich den ersten Gruß von dort empfangen und heute Nachmittag soll uns zu Ehren unten auf der Wiese ein Fest gegeben werden."

Als die Zeit hierzu gekommen, betrachtete Hildegunde dessen Verlauf still von der Burg aus; man konnte Alles deutlich erkennen.

Nun Rudolf mit Hertha und Lukardis sich der Stadt näherten, fanden sie Niemanden in deren Umgebung. Doch bald öffnete sich ein Thor; die ersten Bürger der Stadt traten in feinen Kleidern auf das junge Paar zu und überreichten ihm mit kurzen, schlichten Worten die Willkommenspeise, Brot und Wein. Hertha nahm nur ein Stücklein Brot zu sich und nippte vom Becher. Rudolf aber aß ein großes Stück, steckte den Rest in sein ritterlich Wamms und leerte auf's Wohl der Stadt den ganzen Krug auf einen Zug.

Da brauste der Bürger Hussa und Hoch; die Mützen flogen und Alles drängte sich herzu, den neuen Herrn und sein Gemahl zu sehen.

Doch der oberste der Bürger wies die Ungestümen zurück. Ein gewappneter Knecht mußte langgezogene Töne auf dem Horne blasen.

Da sprang aus dem Thore eine Schaar jugendblühender Mägdlein hervor, mit weißen Linnen bekleidet; das reichte nur

wenig bis unter das Knie, auf daß das Springen besser gerathe. Denn nun begann ein anmuthiger Reigen rings um das Paar. Und als der beendet, da nahten sich zwei der anmuthigsten von den Mägdelein und knicksten und brachten der jungen Herrin einen Strauß von duftenden Feldblumen dar.

Drauf gab der Herr, der Sitte gemäß, den beiden Spenderinnen einen Kuß auf die Stirn und die Herrin auf die Wangen. Und Lukardis mußt' lächeln, als der älteste der Bürger zu ihr trat, ihr im Namen der ganzen Stadt ein Küßlein auf die Stirn drückte und feierlich ein Bündel Flachs überreichte.

Das gab gar hellen Jubel überall. Die Männer kannten die Vargula's aus dem Lobpreis her, der von den Tautenburgern bis zu ihnen gedrungen war. Die jungen Burschen aber und Mägdlein einigten sich zu munterem Tanz, der anständig verlief; darauf die Bürger von jeher gehalten.

Nun hätt' es die Sitte geboten, daß Rudolf und Hertha vor diesem Tanze die Stadt durchzogen, doch begehrte der neuen Herrin, das Vorwerk zu sehen, das der Burgherrschaft eigenthümlich. Rudolf führte sie dorthin. Hier schaute sich Hertha Alles an, die Rinder, die Ziegen, die Ställe und Milchkammern. Hier erfuhr sie auch vom Vorwerksvoigt, daß in jedem Monat ein Theil der Milch der Stadt gegeben ward. Darauf sagte sie: „Das wird in Zukunft unterbleiben. Wir bedürfen der Milch zur Burgwirthschaft und können uns deren nicht entrathen."

Doch Rudolf entgegnete ihr: „Nein, Hertha! das ist zwar kein Recht, doch alter Brauch. Die meißnischen Vögte auf Saaleck haben die Verabfolgung des kleinen Geschenkes immer gewahrt, und so will es auch Vargula gehalten wissen."

Das war das erste Mal, daß Rudolf seiner Ehefrau ernstlich nicht zu Willen sein konnte.

Darob entspann sich zwischen Beiden ein kleiner Zwist und Anflug von Verstimmung, die erst Abends beim Schlafengehn ihr Ende nahm.

Nun eine Woche war vergangen mit blauem Himmel und ein wenig Nebel, so verlangte es Rudolf, ausführlicher zu schreiben dem fernen Freunde bei Würzburg. Noch wußte Walther nicht von seiner Heirath und daß der Landgraf die Hochzeit ausgerichtet hatte. Er schrieb von seiner Minne, daß er Burg Saaleck jetzt bewohne nebst seinem Ehgemahle und Lukardis. Schrieb auch von Hertha, wie sie tüchtig wirthschafte und auch das Kleinste sammle und bewahre, auf daß sich Hab und Gut vermehren sollten. Noch wollte er von Hertha's Sein und Wesen etwas schreiben; doch hielt er damit inne. Gerechtes Urtheil, meinte er, könnt' er nur durch den Lauf der Zeit gewinnen. Er legte die Schreibfeder weg. Zu einem Tagebuche sollt' sein Brief sich wandeln, draus würde Walther mehr ersehen können, wie es im Innern und in den Thüringer Landen stand. Auch ward es Zeit, den Burgnachbarn ringsumher Besuche abzustatten mit dem Ehgemahl.

Nach Jena ritt er und nach Dornburg; von hier in's nahe Steudnitz, wo Kurt von Steudnitz, der muntere und gewandte Kämpe, sein Schloß hatte und vieles Gut. Auch nach Apolda ging's und Camburg, in dessen Nähe das Schloß des Edlen von Tümpling stand, eines ehrenwerthen, festen Herrn, der seinen Adel auch im Innern trug.

Auch seine eignen reichen Güter zeigte er dem Ehgemahl. Nächst Vorwerk Saaleck noch die Güter Hohendorf und Döben,*) das schöne Tautenburg und viele andre noch, darunter — zwei Stunden nur von Naumburg abgelegen — die Veste Wetteburg,*) an deren Fuß die Wethau fließt in blumenreichem Wiesenthal voll Fruchtbarkeit und Anmuth.

---

*) I.

Von den geistlichen Herren besuchte das hohe Paar den Bischof Engehardt in Naumburg und Abt Winemar in Porta. Der Bischof war zur Zeit verstimmt. Im Augustinerkloster zu St. Moritz lebten Mönche und auch Nonnen; es war nicht gut, daß sie beisammen wohnten; die kleine Scheidewand ward hie und da durchbrochen, oft auch die Scheidewand der Zucht und Sitte; drob Engehardt beim Papst fürstellig ward, die Nonnen zu vertreiben.

Abt Winemar in Porta nahm sie freundlich auf und gastlich. Ein Paradies ist Porta, und weil's dies innen war und außen, so nannte man es drum die porta coeli und preist allda noch heut' den Herrn der Herren dreifach gern als Vater und Erlöser und als Schöpfer. Der Abt gedacht' in Treuen an den Vater Rudolf's, gab seine Freude kund, den Sohn so nah' zu haben und geistigen Verkehr mit ihm zu pflegen. Er wußte wohl, daß Rudolf Dichtkunst liebte und Frau Musika. „'s ist Schad'," setzt' er hinzu, „daß Walther's Geist sich gegen Innocenz gewendet. Und doch — ich kann ihm sonst nicht gram sein." — Am Schluß des Tages erst entließ er sie und gab der Kirche Segen.

So war die Zeit vergangen mit Geschäften aller Art. Rudolf ging an die Ordnung seiner reichen Güter, verstärkte auch die Burg und schrieb von Zeit zu Zeit an Walther, was ihm zu schildern ein Bedürfniß ward. Hertha stieg alle Tage treppab, treppauf und hatte viel zu schaffen, schalt die Mägde, änderte die Küche und wann am Abend alle Drei beisammen saßen, war sie verstimmt und schalt von Neuem über's Ingesinde.

„Du mußt dich deß nicht allzusehr annehmen," sagte ihr Rudolf eines Abends, als schon der Herbst begann und zeitigere Dämmerung die Wiesennebel zeugte. „Mein liebes Ehgemahl ist einer Martha gleich und macht sich viel zu schaffen. Lukardis hat das bessere Theil erwählet wie Maria. Wann des Tages Geschäfte vorüber, so liest und lauscht sie höheren Gedanken

und nähret ihren Geist. Hör' auf mit dem alltäglichen Geklage über das Gesinde. Komm her! ich les' dir vor, was uns Abt Winemar geliehen und was ich hab' von Walther und von Wolfram. 's ist eitel Gold und Edelstein darunter und leicht verständlich für ein weiblich Herz."

So ward an stillen Abenden gelesen und gesprochen von all' dem Vielen, was zum Herrgott führt, auch von den reinen schönen Freuden dieser Erde. Und wann dann Rudolf auf sein Weib schaute, so fand er sie beflissen, viel zu nähen; kein Wörtlein, das Theilnahme bekundete, gab sie darein. Höchstens ein kurzer Laut ertönte, wann sie gefragt ward, ob's ihr wohlgefiele.

Schon wurden die Blätter an den Bäumen gelb; es fiel das Laub der Rudelsburg, die man dazumal Rudläubisburch*) genannt, weil man zum Bau der Burg das Laubholz hatte roden müssen. Der Herbstduft drang durch alle Fenster ein; die Singevögel zogen fort, die Blumen welkten und bleich ward der Himmel droben und drinnen in Rudolf's Brust. Auch hier schwand der Sang, und die Blumen, mit denen er sich sein Eheglück ausgeschmückt, neigten ihr Haupt; die Rosen zuerst. Es war ein schlimmer Tag für Rudolf, als er am Ufer der Saale saß, einsam und in sich gekehrt. Der Rausch des ersten Glückes, die fortwährende Beschäftigung und Wanderung zu den Nachbarn, manch Fragezeichen in seinem Innern — hatten ihn vergessen lassen, daß Hildegunde nur selten im Familienkreise war, bei Tische nie; darüber er sich Vorwürfe machte und zu Hertha sagte, daß Hildegunde sollt' gehalten werden gleich einer Schwester. Drob zürnte die Stolze, Rudolf zürnte wieder; doch ließ er nichts vom Grade seines Zornes merken; sich selbst bezwingen wollt' er und es gelang ihm Anfangs. Doch als auch das nichts half, daß er erzählte, wie Hildegunde sich dereinst für ihn geopfert

*) I. Die Ableitung von Rudolfsburg ist irrthümlich.

und hatte blutig schlagen lassen, da ballte Rudolf seine Faust und schlug sie zornig auf die Tafel, als er ausrief: „Ich bin dein Herr! und du hast zu gehorchen!"

Das war der Anfang seiner Ehe. Ihm dacht' er nach, als er am Strande saß und schrieb darnach ein viertes Pergamentstück voll an Walther.

Ein Bote seines Herrn, am Wappen seines Stabes kenntlich und am Falken, den er auf seiner Faust trug, beschied ihn auf die Wartburg. Es war inzwischen viel geschehen, was erst jetzt zu Rudolf drang. Papst Innocenz der dritte war gestorben und Hermann auch, des Landgrafen Ludwig Bruder. Da mußt' er schleunig auf zu Hofe, gab Schwertlein die Oberaufsicht und ritt mit Sigert nebst zwei Knappen nach der Wartburg.

Unterwegs beschäftigte ihn die doppelte Mär; der Hingang von Ludwig's Bruder weniger als der Tod des Papstes; war doch jener schon als Kind bleich und schwach und Sophia nicht voll Hoffnung gewesen, als sie dem wiederkehrenden Walther ihre Kinder zeigte. Des Papstes Tod dagegen gab viel zu denken. Rudolf hatte Walther's Urtheil über ihn gehört; das hieß ihn einen Wolf, statt einen Hirten der Schafe. Und von den welschen Priestern und seiner Herrschaft hatte Walther gesagt: ‚Das deutsche Silber fällt in welschen Schrein. Ihr Pfaffen esset Hühner und trinket Wein und laßt die dummen deutschen Laien fasten.'*)

An Innocenz Statt war Honorius der dritte getreten. Was war von dem zu erwarten? Wie würde er sich zu Friedrich und dem Reiche stellen? Wird der Landgraf in irgend einer Weise davon berührt werden?

Da gab es auf dem Ritt zur Wartburg viel zu bedenken, also, daß Rudolf sich oben befand, eh' er sich's versah.

Hier ward er von Sophia und Ludwig huldvoll auf-

*) XVII.

genommen, und mit Freuden stand er vor dem jungen Fürsten, denn der ernannte ihn zum Kriegsobersten und bat, auch ferner noch als Ministerial Geschäfte zu besorgen. Auch nahm der Landgraf nebst seiner Mutter Theil an seinem Hause und frug, ob es ihm wohlgefalle. Und als Sophia anhub Hertha's zu erwähnen, daß sie einen tadellosen Faden zu spinnen vermöchte, und lächelnd frug, ob sie als Hausfrau ihm auch das Leben traulich mache, da sagte Rudolf nur: „Sie ist sehr wirthschaftlich."

„Nur das?" frug drauf Sophia. „Hat sie nicht auch Genuß an Liedern guten Inhalts?"

„Ich denke, hohe Frau, das wird wohl auch noch werden!" Drauf sah Sophia ihn mit langem Blicke an, und als er den Palas verließ, reichte sie ihm ihre Hand zum Kusse und sagte leise: „Habt nur Geduld mit ihr." —

Den Rest des Jahres mußte Rudolf auf der Wartburg bleiben, und auch im neuen Jahr 1217 konnt' er nicht abkommen. So sehr es ihn nach Saaleck zog, hieß er es doch willkommen, daß er am Hofe weilen konnte um Elisabeth's willen. Eine arge Spaltung war entstanden. Den meisten Edlen, die beim Fürsten dienten, war Elisabeth's hingebende Frömmigkeit, Demuth und Milde ein Dorn im Auge. So weit war's schon gekommen, daß sie das zehnjährige Mägdlein offen verlachten und ihr kecklich sagten: sie sei gar kein Königskind, sondern eines Bauern Tochter.

Das betrübte Elisabeth sehr. So traf sie Rudolf einst am Thore der Kapelle, die sie soeben verlassen. Sie faltete die Hände und schaute empor und aus ihren dunklen Augen perlten die Thränen. Da ward es Rudolf weich um's Herz, als er den Jammer dieser Vielgeprüften sah. Er ließ sich vor ihr nieder auf die Kniee und sagte warm: „Hochedle Jungfrau! Eure Augen füllen Thränen; ich weiß es wohl, warum. Doch seid getrost! ich schirme Euch mit meinem Leben und Niemand soll es wagen, Euch nur ein Haar zu krümmen."

Drauf sagte leis' die Dulderin: „Ich dank' dir, Vargula, für's Anerbieten deiner Hülfe. Doch hab' ich einen mächtigen Verbündeten im Herren Christ, dem ich mein ganzes Leben weihen will. Ihm danke ich, daß er mich würdigt, Leiden zu ertragen; denn deren giebt es hier in Menge."

„Doch mögt' Ihr auch die Hülfe nicht verschmähen, die treu ergebne Freunde Euch entbieten. Seid Ihr in Noth, ich steh' für Euch bereit mit meinem Schwert."

„Nein nein! nicht Schwert noch Blut! — Hat sich der Heiland denn gewehrt, als er die blut'ge Dornenkrone trug und einen Backenstreich empfing? Sieh, Vargula! Er war gleich Gott und ich bin nur unwürdig, eine Sünderin. Ich preise Gott um jede Geißelung des Leibes und der Seele."

Kopfschüttelnd erhob sich Rudolf. Er fand nichts Gesundes drin; nur den unbänd'gen finstern Geist des Mönches Konrad. Und dennoch blickte er das königliche Kind an mit Staunen und Bewunderung und gelobte sich, festzuhalten an seinem Schwur und dreinzuhauen mit dem Schwert, zunächst dem Schwert des Geistes, wenn niedre Seelen es zu arg treiben sollten. Für jetzt wollt' er dem Fürsten noch nichts sagen.

Das Leben Ludwig's war weit stiller, als das des Vaters, doch drum nicht minder schön. Hochherzigkeit und Frömmigkeit war seine Zier, und doch strahlte sein Auge feurigen Muth, wenn das Gespräch auf Krieg kam und Turniere. Leutselig blieb sein Wesen. Wen er als brav und treu und fromm erkannt, den ließ er seine ganze Huld erfahren.

Viel mußte Rudolf ihm erzählen von den Schlachten bei Tennstedt, von den vielen Kämpfen gegen Otto und so manchem Strauß, den er für Landgraf Hermann ausgefochten. Und als ihm Rudolf Sigert's Bravheit pries, beschied er den zum Frühmahl zu sich nebst Rudolf. Hans Sigert war schon längst der feinen Sitten kundig, wie sie bei Hofe unerläßlich.

Deß freute sich der Landgraf, denn so konnte es möglich

sein, daß Hans einst weiter aufstieg. Manch andrer Ritter hätt's nicht gern gesehen, mit seinem Meisterknappen zu speisen an einem Tische, noch dazu beim Fürsten. Doch Rudolf war zu Sigert treuer Freund und dachte nicht des Unterschieds des Standes. Seit jenem Tage, als er mit ihm Hildegunde befreite, als er am Abend zu Sigert sagte: „Hans! wir bleiben unser Lebtag beisammen" — seit jener Zeit blieb seine Treue und Freundschaft in deutscher Beharrlichkeit.

In Vargula, das Rudolf oft besucht nebst dessen Gütern ringsumher, gab es nicht viel zu thun; doch auch bei Hofe nicht. Darum ihn denn gar sehr verlangte zurück nach Saaleck. Das Eine nur hielt ihn noch fest. Der Truchseß war gegen Elisabeth feindlich. Das wußte Rudolf; auch schien es ihm, als ob der Landgraf schwach sei und nicht scharf aufträte gegen ihre Widersacher. Dies bewog ihn, noch zu bleiben und zu beobachten, ob des Truchseß Partei noch weiter in der Feindschaft gehen wollte. Doch hatten Alle viel Respekt vor Rudolf, denn der war einer der mächtigsten Grafen im Thüringer Lande und Niemandem zu rathen, mit ihm anzubinden.

Die Ankunft eines Boten aus Saaleck gab Ausschlag über längeres Bleiben oder Scheiden. Der bracht' die frohe Kunde mit, es sei ein Knäblein ihm geboren. Da gab's nicht kleinen Jubel! — Er, der einzige des großen Geschlechts, hatt' einen Nachkommen erhalten. Das war sein stiller Wunsch. Da ward dem Bringer solcher Kunde ein reichlich Botenbrot zu Theil: Ein schön Gewand, Geld und Speis und guter Trank so viel er wollte.

Rudolf erhielt vom Fürsten Urlaub. Bevor er ihn und die Wartburg verließ, ging er zum Truchseß, begrüßte ihn nach höf'scher Sitte und setzte ihm in Ruhe auseinander: Es sei nicht recht, ein hilflos Mägdlein wie Elisabeth so übel zu behandeln. Er gehe jetzt; doch wenn er höre, daß er das Fürstenkind betrübet habe, so käme er, das Kind in Schutz zu nehmen.

Der Truchseß, der ihm schon Feind war, als Rudolf noch ein Edelknabe, wurde stark ergrimmt und schonte nicht mit Höhnen, also, daß Rudolf ihm mit scharfen Worten sagte: Wann er es wage oder seine Sippe, dem hohen Mägdelein auch nur ein Haar zu krümmen, so sollten Alle, die dies thäten, seines Arms Gewalt dicke fühlen.

Drauf zog der Truchseß wuthentbrannt sein Schwert.

Durch Rudolf's wucht'gen Hieb fiel es zu Boden. Als der es wieder aufhob, trat der Landgraf ein und frug dem Grunde nach des Streites. Als der ihm kund gegeben ward, verbot er den erhitzten Gegnern, je gegeneinander das Schwert zu ziehen. Rudolf bracht' sein Bedenken vor. Doch Ludwig gab ihm Trost, es solle Niemand Elisabeth betrüben. Dafür sei er da, seine Braut zu schirmen.

So zog denn Rudolf ab mit Sigert und den zween Knappen, doch nicht befriedigt. Daß solche Worte fallen durften, wie sie Elisabeth hatte hören müssen, ließ ihn ergrimmen. Zuvor bat er der Ritter einen, die auf der Wartburg dienten und freundlich waren zu Elisabeth, ihm treulich zu berichten, wie sie gehalten würde.

Der erste Tag des schnellen Heimritts war trüb und neblig, also, daß Rudolf bei Dietendorf sich nach dem rechten Weg erkund'gen mußte. Ein schlichter Mann war's, den er frug. Der führte ihn durch eine Schlucht nach einem Wald, der etwas höher lag als der betretene Wiesenplan. Als er an's Ende der Schlucht kam, sprengten zehn bewaffnete Mannen, geführt von einem Ritter, auf ihn zu. Schnell stellte sich Rudolf mit den Seinen zur Wehr. Zehn gegen vier! Da war ein heißer Kampf zu erwarten. Des Ritters Antlitz war entstellt durch ruß'ge Striche. Ohne jedes Wort hieb er auf Rudolf los. Doch war's nicht leicht, die Streiche so zu geben, daß sie saßen; Rudolf schlug jeden Schwertstreich ab. Zwei Knappen seines unkenntlichen Feindes drangen auf ihn ein. Blitzesschnell stieß Rudolf dem einen das Schwert in den Mund, daß er taumelte und

fiel; der andere erhielt einen Hieb auf die Rechte, die den Speer führte. Doch Rudolf's Roß ward niedergestochen; so mußte der Held stehend fechten. Wieder drang der Ritter vor; zu wucht'gem Streiche hob er das Schwert, ein Knappe den Speer. Schon streifte ihn dieser an der Hüfte und des Ritters Schwertstreich mußte ihn zu Tode treffen. Da sprang Sigert vor und schirmte seinen Herrn. Des Gegners scharfer Hieb ging durch den Schild und in den linken Arm, der diesen hielt. Doch Sigert achtete des Schmerzes nicht; er hieb mit seinem Schwerte auf des Ritters Brünne, daß hier zwei Eisenplatten sprangen und eine Blöße ward. Hier hinein drang mit Gewalt sein Schwert zwischen Herz und Magen des Gegners, daß der wankte und vom Rosse fiel, um nimmer wieder aufzustehen. Schnell schwang sich Rudolf auf des Ritters Roß und hieb mit Ungestüm auf die verbliebenen sechs feindlichen Knappen ein. Zwei Streiche und zwei Leichen. Die anderen vier Knappen flohen in die weite Ebene.

Eh Rudolf an die eigne Wunde dachte, schaute er sich nach Sigert um; der lag blutend und ermattet am Boden; einer der Vargula'schen Knappen war todt. Schnell wusch der starke Kämpe des Freundes Wunde aus, belegte sie mit einem Stück Linnen, das er von seinem Unterkleid gerissen, und verband sie sorgfältig, als wär's die eigne; erst jetzt gedacht' er derer und half sich, so gut er konnte.

„Du hast dich brav gehalten, Eisenhardt!“ sagte er zu seinem einzig übrig gebliebenen Knappen. „Ich werd' dir's wacker lohnen. Bist du verwundet?“

„Einen Stich in's linke Bein erhielt ich nur; doch ist's nicht schlimm, Herr! Die Hunde konnten alle nicht richtig fechten.“

Er half seinem Herrn, den feindlichen Knappen die Waffen abnehmen. Einer von ihnen zeigte noch Leben und verlangte zu beichten. Ein Priester war nicht zu erlangen. Da erbarmte sich Eisenhardt seiner und nahm ihm in Rudolf's Gegenwart die

kurze Beichte ab. Daraus erfuhren sie, daß der Truchseß einen Eilboten zu seinem Schwestersohn gesandt, daß der dem Vargula auflauere und ihn sicher niedermache. Drauf sei er mit seinem Herrn gegen ihn ausgezogen und habe gethan, wie's ihm geheißen worden war. Nun liege er im Sterben und verlange den letzten Trost der Kirche.

Auf solch Begehr rupfte Eisenhardt ein rundes Blatt von Wiesenkraut ab, bekreuzte es dreimal und schob es dem Sterbenden mit den Worten in den Mund: „Empfange den Leib des Herrn Christ, daß der dir gnädig sei und deine Sünden dir vergebe."

Nach kurzer Weile schied die Seele des Sterbenden.

Auch der todte Knappe Vargula's erhielt ein solches Blättchen in den offnen Mund und ward bekreuzigt und verscharrt.

Drauf wusch Rudolf dem todten Ritter die Rußflecken aus dem Gesicht und fand unter dem Eisenhelm ein struppig rothes Haar. Da erkannte er des Truchseß Schwestersohn, der mit ihm Page war an Hermann's Hofe.

Es ward dunkel; nur das Mondlicht schien matt durch den Wiesennebel. Sigert hatte sich wieder erholt; an der Feuchte des Grases löschte er seinen brennenden Fieberdurst und ließ sich durch Rudolf auf ein Pferd heben. Der aber schnallte des Ritters Leichnam auf das eigne Roß und ritt mit seiner Begleitung noch nach Erfurt in eine Herberge. Ein Bader kam, strich Balsam auf die Wunden Aller und verband sie.

Am andern Morgen sandte Rudolf den Leichnam zum Truchseß auf die Wartburg mit Schild und Waffen und einem Brief, darinnen stund:

„Du dachtest Böses wider mich. Gott hat es anders gewollt. Hier, nimm deiner Schwester Sohn; begrab' ihn ehrlich und mit ritterlichen Würden, denn er war brav und tapfer und starb nur, weil du ihm geheißen, mich zu verderben. Gott sei seiner Seele gnädig, Geh' in dich, Truchseß." — —

Der Ritt ging langsam, denn die Wunden schmerzten und heischten manche Rast. In Rudolf's Brust war heller Jubel, wann er des Söhnleins in Burg Saaleck dachte. Und doch verstrich so manche Stunde unterwegs, in der er still und sinnend vor sich blickte und Sigert nebst dem Knappen nicht wagte, ihn anzureden. Sie wunderten sich, daß ihr Herr begehrte, in Weimar längere Rast zu thun, obgleich die Stadt von Erfurt kaum drei Meilen war entfernt.

Am Dorfe Utzberg, zwischen beiden Städten, ist ein Hain und mancher Springquell fließt hindurch. Dort hielt er an und hieß dem Sigert vom Pferde steigen und ihm folgen in's Gebüsch. Der Knappe mußte draußen harren und der Rosse warten.

An einem Felsblock blieb er stehen, ergriff Sigert's Rechte und sagte, ihm fest in's Auge schauend: „Hans! — Sieh dir diesen Felsblock an und denk' an einen andern auf der Berglehne der Wartburg, wo wir Beide die Hildegunde einst befreiten aus der Räuber Hände."

Als Sigert den Namen Hildegunde hörte, ward er roth und schlug die Augen nieder. Rudolf fuhr fort: „Damals hatte ich dir gesagt: ‚Hans! wir bleiben immer beisammen!' — Damals auch erhielt ich einen schönen Becher von edlem Silber und du — nur einen neuen Rock. Da hab' ich mir im Stillen vorgenommen, daß du ein besseres Geschenk erhalten müßtest. Mehr als zehn Jahre sind seitdem verflossen und du hast mich nie verlassen; in aller Noth und Fahr bliebst du bei mir und hast gedient so treulich wie ein Freund, mir und dem Vater. Hast mich geschirmt mit deinem Leib und für mich eingesetzt dein Leben in so mancher heißen Schlacht. Und gestern war es, wo du den Hieb abfingst, der mich zu Tode hätte treffen müssen. Du blutetest für mich und machtest, daß ich mein herzgeliebtes Söhnlein nunmehr kann umarmen, mein Weib und meine Schwester. Und deine blut'ge Wunde hat bewirkt, daß das Bestehen des Ge-

schlechts der Vargula nicht nur an eines zarten Kindleins Leben hängt. Darum ich denn beschlossen hab', kraft meiner Ritterwürde dich des Knappenstandes zu entheben. Empfang von mir die Wetteburg zum Lehen, die dir und deinen Kindern bleiben soll, wenn sie dereinst ein Ehgemahl dir schenkt. Knie nieder! — Hier, im Angesichte Gottes des Allmächtigen, empfang' den Ritterschlag mit meinem eignen Schwerte. Sigert von Wetteburg! ich schnalle dir es um. — In Weimar soll der Abt die Waffen segnen."

Als Sigert so das Ritterschwert erhalten, blieb er noch knieend vor dem Herrn und vor dem Allmächtigen; ein stilles Dankgebet sandt' er zu ihm. Doch als er aufstand, fand er keine Worte; nur mühsam sprach er zum Händedrucke: „Herr! ich dank' Euch."

Darauf ging Rudolf mit dem neuen Ritter aus dem Haine fort zum harrenden Knappen. Dem rief er munter zu: „Eisenhardt, du getreuer Knecht, bist von Stund' an Meisterknappe. Auf Saaleck erhältst du gute Wehr und neuen Rock und Geld und sollst auf dein Gedeih'n mit den Gefährten ein Fäßchen Wein ausleeren".

Wie das der Knappe hörte, sprang er ab vom Pferd. Vor seinem Herren beugte er ein Knie und rief mit lauter Stimme durcheinander: „Ach Herr! wie hab' ich das verdient! hab' ja dereinst in Lengefeld den Becher Euch entzogen und war unartig gegen Euch und hatte sonder Schämen ein Schwert auf Euch gezückt und 's war zum Maienfest und war es dazumal so schön und hab die Gret' geschwenkt und hinterher zu ihr sagt, was große Heldenthat das wär' gewesen, und die Gret' hatt' mir gesagt, ich wär' ein Tölpel, und das hatt' mich gewurmt, denn ich wollt' doch ein stattlicher Knappe werden und Ihr habt mich Tölpel aufgenommen mit großer Huld, also, daß ich jetzt mit Schämen befangen vor Euch kniee, und wie wird nun die Gret'

mich anschau'n und gern haben, wenn ich schmuck komme als Meisterknappe nach Lengefeld und wird mir's Mancher neiden —"

„'s ist gut, Eisenhardt! — Laßt uns jetzt aufbrechen und nicht allzulange warten mit dem Waffensegen. Ich kenn' den Abt genau, der wird es gerne thun." —

Am Abend nach dem zweiten Tage stand Rudolf in der Kemenate bei seinem Weibe und Lukardis. Die war besorgt um's Kindlein, denn der erfreute Vater drückte es an's Herz mit großer Kraft und dachte nicht daran, was großer Unterschied sei zwischen der starken Brust eines Freundes und den zarten Rippchen eines Säuglings.

O heller Freudentag! ein herzig Kindlein, ein Sohn! Welch herrliches Geschenk durch Gottes Gnade.

Vergessen war Alles, was die Zukunft düster färben wollte. Ein Kind, ein rosig Kindlein machte rosig auch sein Leben. Er umschlang sein Weib und küßte seine Schwester und verkündete mit Vaterlust und edlem Stolz der Vargula: „Das Knäblein soll in der heil'gen Taufe den Namen empfangen: Rudolf, der Zweite."

Am nächsten Tage erst fand sich Gelegenheit, um Anderes sich zu bekümmern. Mit innigem Behagen blickte Rudolf auf Lukardis. Die war inzwischen nach so langer Zeit hochaufgewachsen zur anmuthsvollen Jungfrau, wenngleich sie nicht viel mehr denn fünfzehn Jahre zählte. In ihrem schönen Antlitz lag Geist und Hoheit, und hie und da ein kleiner Schelm. Doch andere Züge auch verkündeten, daß sie nicht Schelm nur sei; denn als Rudolf ihr den schmucken, neuen Ritter Sigert von Wetteburg vorstellte, verbeugte sie sich erröthend und nannte Sigert ‚Ihr'. Und als sie nach drei Wochen im dichten Gebüsch hinterm südlichen Thurme verborgen stand und dort Zeuge ward, wie Ritter Sigert Hildegunde innig bat, sein Ehgemahl zu werden, da flossen ihr bisher noch fremde Thränen aus den Augen und

durch die junge Brust zog stilles Weh, wie sie's bisher noch nie gekannt.

Und sie errieth, warum der Ritter Sigert traurig dreinsah, als er im nächsten Jahre Abschied nahm von Saaleck, um seine Wetteburg am schönen Thal der Wethau zu beziehen. Erfaßte auch den Zug der Wehmuth in Hildegunde's Angesicht, als wiederum ein Brief von Walther kam, darinnen stand, es sei in seinem Leben ihm so einsam, daß er zum Wanderstabe wieder hätt' gegriffen, um im Geräusch des Wiener Hofes stilles Wehe zu betäuben.

Elftes Kapitel.

Am Hofe Thüringens war kein beneidenswerthes Leben, als man das Jahr 1218 schrieb. So schwer wie Blei lag auf Elisabeth's Gemüth der Stein der Sorge, daß fast der ganze Hof ihr feindlich ward, weil sie in Demuth hielt zum Herrn der Herren. Je mehr man ihr es merken ließ, je größer ward ihr Bangen; denn Konrad hatte ihr gesagt, daß die Feindschaft der schnöden Welt ihr von Gott gesandt sei, weil sie der Sünden viele noch in sich berge. Drum solle sie sich ganz dem Herrn ergeben und Buße thun und seufzen alle Tage, damit sie immer mehr Gott wohlgefällig werde.

Der Truchseß, als er im Jahr zuvor die Leiche des Schwesternsohns und Rudolf's Brief erhalten hatte, war anfänglich bestürzt gewesen, daß Landgraf Ludwig den Streich erfahren könnte, der gegen Rudolf's Leben von ihm angestiftet war. Wohl ward er erschüttert durch seines Gegners großen Edelmuth; der hätte ja den Leichnam können roh verscharren lassen; hätt' auch bei Ludwig

können Beschwerde führen und darauf dringen, daß ein Ausgleich stattfinden sollt auf Leben und Tod. Doch statt den letzten hohen Worten Rudolf's dauernd Raum zu geben: ‚Geh in dich, Truchseß‘ — ließ er der rohen Rachsucht die Zügel schießen. Der Todte hatte sollen seine Güter erben und seinen Namen und Stand fortpflanzen in der Geschichte der Edlen; nun war's damit vorbei. Der Truchseß konnte dem Schenken nicht an den Kragen. Drum trug er — schon um Rudolf zu ärgern — mit dazu bei, dessen Schützling Elisabeth so viel als möglich zu verhetzen. Dies that er so gewandt, daß Heinrich, des Landgrafen Bruder, mit in sein Horn stieß, und selbst Sophia sich unwillig von der Vereinsamten abwendete. Doch ließ sich's nicht geheim halten; jeder Stallknecht auf der Wartburg wußte darum.

Der Ritter, der zu Rudolf hielt, konnte allein nicht dagegen aufkommen. Er ließ gelegentlich durch einen Schreiber in Eisenach einen Brief aufsetzen, darinnen weiter nichts stand als: „Kommt Herr! und schützt das hohe Kind. Man will es gar verstoßen.“

Da machte sich Rudolf auf und ritt zur Wartburg. Dort hörte er von dem Gefreundeten üble Botschaft, wie daß die Einen riethen, man solle Elisabeth wieder heimschicken zu ihrem Vater gen Ungarn, und die Anderen: Sie tauge nicht zu einer Fürstin, auch wäre ihre Mitgift klein gewesen. Und Sophia hatte ihr Herz von der armen Verlassenen ganz abgewandt und gerathen, Elisabeth in ein Kloster zu stecken.

Als Rudolf hiervon gehört und daß sie gar so geschmähet ward, da gingen dem starken Manne die Augen über vor Grimm und Wehmuth. Es war ihm unbegreiflich, daß unter des Landgrafen Augen das geschehen durfte. Noch selben Tages stand er vor Ludwig. Dem sagte er Alles, was er vernommen von der Schmach, die man dem hohen Kinde angethan so manches Jahr. Und als er damit zu Ende, frug er den Landgrafen bestimmt und mit Nachdruck: Ob er Elisabeth heimsenden wolle, oder ehelichen.

Betroffen stand der Landgraf vor Rudolf da; solcher Sprache, so gerad' heraus und kurz, war er nicht gewöhnt. Doch gleich darauf versetzte er: „Du sprichst gar kühnlich, Vargula, und scharf! Doch sei getrost! —*) Wär' dieser große Berg, der vor uns lieget eitel Gold, den wollt' ich eher begeben, denn Elisabethin. Sie kehre sich an Niemandes Worte.“*)

Drauf ging er mit verschränkten Armen hin und her. Nach einer Weile erst blieb er vor Rudolf stehn und sagte: „Vargula! du bist mir mehr als Schenk und Oberster im Krieg. Du bist ein Freund deines Landesherrn, bist Freund der Unterdrückten und nimmst dich ihrer an. Gott lohn' es dir! wie du's verdienst, kann i ch dir's nimmer lohnen.“

So schieden sie als Freunde von einander. Nicht von der Wartburg sollt' geschieden sein; denn Rudolf mußt' dem Feste beiwohnen, das gegeben wurde binnen wenig Wochen, an welchem Ludwig zum Ritter sollt' geschlagen werden.

Derweil sandt' Rudolf zween Boten schnell nach Saaleck und hieß sein Ehgemahl das Söhnlein mitbringen und Lukardis, denn nach dem Ritterschlag würd' ein Turnier stattfinden, dergleichen beide Frau'n noch nicht gesehen. Auch Hildegunde sollt' dabei sein und Schwertlein mit zwölf Knappen sie geleiten. Burg Saaleck empfahl er der Hut Herrn Hugo's von der Rudelsburg. Auch Sigert von Wetteburg ward eingeladen, die Lanze im Turnier zu führen.

Als die Geladenen erschienen waren, empfing sie Rudolf wie in frühern Zeiten. Sein Söhnlein hob er aus dem Wagen voller Vaterlust, gab's Hildegunden und half Hertha und Lukardis beim Verlassen des Wagens. Noch selben Tages durfte er die Seinen alle dem Landgrafen und Sophia vorstellen. Die zeigten große Huld zu ihnen, vornehmlich dem kleinen Rudolf; der konnt' schon lustig plaudern und munter laufen ganz allein

---

*) II.

und wanderte von Arm zu Arm der fürstlichen Familie und etlicher Edlen des Hofes. Sophia herzte ihn und sagte: „Du kleines Edelsteinchen". Der Landgraf hob ihn in die Höh' und freute sich des Zappelns von dem Kleinen und rief ihm zu: „Bleib nur ein Vargula." Und als zuletzt, ganz zuletzt, die Reihe an Elisabeth kam, da kauerte die nieder und fing mit offnen Armen den kleinen Blondgelockten auf, der stracks auf sie zugerannt kam frohlockend und jubelnd, als hätt's ihm Jemand eingegeben. Elisabeth aber legte die Hände segnend auf sein Haupt und sagte leise: „Du liebes Kind! der Herre Christ geleite dich und führe dich, daß du dereinst sein eigen werdest." Drauf legte sie ihre Wange an die seine und weinte still. Und das Kind wußte nicht, wie ihm geschah; es legte seine Aermchen um das Fürstenkind und rief in jammerndem Tone: „Vater, komm! hilf der armen guten Frau; sie weint und hat sich weh gethan!"

Da nahm Rudolf seinen Knaben und Ludwig hob Elisabeth empor, umschlang sie fest und sagte zur Menge der Höflinge: „Warum hat man nächst meiner hohen Mutter und mir das Kind nicht Elisabeth dargereicht und nur zuletzt? Ich sag's Euch allen: Wer meine hohe Braut nicht hält in fürstlichen Ehren, wie's ihr zukommt, der soll meinen vollen Zorn fühlen und daran gedenken! sei es, wer es sei!"

Die letzten Blicke des zürnenden Fürsten hafteten auf seinem Bruder Heinrich und dem Truchseß.

Als er so dastand, der schöne Landgraf so tugendlich und jugendlich, mit heil'gem Zorn im Herzen, da senkten die mit bösem Gewissen die Augen. Die aber rein sich fühlten, schaueten auf ihn mit freudig funkelndem Blick und Rudolf konnt' sich nicht enthalten, zu Ludwig zu sagen: „Herr Fürste! — wollet den Dank annehmen von Eurem Diener für dieses Wort. Bei Gott! es hat mir wohlgethan."

Drauf faßte er Elisabeth's Hand und wollte huldigend sie küssen, doch wehrte sie in Demuth und sagte, unter Thränen

lächelnd und zu ihm aufblickend: „O Vargula! dein Wort war wie Musik in meine Seele; schöner noch, als einst das Geigenspiel der Rofferin“. — —

Als der Festestag sich nahte, ward's wieder lebhaft auf der Wartburg wie zu Hermann's Zeiten. Die Edlen des Landes kamen, auch Bischof Engehardt von Naumburg sowie Abt Winemar von Porta; der mußt' bei Rudolf bleiben; er ließ es nicht anders zu. Da gab's manch lebhaft Gespräch um des deutschen Reiches willen, denn Otto war in Harzburg gestorben, arm und vereinsamt, und endlich dauernder Friede zu erwarten.

Zu Anfange des Julius, am St. Kilianstage, zog Ludwig mit Gefolge in die Pfarrkirche St. Georgen zu Eisenach, der Stadt. Hier segnete ihn der Bischof ein und gürtete ihm sein Schwert um. Und dieweil der Bischof unter der Messe sang, schlugen des Fürsten Grafen und Edle ihn zum Ritter. Drauf folgten Tage voller Festlichkeiten, darunter groß Turnier bei Eisenach, bei welchem Rudolf vieler Ehren voll ward.

Bald darnach reiste er zurück nach Saaleck, in stillem Hoffen, das ihm auch erfüllet ward, denn selben Jahres noch sandt' ihm der Herr ein Töchterlein. Es ward von allen Seiten froh begrüßt, auch von dem kleinen Rudolf. Der strich mit seinen Händchen täppisch das Gesicht der Kleinen; 's sollt zärtlich sein. Doch weil nach der Knaben Art von jung auf das Zärtlichsein gar leicht in Derbheit übergeht, so fürchtete Lukardis für die Augen des kleinen Geschöpfchens und lehrte, wie man Mägdlein sollt' gar sanft anfassen. Vor den Liebkosungen des Bruders war ihr ob des Kindchens nicht mehr bang; der wußte schon, wie man dergleichen halten mußt'.

Bald fand auch die Berathung ob des Namens statt. Rudolf hätt' gern gehabt, daß sein Töchterchen Lukardis heiße; der Name war von je beliebt bei Denen von Vargula. Auch wollt' es ihm bedünken, als hätt' er die Schwester fast lieber noch als ein rauh Gemahl. Als Hausherr hatte er den Namen zu be-

stimmen. Doch Hertha, stolz auf ihr Geschlecht von Wallingen, drang auf den Namen Roswitha, weil der in ihrem Hause üblich sei. Hätt' sie es doch gethan mit freundlicher Bitte; die macht des Mannes Herz so weich wie Wachs und lenkt es sanft zu Gunsten des Gemahls. Doch Hertha's Worte waren kalt und hart und vorwurfsvoll, als gälte es, daß Rudolf sie verstoßen wolle. 's kam wiederum zum Streit, sodaß sich Rudolf still zurückezog in sein Gemach. Noch zürnend wollt' er seinen Groll verscheuchen durch die Lieder Walther's. Drin fand er auch die Stelle:*)

Was ich immer hab' gesehn an Herzensfreud',
Herzeleid war stets dabei.

und weiter, auf dem andern Pergament:

Ob es nur mag mit allen Leuten also sein:
Nach einem guten kommt mir ein so böser Tag,
Daß ich mich gar nicht freuen kann,
Als nur in Wünschen, wie ich gern
Von Kindesbeinen an gethan.

Doch als er Walther's hohes Lied vom Selbstbezwingen las, als aus ‚der Minne Recht' der Strophe er gewahrte:

Trauern, wieder fröhlich sein,
Sanftes Zürnen, inniges Versöhnen —
Das ist Minnerecht und Herzensliebe rein —

da dauerte das inn're Ringen nur kurze Zeit. Er ging zu seinem Ehgemahl und sagte: „Dir zu Lieb' soll's Mägdlein Roswitha heißen."

Und jene sagte kurz und ohne Dank: „So mag es dabei bleiben." —

Da fing's in Rudolf wieder an, sich aufzubäumen. Ein kleiner winziger Gedankenkeim entstand in ihm, der lautete: Das Weib beginnt, mir meine Neigung stückweis zu ertödten.

---

*) XVII.

Nicht immer können wir auf eigne Rechnung schreiben, was uns gelingt im Selbstbezwingen. Ereignisse, von außen her eindringend, beschäft'gen uns gar oft und sonder Rast, so daß inzwischen auch der Grund verbleicht, den wir zu haben meinen, um zu zürnen.

Wie einst im Jahr 1207 ein heft'ger Sturm die Wartburg zu erschüttern drohte und die düstern Wolken dahinjagten mit Blitzeseile, so schwanden auch die nächsten Jahre schnell und unter Sturm.

Im Jahr 1219 entstand ein Streit zwischen dem Stifte Mainz und Ludwig um eines kleinen Fleckchens Erde willen, so in des thüringischen Fürsten Hessenlande lag. Das Recht war auf des Fürsten Seite. Der Erzbischof von Mainz, voll Uebermuthes und Begehrs, wollt' es durchaus für sich behalten. Er sammelte ein Heer und bedrohte Hessen.

Wiederum mußte Thüringen sich rüsten; wiederum zog Rudolf aus mit seinem Freunde Günther von Schwarzburg, mit dem von Ziegenhain, von Käfernburg und vielen andern Grafen noch des Landes, ingrimmig, daß um eines Zahnstochers willen sollt' Menschenblut vergossen werden.

Ein Jeder sammelte seine Schaaren. Sigert mit seinem Fähnlein Knechten hielt sich zu Rudolf. Gern hätt' ihn dieser die noch verbleibenden Tage in Burg Saaleck aufgenommen. Doch Sigert bat, er möchte ihn in Dornburg weilen lassen. Es mocht' ihm hart ankommen, die zu sehen, die er nie mehr vergessen konnte. Darum er denn zeitlebens unbeweibt blieb.

Als nun der Erzbischof von Mainz erfuhr, daß Ludwig einziehn wollt' in's Hessenland mit seinen tapfern Thüringern, gedachte er des Feindes Macht zu schwächen und ließ aussprengen, Hermann, des Landgrafen Ludwig's Vater, sei im Bann gestorben, drum hafte auch der Bann annoch auf Ludwig. Das bracht' ihm wohl noch manchen Helfer ein, so daß sein Heer weit

größer ward als Ludwig's. Darob ergrimmte dieser sehr und jeder seiner Großen.

Rudolf zog mit Ruhe aus zu langem Marsche und zum Kampfe. Er wußt' die Seinen wohlgeborgen unter der Hut Hugo's von der Rudelsburg. Auch hatte Der von Steudnitz sich erboten, von Zeit zu Zeit zu streifen um Burg Saaleck; mocht's wohl auch gerne thun; denn wann er einen Gruß gesandt zum Erkerfenster, allwo Lukardis saß und Hildegunde, und Beide ihm den Gruß zurückegaben, ward er vergnügt und pfiff ein muntres Lied. So ritt und grüßt' und pfiff er jede Woche mehr als zween Male. Mitunter ward er ärgerlich, daß so umsonst er ritt, daß nichts Anlaß gab, Kraft und Willen zu zeigen zum Schutz der Frauen. Einmal nur bot sich ihm Gelegenheit dazu. Es war schon Dämmerung, als er auf zur Mauer schritt und hier, am Südende, auf zwei Kerle stieß, die dort die Mauer überklettern wollten. Da jauchzte Der von Steudnitz fast vor Freude. Er faßte jene Kerle an den Haaren und riß mit seinen kräft'gen Fäusten die Köpfe hin und her, also, daß Beide ihre Sinne verloren und Steudnitz Zeit fand, seiner Knappen einen zu rufen und die Räuber zu fesseln. Er warf sie in's Verließ von seiner Burg. Den Frauen aber sagt' er nichts davon, die sollten stille und geruhig leben. Nur Hugo wußt' darum.

Im Hessenlande kam es bald zum Krieg.*) Beim ersten Treffen schon gab's für die Mainzer blut'ge Hiebe. Die hielten aber Stand und sammelten sich von Neuem. Doch der kleinen Einzelkämpfe satt, sandte Rudolf's kluge Umsicht Truppen unter Sigert's Leitung dem Feinde auf andrer Seite entgegen. Der hielt dafür, daß die ganze thüringische Macht entgegenzöge und ging drauf los in eines Thales weitem Kessel. So wollt' es Rudolf haben. Als sich die kleinre Schaar zurückzog vor den Mainzern,

*) I. II. VI.

fiel er mit seiner ganzen Macht dem Feinde in den Rücken und schlug den ganzen Tag so heftig drein, daß er des Bischofs Helfer ganz verderbte und Schwarzburg fast mürrisch ward, daß Rudolf ihm und Ludwig nichts übrig gelassen zu thun. Doch Rudolf drückte seinem Freund die Hand und sagte: „Günther! zürn' mir nicht. Ich mußt' den Augenblick erfassen und dreinschlagen, als ich sah, daß der Feind in die Falle gegangen, die ich ihm gestellt. Noch ist gar viel zu thun! Nimm du die Scharfensteiner dran; ich will den schwächren Merinberg berennen."

„Nein," erwiederte Schwarzburg, Rudolf's Schildgefährte, „dir gebührt der ganze Ruhm. Im Dreinhau'n sind wir gleich, doch du bist klug zugleich und hast mehr Umsicht. Laß mir den Merinberg."

Da drückte Rudolf seinem Freunde Günther derb die Hand und sagte: „O Günther, liebster Freund! du bist der einz'ge Mensch, der ohne Neid des Andern Siege sieht. Laß es bei meinem Vorschlag! nimm du der Ernte Hälfte und mach' dich an die Scharfensteiner."

„Dank dir, Vargula!" rief Günther und ordnete voll Kampfbegier die Krieger. Drauf wandt' er sich zurück zu Ludwig und Vargula, mit ihnen einen neuen Kriegsplan zu berathen.

„Die Mainzer sind auf's Haupt geschlagen," sagte Rudolf. „Wir müssen die Scharfensteiner von den Schaaren Merinberg's trennen. Drum schlag' ich vor, wir schicken in die Mitte des Feindes fünfzig Ritter mit schwerer Rüstung. Ich wend' mich links und Schwarzburg umgeht den Feind zur Rechten und stellt ihn dort. Und wenn die Salpynx aller Orten schallt, gehn wir zu gleicher Zeit zum Angriff über."

„So ist's recht!" sprach Ludwig. „Doch die Schaar der Ritter, bestimmt zum Spalten, führe ich an."

„Herr!" rief Schwarzburg lebhaft aus, „Ihr habt genug

gethan in Tapferkeit und Kühnheit. Ruht aus und überlaßt uns Beiden alles Weit're. Ihr seid das Haupt! das soll sich nicht im blut'gen Einzelkampf gefährden."

„Ruht aus, Herr Fürst!" bat nun auch Rudolf. „Bedenkt, Ihr müßt dem Land erhalten bleiben! und müßt ihm Kinder zeugen, so rein wie jung Elisabeth, so edel und so tapfer wie Ihr, auf daß Euer Geschlecht in beider Tugenden sich mehre und herrsche und regiere; Ihr seid es schuldig unserm Thüringen."

Da dachte Ludwig an Elisabeth und wie er nöthig sei zu ihrem Schutze. Drum sagte er nach kurzem Sinnen: „Ich dank' Euch, Grafen, für die Gesinnung! wenngleich mir's schwer fällt, ruhig hier zu stehen. Nun, so sei's! zieht aus mit Gott, der unser Recht schützt."

Schnell ging es nun an's Ordnen und Befehlen. Günther von Schwarzburg zog scheinbar sich zurück, um hinter einem Berg sich wieder umzuwenden auf die starken Scharfensteiner zu. Rudolf rief Sigert zu sich und sagte: „Du bist ein Ritter wohl, doch noch kein freier. Führ' du die Schaar der Ritter an und reite in die Mitte des feindlichen Heeres, dort, wo das Zelt steht an der einzelnen knorrigen Eiche. Schick' erst die leichten Bogenschützen vor; wann die den ersten Hagel Pfeile abgeschossen, laß sie nach links sich schnell bewegen, daß sie zu mir stoßen. Dann stürm' drauf los und schlag' nach links und rechts und schone Niemandes. So wahr ich hier steh, Freund! das wird ein Tag des Ruhms für dich. Ich schlag dich unsrem Fürsten vor als freien Ritter, auf daß du und deine Nachkommen als Edle Thüringens gelten."

Da antwortete Sigert von Wetteburg: „Ich dank' Euch, edler Graf von 'Vargula! ich werd's vollführen!"

Doch innen ward's ihm wehmuthsvoll. Kein ander Weib als Hildegunde mocht' er haben, und die — versagte ihm ihr Herz und ihre Hand. Was sollte ihm die hohe Ehre nützen, wann er sie nicht theilen konnt' mit Weib und Kind. So reinen

Sinn's ist wohl selten Einer in den Kampf geritten, als Sigert; er that's aus ungetrübter Lieb und Treu für seinen Lehnsherrn Vargula.

Der Waffentanz begann. Der leichten Bogenschützen Pfeile lichteten die Reihen in der Mitte, und als die Schützen sich nach links gewandt, sprengte Sigert kühn hinein in des Feindes Schaar und ließ die Salpynx hell ertönen. Zur Rechten fiel Schwarzburg ein und griff die starken Scharfensteiner an. Rudolf zur Linken machte sich an den von Merinberg. Da begann von drei Seiten ein blut'ges Speerestechen; die Schwerter schlugen auf die Schilde, daß die platzten; die stachligen Keulen und die Helmbarten sausten auf die Feinde nieder und manch ein Pfeil flog in die Brust von Freund und Feind.

Voll Ungestüm drang Rudolf vor und rannte nieder, was sich ihm zeigte. Schon neigte sich der Sieg auf seine Seite. Da hörte er hinter sich ein Gebrüll von wohlbekannter Stimme. Er schaute sich um und sah seinen Meisterknappen umringt von drei Feindlichen. Die hieben auf ihn ein, also, daß Rudolf schnell zurückritt und mit den Worten: „Laßt mir meinen Schwertlein in Ruh!" mit wucht'gen Schlägen einhieb auf die Drei. Die zuckten noch und bissen dann in's Gras. Schnell ließ Rudolf den Verwundeten von zween seiner Knappen aus dem Gewühle tragen und ihn verbinden.

Die Knechte Merinberg's hatten den Stillstand benutzt und drangen wieder vor. Da stellte Rudolf seine Leute fest zusammen und fing von Neuem an zu ringen. Und seine Knappen schrien mit starker Stimme: „Hie Vargula und Ludwig!" und drangen vor. Was das Schwert verfehlte, stachen ihre Lanzen nieder. Nicht achtete Rudolf des Verlusts des Helmes, nicht auf die brennende Wunde auf der linken Wange. Schritt für Schritt und Schlag auf Schlag ging's vorwärts, daß die Erde erdröhnte und der Boden Ströme Blutes aufsaugen mußte.

Der von Merinberg selbst, schwer verwundet, ward ge-

fangen.*) Was von seinen Schaaren nicht todt oder verwundet niederlag, entfloh in Eile. Das half zu nichts; denn Sigert hatte sich durchgeschlagen und die Fliehenden ereilt zu sichrem Tode.

Gar heiß auch ging es auf der rechten Seite zu. Doch Günther ließ nicht nach und rannte mit seinen Thüringern und Hessen den Feind so wuchtig an, daß der auf's Haupt geschlagen ward. Die von Scharfenstein waren in den Grund verderbet, ihre nächsten Schlösser niedergebrannt worden.

Und als von allen Seiten her die langgezogenen Töne des Stierhorns und der Salpynx nach der Weise Thüringens erschallten, da ergab sich, daß der Sieg ein glänzender und voller war.

Doch mitten im Siegesjubel ritt Rudolf umher und suchte nach Schwertlein. Den fand er in der Hut Eisenhardt's, der ihm die klaffenden Wunden auswusch und kühlend von Neuem verband. Da neigte sich Vargula über ihn und sagte: „Schwertlein, du Getreuer! du darfst mir nicht sterben. Ich will dich tragen lassen auf einer Sänfte bis nach Saaleck. Dort soll dir's wohlergehn."

Und Schwertlein bändigte der Schmerzen Ausdruck zu einem grinsenden Lächeln, legte die eine Hand auf's Herz und sagte mit einem Blicke echter deutscher Treue: „Herr! ich wär' gern für Euch dahingefahren." — —

Die Truppen lagerten noch eine volle Woche in der Gegend der Wahlstatt.

Nach solch' scharfem Denkzettel schickte der gezüchtigte Erzbischof von Mainz einen Friedensbrief an Ludwig und bat um eine Zusammenkunft in Fulda. Dort ward ein gütlicher Vergleich geschlossen und der Erzbischof mußte den Bann auf Hermann und Ludwig widerrufen.

Als Schwertlein dies in Saaleck erfuhr, rieb er sich unter

---

*) II.

dem bekannten Schmunzeln vergnügt die Hände und sagte zu Rudolf: „Herr! nun der verflu— ä! hochwürdige Pfaff sich ducken muß, werd' ich in Kürze gesund.“ — —

Sigert ward wohl ein freier Ritter, doch kein froher. Auf seiner Wetteburg blieb er still und ernst, und nur, wenn es zu neuer Fehde ausging, kam Leben in ihn.

In selbem Jahre noch erhielt Rudolf ein Pflaster auf die Wangennarbe. Ein zweites Söhnlein ward ihm geboren; das nannte er Heinrich.

Ruhe nach vieler harter Arbeit ist großer Genuß. Rudolf hatte es gern, nach Sonnenuntergang am traulichen Kamine mit den Seinen zu sitzen und zu plaudern vom Weltenlauf, von guten Liedern und treuer Freundschaft. Lukardis trug den kleinen Rudolf auf dem Schooß und sprach mit Hildegunde gern darein, wann sinnige Gedanken verlauteten. Auch sang Lukardis zum Psalterium, so lang des Bruders wunde Hand noch nicht geheilt war. Da stellte Rudolf seinen Aeltesten auf seinen Fuß und wiegte den mitsammt dem Kinde auf und nieder nach dem Takt der Melodei. Da gab's gar große Vaterfreude.

Wenn eine Mutter ihrer Kinder eines zärtlich wiegt und küßt, das ist ein schöner Anblick. Doch schöner dünkt mir's, wenn ein starker großer bärt'ger Mann, im wilden Leben innerlich gereift, sein Kindlein aufnimmt und es herzt mit inn'ger Vaterfreude. Und wann der kleine Bube gar noch plaudert, wie's einst der Vater that, als er noch klein war; wann der kleine Rudolf dem großen kindlich in die Augen schaut und sagt: „Vater! ich will auch einmal ein Ritter werden und zum Salterjum singen, so wie du“ — da schauet nur hinein in's Vaterauge! wie das leuchtet voll inn'ger Freude, voll gerechten Stolzes und voll Demuth vor Gott; denn dieses Vaterherz gedenkt zugleich der Zukunft und eilt voraus und empfiehlt das Schicksal seines Kindleins Gottes Schutze. — O süße Lust! o schöne Erdenfreude! Nichts ist so rein und schön, als wenn der Vater aufgeht in dem

Kinde und in dem Kinde Alles gern vergißt, was ihm das Leben bracht' an Bitterkeit.

Da sagte Hertha: „das ist nur thöricht Zeug mit dem Psalterium. Was nützt's dem Buben. Mag nur zu Rathe halten, was er einst erwirbt und guter Wirth sein, und fleißig gehn zur Messe."

Drauf gingen Alle still zur Ruh und Rudolf in seine abgelegne Kammer. Dort lief er hin und her voll innren Grimmes ob solcher Rohheit im Gemüth des Weibes und wollte heut noch zu ihr hingehn und ihr's sagen. Doch als er zürnend schritt zur Kammer Hertha's, da fielen ihm der Fürstin Worte ein: „Hab nur Geduld mit ihr." — Geduld, Geduld! — wie oft ward sie gebraucht und 's ward nicht besser. Und als er an der Kammerthüre stand, da war's, als stünde Walther neben ihm und flüsterte ihm zu: „Bezwing' dich selbst! — laß nur die Liebe walten."

Da faßte er voll Lieb in Christo ihre Hand und sagte seinem Ehgemahl, sie solle liebreich sein und nicht allein nur immer an das Ird'sche denken und nicht schelten den Vater in Gegenwart des Kindes. Was müsse das von seinen Eltern denken? Schon früh soll's Herz des Kindleins auf ein höhres Gut gewiesen werden, soll auch, wann's reifer ist, zur Kirche gehen; doch nicht nur dort soll's Gottesdienst verrichten; der Dienst, den wir dem Gott der ew'gen Liebe weihen, soll noch viel mehr im Hause selbst geschehen und im Kämmerlein.

Er sprach's mit güt'gem Ton und güt'gem Geiste.

Doch als ihm Hertha hart entgegenhielt, daß er ihr ewig Vorwürfe nur mache, wo sie sich plage um der Wirthschaft Ordnung, auf daß das ganze Haus und Ingesinde wohl verpflegt sei und jeder Pfennig werd' erspart der Kinder wegen; als sie ihm herbe vorwarf, daß ihm dieses Alles gleichgiltig sei und er um nichts sich kümmre — da wallte Rudolf's Blut. Die Faust schlug er voll Ingrimm auf den Tisch und rief: „Du bist kein gutes Weib! ein Stein liegt da, wo Andre warme Herzen

haben. Reiz' mich nicht mehr zum Zorn; es könnte dich und mich gereuen, wenn er jäh wird!" —

Da knallte laut die Thüre. Da wurd auch laut manch Schmähwort in der Kammer Rudolf's. Was war die blut'ge Schlacht dagegen, wo sich es um des Feind's Bezwingen handelte. Dort schwang der kräft'ge Arm das Schwert und schlug den Feind zu Tode. Und hier, nur ein Gedanke war der Feind, der Zorn, vor dem sein zweiter Vater Walther so dringlich und so warm dereinst gewarnt. Wie oft ward er bezwungen und das eigne Ich. Wie oft ward da gesiegt. Und nun, wo jede Woche bringet neuen Reiz zum Zorne, wo's in mir kocht und teuflisch räth, ihn zu befriedigen — ‚Herr Gott! wie soll ich da mich bessern!' —

Das war nicht eine gute Nacht. — — —

Eh das Jahr verging, war Schwertlein heil geworden, und als man drüber staunend ihn befrug, sagte er verständig: „Ja, ja! das kommt davon, wenn man was auf sich hält und wacker ißt und trinkt."

Auch Rudolf's Wangenwunde war vernarbt; was sonst noch wund war, blutete zwar nicht, doch war's, als wenn ein Giftzahn immer nur nagte und ewig nagte, ohne die Wunde ganz zu zerbeißen.

Das neue Jahr 1220 brachte wiederum ein großes Fest am Hofe Ludwig's. Der hatte die dreizehnjährige Elisabeth gefreit. Den Lästermäulern war dadurch zur Zeit der Mund gestopft.

Weil Rudolf als Schenk zum großen Dienste ward oft berufen, so weilte er in der Wartburg fast ein ganzes Jahr. Hier sah er das Glück des hohen Paares und konnte nicht genug der zarten Landgräfin Mildigkeit preisen, mit der sie ihr Eheleben begann; die Hungrigen und Nackten, die Armen und Kranken wußten viel von der Holdseligen zu erzählen und zu rühmen. Wie einst zu Hermann's Zeiten fahrende Sänger und Ritter in

die Wartburg drangen und eitel Lust und Liebe zu der Kunst geherrscht, so schaarten sich jetzt Elende und Arme um die Burg und Keines ging ohne Stärkung und Tröstung hinweg.

Auch die um des Reiches Lage bekümmert waren, erhielten manche Tröstung. Im Frühling ließ Friedrich, als der zweite, seinen jungen Sohn Heinrich zum König von Deutschland erwählen. Er selbst empfing am 22. Tage des November die Kaiserkrone unter dem Jubel des Volks. Papst Honorius hatte Nichts dagegen.

Eine Neuigkeit jagte die andere. Walther schrieb, daß Kaiser Friedrich ihm einen jungen Sohn mitgegeben habe zur Erziehung, weil der gar störrisch sei. So sei er jetzt von Wien zurückgekehrt zu seinem Lehnbesitz.

Die Furcht Einzelner, daß Friedrich mit dem röm'schen Stuhle würde zu schaffen haben und so von Neuem zerreißende Wirren entstehen könnten, erwies sich als nicht begründet; denn im folgenden Jahre 1221 krönte auch Honorius den Kaiser Friedrich und ward hiermit Ruhe und Friede unter dessen starkem Regiment.

So konnte sich Rudolf nach vielem Dienst und manchen Reisen für den Landesherrn in diesem letztgenannten Jahre wieder zurückziehn auf Burg Saaleck, nachdem er noch mit Ludwig in Meißen gewesen, allwo Markgraf Dietrich gestorben.

In Saaleck ward es bald lebendig; denn kaum, daß man erfuhr, der Schenk verweile ein'ge Zeit auf seiner Burg, so kamen manche Edle zum Besuch. Hierzu gehörte auch der edle Kurt von Steudnitz.*) Der kam so oft, daß Hugo's Ehgemahl, Frau Ilse, zu Rudolf scherzend heimlich sagte: „Mich dünkt: Wer eine schöne Schwester hat, bekommt bald einen Schwager." Drob lachte Vargula und meinte: ‚Zu einem Ehebund gehörten Zwei, und Steudnitz sei nur Einer'. Noch nie hatt' er daran gedacht, daß seine ihm an's Herz gewachsne Schwester dereinst ein Ehgemahl könnt' werden. Nun diese Frage in ihm rege ward, be=

*) I. II. Studenitz.

trachtete er Lukardis mit ganz andren Augen. Wie war sie doch so schön und edler Haltung, war eine neunzehnjähr'ge Maid geworden, voll Sinnigkeit und keuscher Tugend. Er konnt' sich nicht hinein finden, daß sie jemals von seiner Seite wiche. Und doch begann er wohl zu überlegen, daß er im wilden Krieg wie leicht sein Leben könnt' verlieren. Voll Trübsinn dachte er daran, daß die geliebte Schwester dann bei seinem unwirschen Weibe wohnen und alle Lebensfreud' ersticken müsse. Zwar war sie reich bedacht im Erbe und konnte auch für sich mit Hildegunde leben. Doch wer hätt' sie dann schützen sollen? — Ein Kloster zu erwählen, war ihm widerwärtig. Es gab nicht wenige der Nonnenklöster, in denen ein ruchloses Leben ward geführt. Hatten ihm doch Steudnitz und Hugo von Rudelsburg die Mär überbracht, die Nonnen im Kloster zum heiligen Kreuze in Nordhausen seien um ihrer bösen Sitten und Leichtfertigkeit willen vertrieben worden.*) Domherren hätte man an ihrer Stelle eingesetzt. Und Kurt von Steudnitz hatte lachend dem hinzugefügt: „Das wäre Zwiebel für Knoblauch."

So beschloß er denn, nachdem Frau Ilse ihm die Augen geöffnet, die Ritter alle wohl zu prüfen nach ihren Sitten, nach Vermögen und Geschlecht, und ob sie zu Lukardis paßten.

Den Steudnitz hatt' er gern. Der war ein wackrer Kämpe, fröhlichen Gemüths, in höf'scher Sitte wohl bewandert und hörte gern, was die Dichter jener Zeit an guten Sprüchen hinterlassen. Daß er in Treuen zum Kaplan der Rudelsburg stets hielt und auch zum Abte Winemar in Porta, das ließ ihn hoffen, daß auch seine Frömmigkeit von guter Art sei. Auch mußte er voll Dankbarkeit gedenken, wie Steudnitz neben Hugo treu für Schutz gesorgt. Vom Rudelsburger erst vernahm der Schenke, daß Steudnitz zween Räuber abgefaßt und so Gefahren abgewendet, die trotz der Wacht doch hätten leicht entstehen können.

---

*) II. 2c.

Es stellte sich heraus, daß beide Kerle der Nassekanne und der Grop gewesen. Das ward dem Fürsten Ludwig bald gemeldet. Der ließ die alten zähen Uebelthäter nach Eisenach schaffen, allwo sie mit glühenden Zangen gezwickt und arg gefoltert wurden, auf daß sie aussagen sollten, wer sie nach Saaleck geschickt, oder ob sie es auf eigne Faust gethan. Als aber beide trotzig schwiegen, nahm man sie her, zerbrach man ihre Glieder einzeln und erst nach großen Qualen wurden ihnen die Köpfe abgehackt mit einem stumpfen Beile.*)

Und heute war Der von Steudnitz zu Besuch auf Saaleck, auch Hugo, Ilse und der Kaplan der Rudelsburg. Hugo erzählte gern von seiner Schwester Gotelinde, dem gelahrten Herrn Gregorius angetraut, und sagte, daß, wann er Rudolf und Lukardis sähe, er stets der Schwester sein gedenke, dieweil er sie so liebe, wie Vargula die seine. Von dem: daß Gotelinde sei in guter sicherer Hut, kam er auf jene Abendzeit zu sprechen, in welcher Steudnitz gut gehütet habe vor den beiden Räubern. Die Frauen sollten es erfahren. Als Steudnitz ihm drauf in die Rede fiel und unwillig sagte, er solle solcher Lappereien nicht erwähnen, fuhr Hugo dennoch fort in der Erzählung, also, daß Steudnitz ärgerlich mit dem Schwert den Boden stampfte und das Gemach verließ.

Die Frauen waren schier erstaunt; sie wußten nicht, was das bedeuten solle. Als Hugo auserzählt, rief Lukardis: „Rudolf, schick' eilend einen Boten nach: Ich ließ ihn bitten, doch ja zurückzukehren und unsren Dank zu hören.“ Das war wohl bald gethan; doch Kurt von Steudnitz sagte dem Boten mürrisch: „Das sei nicht nöthig,“ und ritt weiter. Erst als der nachgesandte Knappe ihm noch nachrief: „Die Herrin mein, Lukardis, läßt Euch bitten,“ da sprach er ein verwundert „So?“ und ritt zurück.

*) Düring. Chronik des Joh. Rothe (Hinrichtung Nassekanne's und Grop's).

Inzwischen hatte Hildegunde die Hände Rudolf's warm gefaßt. „Ich hab' es nie vergessen," sagte sie, „daß du mit Sigert mich dereinst gerettet hattest. Doch heute wird mein Dank noch lebiger denn je. Ein neu Gebet soll heut der Herre Christ vernehmen, daß er den Lauf der Dinge wenden möge, also, daß auch du, vielllieber Bruder, von nun an echtes Glück im Hause findest."

„Ich danke dir," versetzte Rudolf leise; „und ich verstehe dich. Nur Gott allein kann rechtes Glück verleihen, wenn er die Herzen wendet."

Als Steudnitz eintrat, gingen ihm die Frauen entgegen und drückten ihm voll Dank die Hand, und Steudnitz drückte wieder. Doch da mit Händedrücken Lukardis an die Reih' kam und innig sagte: „Edler Herr! das werden wir Euch nie vergessen," da wollte er die Hand der schönen Maid nicht wieder lassen. Auf seinen Lippen schwebten Worte, die sollten ihr sagen — — doch hier war nicht der Ort; auch wär es so herausgekommen, als wollte er für den geringen Dienst eine Belohnung haben, viel zu groß, als daß sie in der Wagschaale dem Dienste gleich gestanden. Drum hielt mit seinen Worten er zurück, ward aber so vergnüglich und beredt, daß Alle, hiervon angesteckt, das Gleiche thaten und der Abend bei frohem Mahle froh verlief. Von Seiten Hertha's ward er nicht getrübt.

Es war einmal ein Lichtblick im Leben Rudolf's; doch nur kurz. Wir freuen uns, wenn wir auf einem hohen Berge stehn in dicken Wolken und eine frische Brise scheucht sie weg auf Augenblicke und zeigt uns, wenn auch nur auf Augenblicke, die schöne Landschaft ringsumher zu unsren Füßen. So war es auch in Rudolf's Brust. Er schmiegte seinen Arm um Hertha's Leib und freute sich und dachte: Wenn es doch immer wär' so schön und heiter.

Und immer fröhlicher ward's und 's war ein Götterleben, denn Fried' im Haus und treuer Freunde gutes Wort, das ist ein irdisch Paradies.

Auch Hildegunde theilte diese Freude. Doch mit der Erinnerung an jene Zeiten, wo sie gefesselt lag im Wald und ward gerettet, bracht' das Gedächtniß ohn' Erbarmen auch die Zeit zurück, in der ein herzgeliebter Mann von ihr geschieden in dem bösen Wahne, sie sei ihm treulos worden. Da überkam sie auch das alte Wehe, also, daß der munteren Gesellschaft heitrer Ton gleich einem Messer schnitt durch ihre Seele. Sie ging hinaus und stieg hinab zur Kesselschlucht; dort wollt' sie den zurückgehaltnen Thränen nicht mehr wehren, denn ihres Herzens tiefste Wunde stand immer, immer offen.

Als sie sich so dem alten Schmerze hingab, kam ein mit Lumpen dürftig gekleidet Weib des Wegs, mit einem blassen Kindlein auf dem Arm. Das Weib ersah der edlen Jungfrau und bat gar jämmerlich ob grimmen Hungers um eine milde Gabe. Da ward die Maid in ihrem Kummer unterbrochen. Mitleidig nahm sie aus ihrer Tasche eine Silbermünze und gab sie der Bettlerin. Und als nun diese unter Thränen dankte und sagte: Sie sei die Erste gewesen, die allsogleich ihr was gegeben, ohne Zögern und ohne Schmähen — da erkannte Hildegunde eine Stimme wieder aus ferner Zeit. Sie beugte sich zur Bettlerin herab, sie sah die dunklen Augen, und als sie aus dem gramverzognen Antlitz bekannte Züge wieder fand, da that sie einen lauten Schrei und sank zu Boden, bitter weinend. Denn dieses Antlitz stimmte mit dem Schmerze, der sie hierher geführt zur Kesselschlucht. Und als sie wieder aufsah, schrie sie wieder und rief laut: „Herr Gott, Ihr seid Brunhilde!"

Erschrocken sah das Weib zur Geberin hinauf und sah sie lange an, bis auch sie mit einem Schrei zu Boden sank und sich wand zu Hildegunde's Füßen in Verzweiflung.

Und aus dem Munde Hildegunde's kam ein Klagelied voll tiefen Harms: „O Brunhilde! Was hatt' ich Euch gethan, daß Ihr mein ganzes Glück zu nichte machtet!? was hatt' ich Euch gethan, daß Ihr den Liebsten risset mir vom Herzen und ihn im

Wahn gelassen, daß ich treulos sei!? Ach, wenn Ihr wüßtet, wie der Riß geschmerzt! wie er mein ganzes Leben hat vergiftet!"

Das Weib zu ihren Füßen drückte das Angesicht fest auf den Boden nieder. Brunhilde zuckte wie in Krämpfen und schluchzte laut und schrie in wildem Schmerze: „O Hildegunde! seid nicht gut zu mir! zertretet mich mit Euren Füßen, stürzt mich hinab in diese Felsenschlucht, daß mein elendes Leben ende. Vergebt, Vergebt! Die Reue bricht hervor! vergebt, vergebt dem sündigsten von allen Menschen. Jetzt reißt es mir in meinem sünd'gen Herzen. Vergebt, Vergebet mir! und stürzt mich Elende hinab zur Schlucht! ach wenn ein Funken Mitleid in Euch ist — stürzt mich hinab, daß meine Qual und Sünde ende! — Nur nehmt Euch meines armen Kindleins an!"

Da faßte Hildegunden die göttlichste der Freuden. Die nassen Augen leuchteten in himmlischer Verklärung, und nieder beugte sich die Maid; sie hob das Unglücksweib empor und drückte es an ihre Brust und sagte tröstend, selbst des Trosts bedürftig: „Brunhild! der Herre Christ steht jetzt bei uns und sagt mir, daß ich dir soll sagen: Verzweifle nicht! wo Reue ist im Herzen, da bin ich da und will erquicken. — Sei ruhig, armes Weib! und laß dein krampfhaft Schluchzen! Halt' dich zu ihm, dem Heiland und Erlöser. Der wird sich dein erbarmen, wie ich dir vergebe Alles aus vollstem Herzen."

Da sank Brunhild ohnmächtig und entkräftet nieder, also, daß das Kindlein begann zu jammern nach der Mutter. Statt ihrer nahm die Maid das Kind und ging zur Burg und rief mühsam unter Thränen hinauf zum Wächter, man solle eine Sänfte bringen. —

Als es still war in Burg Saaleck und die Nacht schon längst den Müden Schlaf und der Aue erquickenden Thau gebracht, da lag in einer Kammer Brunhild bei ihrem Kind und weinte lange fort den bittren Thau der Reue.

Auch Hildegunde war noch wach und schaute zu den Sternen

und aus ihren Augen quoll der süße Thau des Gedankens: „Es giebt noch Schönres als die ird'sche Liebe."

Doch mengten sich auch Thränen ird'scher Liebe drein; bis still ein Engel kam und ihr in's Herz sang: Sei still dem Herrn, und wart' auf ihn. Er wird dir geben, was dein Herz wünscht; Er wird dich trösten und erlösen.

Kein Lüftchen regte sich im Thale unten. Nur um die Burg Saaleck zog ein milder Zephyr, der dünkte Hildegunden, als käm' er von dem Flügelschlag von Engeln her, die das Gebäu umkreisten, leise singend: Ave Maria. Drauf sank die Dulderin in süßen Schlummer.

Zwölftes Kapitel.

Brunhilde's Aufnahme in Burg Saaleck machte Anfangs kein Aufhebens; man war gewöhnt, zu sehen, wie Sieche, Arme und Verlassene kamen und dort Pflege, Unterstützung und Versorgung fanden. Die vielen Güter Rudolf's boten Arbeit genug, also, daß nicht wenige der Hilfsbedürftigen ein ruhig Leben führen konnten.

Hildegunde hatte sich von Brunhilde das Versprechen geben lassen, daß sie Niemandem sage, wer sie, die Verlassene, sei. So erfuhr denn Hildegunde allein das Geständniß der ehemaligen Nonne von Nordhausen, daß sie von einem Mönche sei verführt worden, der aber hätte das Weite gesucht, als er zu fürchten Anlaß fand, es könne an den Tag kommen. Nach Aufhebung des Klosters und Vertreibung der Nonnen sei sie mit

ihrem Kinde heimathlos und bettelnd durch die Welt gezogen und nach langer Wanderung nach dem ihr fremden Saaleck gekommen.

Doch ließ es sich nicht ganz verschweigen. Lukardis hatte scharfe Augen und sann, wo sie das gramdurchfurchte, früh gealterte Gesicht einst schon gesehen. Zu Hildegunde sagte sie bei einem Gang zum Städtchen Saaleck: „Mich dünkt, das Weib müsse einst so ausgesehen haben wie Brunhild von Altenfels.“

Sie warf das nur so leichthin, doch als sie Hildegunde's Seufzer hörte, die der Maid noch immer offenstehende Wunde erpreßte, ward ihr's zur Gewißheit. Und Hildegunde fühlte das Bedürfniß, es zu bekennen. Wenngleich sie fest verschwieg, was das verlassne Weib ihr einst gethan, so hielt sie's doch für besser, dessen Herkunft nicht zu verhehlen, damit Brunhild ein gutes Unterkommen finden solle.

Als Rudolf durch Lukardis erfahren, wen er beherberge, ward er voll Ernst. Die einst als edle Jungfrau am Hofe Hermann's geweilt, so tief gesunken zu sehen — das mußte ihn erschüttern. Hätt' er gewußt, daß dieses Weib das ganze Lebensglück Hildegunde's zerstört, so würd' er es gewiß mit einem Geldgeschenk entlassen haben, aber doch entlassen. So aber trieb ihn nur das Mitleid. Er gedachte seines treuliebenden edlen Vaters und wie der immer gesorgt für sein leiblich und geistig Wohl. Und d i e s e s Weib hatte einen Unwürdigen zum Vater gehabt, der nicht viel besser war, als Grop und Nassekanne, nur daß ein gleißend äußeres Gewand das Schlechte deckte. Ein Wort bei Winemar genügte, die Gesunkene sammt ihrem Kinde auf einem der Vorwerke der reichen Klostergüter mit Arbeit, Lohn und Brot zu versehen.

Der Abschied Brunhilde's von Hildegunde geschah in der Kammer der Unglücklichen. Die wollte nicht von ihrem Knien lassen und dem Küssen der Hand der vergebenden Hildegunde. Doch drängte die Zeit; der Klosterbote, der gekommen, sie abzu=

holen, konnte nicht länger warten. Die Maid begleitete sie bis an die Rudelsburg; dort brach ihr ganzer Schmerz noch einmal durch, als ihre einst'ge Feindin weinend war von ihr geschieden.

Und diesen Schmerz benutzte schnell ein innrer Dämon; der hielt ihr vor, warum sie nicht den vollen Zorn auf jenes Weib entladen, und stachelte sie an, ihm nachzulaufen, um es zu verfluchen. Doch eine bessere Stimme drang hindurch und feuerte sie an, zu beten, daß ihr Vergebungswerk sollt' rein sein. Drum begehrte Hildegunde Einlaß in die Rudelsburg, und als man ihr erstaunt geöffnet hatte, ging sie unverweilt zum Kaplan; dem beichtete sie Alles.

Wohl einem Seelenhirten, der versteht, zerschlagene Gemüther aufzurichten durch die ewige Liebe des Erlösers. Der, selbst sich sündhaft wissend, in Milde eingeht auf das fremde Leiden und nicht mit starrer Kirchenzucht und hartem Büßerleben droht. Wohl auch dem freundlichen Kaplan, der Hildegunde's Seele aufgerichtet und der Maid gesagt: „Wie du berichtet, war dein erst Vergeben rein und nach dem Willen Jesu: ‚Thut wohl denen, die euch verfolgen! liebet eure Feinde!‘ Wenn dir darauf ein Widerpart entstand, der dich zur Racheluft entzünden wollte, so zage nicht darob; 's kam nicht aus dir. Der Satan war's, der es versuchen wollte, dich von der rechten Bahn so tückisch abzulenken. Selbst unser Herr und Christ ward einst vom Satan arg versucht. Geh' heim getrost! Doch bild' dir nichts drauf ein, als hättest du ein Wunderwerk gethan. Der Teufel wird vielleicht noch manchmal kommen, dich umzustimmen. Drum wach' und bete! Gott und seine Heil'gen mögen dich behüten."

Und als die Beichte war zu Ende, da blickten zween Augenpaare auf zum Himmel. Der tröstende Kaplan rief auf zum Herrn: „Herr Gott, was bin ich gegen sie." Und Hildegunde

ging verklärt von dannen und flüsterte: „Herr Jesu Christ, was bin ich gegen dich!“ —

Des Vorfalls ward zwar nicht vergessen, doch mengten andre Dinge sich darein und lenkten die Gedanken ab. Ein rastlos Leben brachte Rudolf's Dienst beim Fürsten, das führte ihn gar oft von seinem Heim. Bald galt es, auf der Wartburg lang zu weilen, um dort als Schenk und Kriegsmann Dienst zu thun; bald war's nur ein Geschäft, das ihn, wie jetzt, von Saaleck fern hielt. Er hatte über's Kloster St. Georgen, das nicht zu fern von Naumburg liegt, die Advokatie. Auf Ludwig's Anordnung gab er sie ab; der Landgraf überließ sie drauf dem Bischof Engehardt.

Als Rudolf heimgekehrt nach Saaleck, das ihm am liebsten war von allen seinen Burgen, ward ihm statt heitren Wiedersehns der Anblick trauriger Gesichter. — Die Schwester, Hildegunde und sein Weib vermochten nicht, sich friedlich zu vertragen. Sogar die alte Jutte zeigte sich verstimmt. Zudem lag die im Bett und war erkrankt. An wem die Schuld lag, wußte Rudolf wohl. Rein mußte diese Stickluft werden und entschieden, daß Hertha sich in Zukunft nicht in Alles mengte. Das Kleinliche wird bald das Peinliche. Er überlegte, wie er's passend sollte ändern. Doch kam's zu keinem Schluß. Der Landgraf sandte wiederum zu ihm und gebot, zu eilen nach der Wartburg. Er und der Edlen etliche sollten ihn begleiten gen Ungarn, wohin der Fürst mit der Gemahlin reisen wollte. Das war im Jahr 1222.*) So mußt' er abermals von Saaleck fort; zwar nicht zu blut'gem Kampf, doch der Besorgniß voll um's inn're Wesen seines Hauses. Es war recht gut; denn lange weite Reisen thun Wunder im Verscheuchen finsterer Gedanken, gleichviel ob diese sind berechtigt oder nicht.

Noch ehe Rudolf schied, bat er den Ritter Hugo und sein

*) I. II. IX.

Ehgemahl, recht oft zu kommen, um die Seinen aufzuheitern. Auch den Kaplan und Winemar, den Abt, ersuchte er, von Zeit zu Zeit zu schau'n, ob seine Veste innerlich auch feste sei.

Die von der Rudelsburg erschienen denn auch bald. Herr Hugo brachte ihnen frohe Botschaft mit. Die Schwester Gotelinde hatte ihm geschrieben, daß ihr ein zweites Mägdlein sei geschenkt. Ihr Eheherr Gregorius sei drob gar hocherfreut und weil er diese kleine Maid als ein Geschenk aus Gottes Huld betrachte, so solle sie Johanna heißen, denn dieser Name — hätte ihr gelahrter Eheherr gesagt — käm' vom hebräischen Jehôchânân, im Feminino deutsch gemacht Johanna, die Gott Holde.

Auch Ilse unterhielt sich mit den Frauen und ließ sich Hertha's muntre Kinder zeigen. Das that Frau Hertha gern und freute sich zu sehn, wie Ilse liebreich war mit ihnen. Ein Krug mit Wein ward dargereicht und manche süße Frucht dazu gespeist bei traulichem Geplauder.

Ein leicht Gespräch aus fröhlichem Gemüthe wirkt zauberhaft besänftigend. Es muß und kann nicht immer ernsthaft sein und voller Tiefe der Gedanken. Die müssen ungesucht dem Mund entströmen und, wann sich Anlaß giebt, auch festgehalten werden. Doch mit der Traulichkeit vermengt sich öfter bei denen, die sie nicht zu schätzen wissen, ein unzufrieden Wesen. Statt sich des Wohlbehagens des Gesprächs zu freuen, versenkte Hertha sich in kleine Sorgen; sprach über eine faule Magd und wie die gar gedankenlos die angewies'ne Arbeit oft vollbringe. Das ganze Ingesinde sei ihr nur zum Aerger da und wenn sie nicht gar scharfe Zucht hielt, ging' der Wirthschaft Ordnung ganz zu Grunde.

Frau Ilse wußte auch davon zu sprechen, und recht war's, wenn sie sagte, daß auf gutes Ingesinde gar viel im Hause ankäme; drum sei dies wohl auch wichtig für den Haushalt. Doch hätte sie gelernt, die Fehler ihrer Untergebnen in Kleinigkeiten gern zu übersehen; auch sei nicht jede Hausfrau — wenn auch

noch so tüchtig — im Stande, das Kleine von dem Wichtigen zu trennen. Durch vieles Schelten würden Mägde kopfscheu und widerwillig. Dahinter wär' sie endlich nun gekommen und hätte sich geändert, auf daß sich jene ändern könnten.

Wohl nahm Herr Hugo Theil an dem Gespräche und fand es billig, daß die Frauen auf dem Gebiete ihres Waltens austauschten, was zu tauschen war. Als aber Hertha nicht aufhören wollte und sich im engen Kreis des Mägdeärgerns drehte, verlor er die Geduld. Sein Weib kam ihm zuvor und sagte: „Nun aber, liebe Hertha, dächt' ich, wir sprächen von 'was Andrem," und lächelnd fügte sie hinzu: „Wir sind doch nicht geboren nur, um uns zu ärgern."

Drauf schwieg die Wirthschaftliche und gebot, man solle frischen Wein und eingemachte Früchte bringen. Sie hoffe, daß der Wein Herrn Hugo munden werde und den Frauen auch die Früchte, die sie selber mit Zimmt und Zucker eingekocht und zubereitet habe. Drauf nannte sie gar seltene Recepte und rühmte, daß die Speisen, die sie koche, ihrem Eheherrn wohl mundeten; denn darauf hielt sie viel, daß es ihm schmecke und auch wohl bekomme; wenngleich er feinere Genüsse nicht zu schätzen wisse.

Zu etwas Andrem als zur Wirthschaft kam es nicht. Doch fuhr kein Mißton drein, so daß die Rudelsburger freundlich schieden und Alle zu dem nächsten Mittagsmahle luden.

Der Abt von Porta war der nächste zum Besuche. Dem war's Bedürfniß, die er schätzte, mit einer kleinen Gabe zu bedenken; sei's ein Rosenstrauß vom schönen Klostergarten, sei's Etwas für den Gaumen oder sonst 'was. Der Zweck war zwiefach, der ihn heute trieb, zu kommen. Es galt zunächst, die Frauen zu besuchen. Und weil er Rudolf schätzte und Lukardis und wußt', daß die Geschwister an feinen guten Fischen ihre Freude hatten, so bracht' er deren aus dem Kloster mit. Zwei Knechte fuhren sie in einem Karren.

Frau Hertha dankte wohl, wie sich's geziemt, doch sagte sie

empfindlich zu Lukardis, als sie auf einen Augenblick allein mit ihr: „Der Abt scheint schier zu glauben, wir litten Mangel an dergleichen Fischen und müßt' doch wissen, daß der Saalefluß uns reichlich davon liefert."

Das that Lukardis leid. Ihr war's, als müsse sie es gut zu machen suchen, wenngleich der Abt von jenem kleinen Urtheil nichts gehört.

Lukardis freute sich wohl auch der Sache; doch mehr noch der Gesinnung, mit der sie ward gegeben. Drum sagte sie zum Geber, als Hertha das Gemach verlassen: „Hochwürdiger Herr Abt! ich hab' der Fischlein Wohlgeschmack gar gern und freue mich mit Hertha auf den Schmaus. Doch mehr als das erfreuet mich, daß Ihr an uns gedacht mit feiner Lebensart und treulicher Gesinnung. Drum ist mein Dank für Euch auch doppelt groß."

Der Abt entgegnete: „Daß ich in Treuen hab' an Euch gedacht, ist richtig; denn Die von Vargula sind mir gar lieb und werth. Sie stehen treu zum Herrn und seinen Dienern. Nur halte ich nicht viel von feiner Lebensart; die ist ein dünner Lack und gleißet wohl; doch hinter diesem Lack befindet sich nicht selten faules Holz."

„Verzeihet," sprach Lukardis, „wenn ich Euch entgegen bin. Es ist kein Zweifel, daß gesundes Holz das beste ist und wohl darauf zu sehn, daß es so bleibe. Doch splittert es und kann uns auch verletzen. Uns Frauen ist darum ein feiner Lack ganz angenehm, denn wir sind leicht verletzbar. Die gute Lebensart verhindert oft den Durchbruch roher Leidenschaft."

„Wohl wahr! doch auf wie lange? Das faule Holz tritt doch sehr bald zu Tage."

„Ganz recht, Herr Abt! doch könnt Ihr nicht bestreiten, daß ohne Lack das faule Holz weit eher wär' zu Grund gegangen. Ich hab's gesehn an Dem von Altenfels und Falkenstein. Auch mein' ich nur gesundes Holz. Sollt' ich wählen in der Freund-

schaft zwischen zween Menschen, so würde mir ein edler Kern von guter Lebensart umkleidet noch mehr gefallen als derselbe Kern mit rauher Schale; denn diese bringt just Mißklang in die Harmonie des schönen Geisteslebens; daher es kommt, daß edle Menschen häufig sich nicht in einander finden können."

„Wenn anders ich Euch recht versteh', so meinet Ihr: man soll die Wesenheit stets mit dem Schein vermählen."

„Wie habt Ihr doch so trefflich ausgesprochen, was ich nicht wußt' durch klares Wort zu sagen. Ja, das mein' ich. — Nicht Alles gebe ich auf diesen Schein; doch thut's so wohl, wenn wir berechtigt sind, vom Scheine auf die Wesenheit zu schließen, vom guten Scheine auf das gute Wesen, von guter Frucht auf das gesunde Holz. Man weiß sogleich, woran man ist und hat nicht nöthig, zuvor mit Argwohn auszuforschen, ob dieser Schein ein Abglanz sei vom Innern."

Darauf der Abt: „An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen! — so sagt der Herr. Doch, edle Frau! verwechselt nicht den Schein mit Früchten. Schein trügt. Die Frucht reift stets im warmen Innern, gleichviel ob's draußen ist veränderlich; ob kalter Nordwind weht, ob warmer Süd."

„Ihr setzet einen Menschen hier voraus, Herr Abt! der sich durch äußre Wandlungen nie irren läßt. Doch sollt' ich glauben, deren giebt's nur wenige. Wir sind nun einmal, wie wir sind, an's Aeußere gebunden hier auf Erden. Und wenn sich dies verändert, wenn mir die Freundschaft heute Wärme bringt und morgen Kälte; wenn sie von außen sich gleichgiltig zeigt, wohl gar abstoßend und ich sehe doch, daß Anderen die Wärme wird gespendet, und man das blanke Zinn weit höher schätzt, als altes Gold — da werd' ich irre und jener Pflanze gleich, die, wenn man sie berührt, die Blätter fest zusammenkrampft und niedersenkt, als wollten sie vergehen. Und das ist schmerzlich; denn es will uns dünken, als sei die Freundschaft künstlich nur und doch nicht recht, weil wandelbar im Aeußern. Der echten

Freundschaft aber ist es eigen, sich auch echt zu äußern und sei's auch durch ein Wort nur und durch Freundlichkeit, die ja denselben Stamm hat wie die Freundschaft. Sie kann nicht anders, will es immer zeigen, daß sie noch lebet und das Aeußere ein Spiegelbild des Innern ist. Wenn's so ist, heben sich die Blätter wieder und grünen fort und zeugen neue Blätter, auf deren jedem steht geschrieben: Treu bis zum Tode."

Der Abt schwieg still und sann; nach einer Weile erst gab er zur Antwort: „Ich muß es Euch, Lukardis, eingestehn: Ich hab' von Euch gelernt! Ein Priester von einer jungen Maid! — Warum auch nicht!? Wir sind nicht selten zu verrannt in's Grau der Einsamkeit mit eng umzognen starren Mauern; bedürfen drum des frischen grünen Lebens. — Die Freundschaft treibet viele Blüthen; vor Allem ist's unwandelbare Treue; Begeisterung für alles Gute, alles Schöne, wenn es gut ist; harmonisches Zusammenklingen des Innern mit dem Aeußern, denn dies — das seh ich ein — muß sein, wenn anders Freundschaft wohlthun soll. Doch durch das Alles ziehet sich ein Etwas, was nie fehlen darf, was allem Guten erst den schönen Duft verleiht: Feinheit der Empfindung!"

Nach kurzer Weile fuhr er lächelnd fort: „Mich dünkt, wir seien von des Gespräches Ursach gänzlich abgewichen. Sagt an: Wie kommt Ihr so allmählich von den Fischen auf des Menschen Schein und Wesen?"

Darauf verbeugte sich Lukardis und erwiederte: „Just weil der Fischlein äußre Gabe der stete Ausfluß ist von Eurer steten Herzensgüte."

Der Abt kam in Verlegenheit. „Eya, vielliebe Jungfrau!" sagte er, „hätt' nimmer mir gedacht, daß Ihr so schmeicheln könntet."

„Nein nein, hochwürdiger Herr Abt! ich kann nicht schmeicheln. Wie mir's um's Herz ist, sag' ich's grad heraus, wenn's die Nothwendigkeit erfordert."

„Und die Nothwendigkeit scheint mir darin zu liegen, als hättet Ihr was auf dem Herzen, was Euch betrifft und wolltet Rath von mir.“

„O nicht um mich war mir's zu thun. Das niedergetretene Glück von Andern ist's, was mich erweichte. Ich kenne Eure Güte, von der mein Vater selig und der Bruder oftmals mir erzählt; die immer gleich sich bleibt und Euer Wesen nie verändern läßt. Und darf ich diese Güte weiter noch in Anspruch nehmen: Geht zu meiner Schwägerin! — Ich glaub', in ihrem Herzen ist etwas von gutem Kern. Doch rauh ist ihre Schale, furchtbar rauh, und die verletzt so oft mir meinen lieben Bruder. Wenn der von seinem wilden Kriegeshandwerk heimkehrt, so will er Fried' und Freundlichkeit von seinem Weibe; will, daß sie Seelenanmuth habe, daß die Ersatz ihm gebe für sein unstät hartes Leben. Drum bitte ich um Rudolf's willen und Hertha's Seelenheil: Sprecht mit meiner Schwägerin!“

Der Abt ward sehr bewegt; Lukardis sprach die letzten Worte unter Thränen. Doch sagte er: „Es ist nicht wohlgethan, sich in die innren Angelegenheiten eines Ehepaars zu mischen ohne Auftrag. So kann ich's auch nicht thun. Doch will ich's dem Kaplane sagen auf der Rudelsburg; der mag der Frauen Hertha in die Seele reden. Sie kommt ja fleißig in die Messe und zur Beichte, und zur Predigt, wenngleich mir scheint, als sei's nur anerzogne äußre Uebung und hätt' sich nicht verpflanzt in's Leben und in's Haus. — Ihr aber, edle Jungfrau, hold im Herrn! empfanget meinen priesterlichen Segen! — — — — — — Doch habe ich nun ein Geschäft noch abzumachen. Seid so gut und führet mich zur alten Jutte. Mein Amt erfordert, ihr was mitzutheilen.“

Als er die Kammer der kranken Alten betrat, begrüßte er sie mit dem Gottessegen. „Gott vergelt Euren Gruß,“ gab Jutte zurück und wollt' sich vom Lager erheben, um ehrerbietig zu grüßen.

Doch Winemar wehrte ihr: „Laß sein, Jutte! und bleib liegen; ich hab' dir etwas mitzutheilen und nachzufragen.“

Es währte mehr als eine Stunde, als der Abt die Kammer verließ und nach Hildegunde begehrte. Die kam; Winemar führte sie an Jutte's Lager und sagte bewegt: „Hildegunde, knie nieder! denn der Herr Christ ist unter uns. — Siehe! — das ist deine rechte Mutter, die dich geboren."

Nach diesen Worten verließ er die Kammer und auf dem Gange zu Hertha's Kemenate fuhr er mehr als einmal mit den Händen über's Auge, denn des Lebens großer Jammer hatte ihm das Köstliche, die Thränen tiefen Mitgefühls entlockt.

„Habt Ihr geweint, hochwürdiger Herr Abt?" frug Lukardis mitleidig.

„Was sollt' ich deß mich schämen!?" sagte Winemar. „Wo menschlich Elend ward verklärt zum Guten, da kann und darf der Christ auch weinen. — Laßt Euch erzählen, edle Frauen, was doch nicht mehr Geheimniß einer Beichte ist."

Und nun begann er ihnen nach der Beichte eines alten Mannes in Leipzig mitzutheilen, wie dieser vor vielen Jahren als Ritter ohne sondres Gut im Frankenland dereinst nach Nürnberg war geritten, um dort einem Turniere beizuwohnen. Dabei erstritt er sich gar reichen Lohn, ward übermüthig und untugendlich, denn auf das schöne Töchterlein, Juditha, eines reichen Bürgers war sein Sinn gerichtet. Und als diese in hingebender Liebe ihm heimlich zugethan blieb, begab es sich nach einem Jahre, daß sie dem Liebsten ein Mägdlein schenkte. Da verschwand der Liebste und nahm das Kindlein mit. Das ließ er auferziehn bei fremden Leuten und an fremdem Ort, bis es acht Jahr alt war. Drauf ward's ihm unbequem. Drum ließ er es mit einem Boten weit bis nach Erfurt ziehn. Dort sollte das Kind verlassen und einsam in die Welt gestoßen werden. Doch Gottes Engel führte die hungernde Kleine nach Schloß Vargula, denn er wußte, daß dort ein edler Herr war von Geburt und Herzen. Und dieser Herr hieß Vargula, der Schenk des Thüringer Fürsten. Der nahm es auf, und weil das jammernde Kind nie Vater und

Mutter gesehn und Anfangs nichts Anderes zu sagen wußt' von seiner Herkunft, als daß es hätte viele Tage laufen müssen und wäre nun todtmüde, so behielt der edle Walther von Vargula das Kindlein bei sich und ließ es auferziehen durch die auch im Elend aufgelesene Kindsfrau Jutte oder Juditha. Die aber war vom Vater verstoßen worden mit harten Worten und war herumgerannt in tiefem Wehe, daß man ihr hatt' ihr Kindlein weggenommen und sie verjagt vom elterlichen Hause. Und als sie nach langer, langer Wanderung in die Gegend kam von Tennstedt, traf sie auf einen großen Weiher. Da hatte sie die Verzweiflung gepackt und war hineingesprungen. Des Wassers Tiefe reichte aus, dem Leid und Schmerz ein End' zu machen. Und derselbe Engel, der das Kind geleitet, führte Vargula auf der Jagd an jenen Weiher. Der Schenk vernahm den plumpenden Laut, sprang nach und rettete die Arme vom Tode. So ward die später wie eine Mutter für Rudolf und Lukardis.

Der Mann, der dies gebeichtet, lag auf dem Sterbebett und konnt' doch nicht ersterben. Er hatte mit der Zeit erfahren, wo Jutte lebte, und wollt' von ihr so gern Verzeihung seiner Sünde haben. Wo Hildegunde war, sein Kind, das wußt' er nicht. Der Tod kam näher und schlug auf sein Herz, nur leise wohl, als sollt' sein Opfer Zeit gewinnen, Vergebung zu erhalten. Von Nürnberg aber kam auf sein Berufen vom Magistrat die Nachricht, daß Jutte's Vater in Verzweiflung wär' gestorben, weil er sein einzig Töchterlein so hart vertrieben. Auch daß der reiche Bürger hätt' ein Legat hinterlassen für Jutte und angeordnet, man solle sie suchen überall. Und wenn sie nicht zu finden wär', solle man Hildegunde suchen überall und solle sie des Legates Erbin sein.

„Da man in Leipzig glaubte," schloß Winemar den Bericht, „daß man in Naumburg wohl etwas erfahren könnte, ward diese Mär von dort mir zugetragen. So bin ich denn zum Werkzeug Gottes worden, auszugleichen und Sühne und Vergebung zu bewirken."

In Jutte's Kammer gab's ein Jammern und ein Freuen. Denn weinend umschlang Hildegunde die Alte und rief nur immer: „Mutter, Mutter! du liebste Mutter!" — Und Jutte's Antlitz strahlte vor Freude, vor Lust und Wehmuth, derselben Wehmuth, mit der sie einst der blutig geschlagenen jungen Maid gesagt: „Und nun du hinzukamst, da warst du mir wie eine Tochter und bist's noch jetzt und wirst es immer bleiben. Denk', es sei ein Mutterherz, das du hier schlagen hörst."

Nach einer Stunde begab sich der Abt zu Jutte. Er nahm von ihr die Kunde mit: „Ich vergeb' ihm aus ganzem Herzen."

Hildegunde hörte von ihrer Mutter nur noch die Worte: „O Vater! könntest du mir noch verzeihen." Drauf war die Alte ruhig eingeschlafen und Hildegunde fortgegangen, ihr ein kühlend Tränklein zu bereiten. Das ging so schnell nicht, denn Lukardis lag in ihren Armen und drückte sie an's Herz und ließ beredt allein die Thränen sagen, wie's ihr um's Herze war.

Und als sich Beide aufmachten, den Trank zu Jutte zu tragen, lag diese mit verklärtem Lächeln da und hatte ihre Hände fest gefaltet zum Beten. Der Trank war nicht mehr nöthig. Ein Engel hatte der Alten das schöne Himmelreich gezeigt und gesagt: ‚Komm mit! Dort oben ist es herrlich.' Und als sie aufsah, ward sie voll seliger Freude und war mitgegangen in's ewige Heim. — —

Als Rudolf von der Reise nach Ungarn zurückgekehrt war, erhoffte er Urlaub, zu reiten nach Saaleck. Da sich aber Ursach zu neuen Kämpfen und Feldzügen ergab, mußte er bei seinem Herrn bleiben. Juditha, die Tochter Hermann's I. aus erster Ehe und Wittwe des Markgrafen Dietrich von Meißen, hatte sich in Ludwig's Abwesenheit mit Graf Poppen zu Henneberg vermählt. Dieser ihr zweiter Eheherr hatte darauf das Land zu Meißen eingenommen. Landgraf Ludwig, der Vormund von Dietrich's Kindern, sammelte daher, als er dies vernommen, ein Heer und zog aus mit Rudolf von Vargula, die Rechte seiner

Mündel zu wahren. Da gab es für den Schenken wiederum harte Kriegsarbeit. Graf zu Henneberg hatte sich durch Festungen verschanzt und Rudolf's Aufgabe war, ihn anzugreifen. Der aber berannte zunächst die Festungen Groitzsch und Rochlitz mit großer Gewalt und Kühnheit, also, daß sich diese festen Orte und mit ihnen die anderen ihm ergeben mußten. Graf zu Henneberg ward vertrieben. Also geschah es, daß der gerechte Landgraf Ludwig seines verstorbenen Schwagers Kindern durch Rudolf's starken Arm und Kriegskunde wieder zu ihren Rechten verhalf.*)

Endlich fand Rudolf Ruhe und erhielt Urlaub. Als er auf Saaleck zuritt, traf er in Eckartsberga Den von Steudnitz in der Herberge. Der aber umarmte Vargula, als er ihn sah, worüber Rudolf billig erstaunen mußte; zu solcher Vertraulichkeit wußte er keinen Grund. Auch fiel ihm auf, daß Kurt von Steudnitz sich nicht mehr so derb heiter zeigte, als sonst; in seinem Wesen lag auffällig etwas von Schüchternheit, wenn nicht Zaghaftigkeit. Daß er ein prächtig Gewand trug wie zu einem großen Feste, fiel dem Heimkehrenden nicht auf; Steudnitz konnte ja irgendwo einer Feierlichkeit beigewohnt haben.

Gern gewährte Rudolf Kurt's Wunsch, mit nach Saaleck reiten zu dürfen. Ein Knappe Vargula's wurde vorausgeschickt, ihn und den Gast anzumelden.

Unterwegs erzählte Vargula seinem Begleiter von der langen Reise und von Elisabeth's Traurigkeit über das Entsetzliche des Endes ihrer Mutter. Steudnitz hörte nur zerstreut zu, und als Rudolf ihn frug, ob ihm etwas Widerwärtiges zugestoßen, was ihn beschäftige, sagte der Ritter: „Nein, Vargula! etwas Widriges ist's nicht. Aber mir ist heut zu Muthe, als sollt' ich die Feuerprobe bestehn. Ich bin gewillt — doch laß dich nicht abhalten, weiter zu erzählen.“

---

*) II. IX.

Dies geschah, und von jetzt an nahm Steudnitz gesammelter Theil an Vargula's Berichten, wenn auch nur wenig Worte dies bekundeten. Doch ehe sie zur Rudelsburg gelangten, hielt der Ritter sein Roß an und sagte mit fliegendem Athem wie beim Geständniß eines Verbrechens: „Vargula, halt inne! ich muß dir etwas sagen."

Und als nach längerem Stocken Rudolf frug: „Nun?" da nahm sich Kurt von Steudnitz zusammen und fuhr fort halb stotternd: „Ich will dir's — rund heraussagen — ich —"

Das ungewohnte ängstliche Wesen machte Rudolf lachen. „Wenn ich nicht Saalecks Thürme ganz und heil bereits gesehen hätte, so müßte ich meinen, du hättest mein Vestlein unterdeß erobert und zögertest, es zu gestehen."

„Erobert hab' ich Saaleck nicht; doch etwas Anderes möcht' ich gern erobern."

„Wenn's gilt, eine ehrliche Fehde auszukämpfen, etwa um deines gekränkten Rechtes willen, so bin ich gern erbötig, dir zu helfen. Sag an, um was sich's handelt."

Nur mühsam brachte Steudnitz drauf hervor: „Vargula! — gieb mir — deine Schwester zum — Ehgemahl."

„Wie?" rief Rudolf erstaunt, „du begehrst Lukardis als dein Eheweib?"

Steudnitz ward erregt; ihm schien die Frage Rudolf's gleich einer Abweisung. Darum sagte er lebhaft: „Wenn du dich weigerst, verkaufe ich all mein Gut und gehe als Mönch in's Kloster."

„Also darum handelt es sich!" rief Rudolf laut lachend. „Ja, Steudnitz, das ist etwas Anderes."

Doch ehe er ihm seine Freude kund gab, gedachte er den Freier in einem Punkte noch zu prüfen; sonst kannte er ihn ja als einen festen, braven Mann von Ehre und deutscher Lauterkeit. Um ihn zu prüfen schützte er vor, was in Wirklichkeit nicht bestand. „So viel an mir ist, Steudnitz! hab'

ich nichts dagegen. Im Gegentheil, ich freue mich ob deiner Werbung und denk', Lukardis kommt in gute Hut. Dein fröhliches Gemüth wird ihre Lebensbahn glätten, deine Tapferkeit sie mit Stolz erfüllen. Doch Eines muß ich dir noch sagen: Nach den Gesetzen unseres Geschlechts erhält Lukardis nur ein ärmlich Heirathsgut; nicht nennenswerth. Darum bedenke wohl —"

„Was Heirathsgut! Was Gesetze! — Ich werbe nicht um Geld und Gut. Ich werbe um das reine, edle Herz der Jungfrau, und wär' sie eine Bettlerin — ich könnt' nicht von ihr lassen; denn ich will ein Heim haben mit einem lieben, trauten Weibe, mit dem ich Freud' und Leid des bunten Lebens theilen will. Vargula! so wahr ich hier vor dir sitz' auf meinem Rappen — so wahr will ich Lukardis halten viel besser noch als mich."

‚Ein Heim mit einem lieben, trauten Weibe' — die Worte schnitten Rudolf in das Herz. Man sah's ihm an, daß ihn ein Kummer drückte. Als Kurt von Steudnitz drum ihn bänglich frug, ob es ihm leid sei, sagte Vargula: „Nein, nein! 's ist etwas Andres. Lassen wir es sein. Ich für mein Theil bin gern dir zugethan, und was ich von der Mitgift vorhin sprach, war Prüfung nur. Die Schwester erhält ein reiches Heirathsgut. Doch kommt hier Alles auf Lukardis an. Sie kann ja thun und lassen, was sie will. Ich werd' sie morgen fragen."

„O nicht erst morgen, Vargula! schon heute heute! ich kann's nicht länger tragen, werd' nicht wieder froh, als bis ich weiß, daß sie mich gern hat. Will dir's nur sagen, daß ich nur deßhalb war nach Eckartsberga schnell geritten, um dich abzufangen; nur deßhalb festlich mich geschmückt, um ihr auch an Gestalt nicht zu mißfallen."

„Wohlan, so reite mit nach Saaleck; will's ihr noch heute sagen."

„Ich dank' dir, Vargula! doch zieh' ich vor, bei Hugo Ein-

kehr zu halten. Wenn sich es macht, daß sie sich heut' entscheidet, so schick' zu mir."

„Nun wohl! so will ich dir auch dieses thun. Doch warum willst du's ihr nicht selber sagen?"

„Das kann ich nicht! ich bin der Rede wenig kundig und stolpre mit der Zunge, wenn ich's selber vorbring'."

Inmitten des Gesprächs gelangten sie zur Rudelsburg, allwo sie Abschied nahmen.

Rudolf ritt nach Saaleck. Schon vor dem Thore harrten all' die Seinen. Hertha mit den Kindern ging voraus und empfing ihn. Das that ihm wohl und es verstrich geraume Zeit, eh' er mit Weib und Kindern fertig wurde.

Lukardis stand dabei. Sie fand's ja ganz natürlich, daß Hertha und ihre Kinder den ersten Gruß empfingen. Doch zog ein Weh durch ihre Seele. Einst war es anders; da war's zuerst die Schwester, welche Rudolf fest umarmte nach langer Trennung. Doch ward sie reich entschädigt, denn Rudolf wollt' sie heut' kaum von sich lassen und war sehr bewegt, weil fröhlich Wiedersehn mit dem Gedanken an die Trennung kämpfte, wenn anders Steudnitz' Wunsch erfüllet ward.

Ein stärkend Bad erquickte seinen Leib, auch Speis und Trank. Gemächlich wollt' er mit den Seinen plaudern, doch kam es selten nur dazu. Sein Weib war viel beschäftigt und nahm auf kurze Augenblicke nur an Rudolf's Unterhaltung Theil. Dies und sein Vorsatz, mit der Schwester noch zu sprechen, gab seinem Antlitz einen ernsten Zug.

Er ging in sein Gemach und bat Lukardis, ihm zu folgen. Hier hatte er ganz unbelauscht ihr das gesagt, wie's Steudnitz wünschte. Wohl hatte Lukardis längst bemerkt, wie sehr ihr Steudnitz minnete. Doch nun die Frage schnell an sie herantrat, ward sie voll Zagen, und als der Bruder Alles ihr erzählt, was Steudnitz ihm gestanden hatte, wie dieser tiefer Schwermuth voll, wann er bedachte, 's könnte einen Korb wohl setzen; da

regte sich in ihr ein edles Mitleid. Gleich einer Schwester hatte sie den Steudnitz gern und schätzte ihn vor allen Rittern hoch. Doch von dem Bruder sich zu trennen, ward ihr schwer. Drum legte sie ihr Haupt an seine Brust und sagte traurig: „Ach! muß es denn geschieden sein von dir?"

„Nein, Schwester! hier kann von müssen keine Rede sein. Dein Herz soll einzig und allein entscheiden. Was ich im Innern denk', dräng' ich zurück; denn freie Wahl hast du, die soll bestimmen."

Lukardis sagte drauf: „Ich will es überlegen."

Und als sie stundenlang mit sich zu Rath gegangen und schmerzlich Sigert's von der Wetteburg gedachte, dem sie ihr Herz im Stillen hatt' geweiht; als sie sich eingestanden, daß die altgewohnte Harmonie, wie sie im Ritterhaus der Wartburg sie empfunden, im Hause Rudolf's nicht mehr tönte, doch ohne Schuld des Bruders — da trat sie zu ihm hin und sagte ernst: „Rudolf! ich will es thun; schon weil du's wünschst."

Der Bruder sah sie prüfend an und sagte: „Und thuest du's auch gern? Der Grundstein wahrer Liebe ist die Achtung; drauf bauet sich des Herzens warme Neigung auf, so, daß das Haus des Eheglückes fest ist und doch lieblich anzuschaun. Bedenk', Lukardis! wenn du nur den Grundstein hast und nicht vermagst, das Haus noch weiter auszubau'n; wenn in der Ehe dir dereinst ein Mann erscheint, dem dein Herz zufliegt inniger Liebe voll, und darfst und kannst doch nicht den heißesten der Wünsche erfüllet sehn — o Lukardis! das denk' ich mir entsetzlich. Dann ringt die kalte Pflicht mit einer Liebe, die da ist und doch nicht sein soll. Wenn ich in deinen Augen dann den Kummer schaue und um den Mund die Falten bittren Grames — bei Gott! ich hielt's nicht aus! denn du stehst meinem Herzen doch am nächsten."

Da brach Lukardis voller Weh zusammen und weinte sich an Rudolf's Herzen satt. Es lag ihr auf der Zunge, ihm zu sagen, daß sie wohl liebe, doch in der Brust des Mannes ihrer

Liebe ein andres Bild verborgen stünde, das Hildegunde's. Was aber sollte dies Geständniß nützen; es half ja doch zu nichts und würde in des geliebten Bruders Herzen, das ohnehin manch Bittres mußte tragen, nur neue Sorge schaffen. Drum raffte sie sich auf mit großer Kraft, die sie zu üben hatt' gelernt aus Walther's Liedern. Fest stand sie auf und sagte:

„Wohl dir, daß du mich warnst. Doch soll' ich meinen, daß da, wo solche große Achtung man gewähren muß, wo solche Lieb und Treue herrschet wie in Steudnitz, es wohl auch möglich sei, daß eine Lieb' entstünde, vielleicht noch reiner, als die erste, schnell gefaßte. Drum sag' ihm, der so treu um mich besorgt war, er solle morgen kommen, mich zu grüßen als seine anverlobte Braut." —

Als Rudolf Abends am Kamin vernommen, daß Jutte's Leib in kühler Erde läge, und auch, wie Hildegunde zu ihr stünde, ward er betrübt, als wär' die Mutter sein gestorben. Er reichte seine Hand der Maid und sagte: „Und du bleibst dennoch unsre Schwester!"

Die Maid ward großer Trauer voll und weinte. Doch als Lukardis freundlich zu ihr sprach: „Ich will dir kund thun, daß ich morgen dem Kurt von Steudnitz anverlobet werde, und daß du mir als liebstes Hochzeitsgeschenk nach meiner neuen Heimath folgst und immer bei mir bleibst als Schwester —" da war die Maid zu Anfang erst erstaunt; doch bald darauf umfaßte sie Lukardis und blickte freudig ihr in's Angesicht und flüsterte: „Lukardis! ohne Leid geht's Leben ja nicht ab. Doch wann es zu dir kommen sollte, so trage ich die Hälfte, daß die Last nicht fühlbar werde, und theile deine Freude, daß sie doppelt werde." —

Der Reise Anstrengung bracht Rudolf bald den Schlaf. Doch in den Träumen ging es wirr und lose durcheinander. — Als Rudolf andern Morgens zur Rudelsburg ritt, und nach

Hugo's Begrüßung Dem von Steudnitz sagte, er solle kommen, etwas anzuhören, was ihn nicht ärgern würd'; da war's ein kurzer Augenblick, in dem der Freier Abschied nahm, auf's Roß sich schwang und schnell im Trab den Berg hinuntereilte, so daß ihm Rudolf nachrief: „Kerl! bist du verrückt? Du reitest ja dein bestes Pferd zu Schanden, daß es stürzen muß."

Die Warnung half nur wenig. Zwar ließ der Glückliche den Lauf des Pferdes mäßigen, so daß ihm Rudolf folgen konnte; doch war noch immer große Eile, bis endlich von der Kesselschlucht der Weg emporstieg und Steudnitz langsam reiten mußte.

„Dein Pferd hat mehr Besonnenheit als du," sprach Rudolf lachend; „sonst wäre es schon längst gestürzt und du dazu."

„Laß mich, Rudolf!" rief Steudnitz treuherzig; „wer solch ein feines edles Weib gewinnt, der kann wohl auch ein Rößlein opfern. Du hast zwar Recht mit der Besonnenheit; doch wer wie ich so lange Höllenqualen ausgestanden, dem kann die plötzlich angekommne Freude leicht die Ueberlegung rauben." —

In Rudolf's Wohngemach ward die Verlobung vollzogen. Als Lukardis hörte, wie Steudnitz' Athem flog und er nicht Worte finden konnte, zu sagen, daß er im siebenten der Himmel schwebte; als sie sein glückverklärtes Antlitz sah und volle Lieb' und Treue in den blauen Augen, da konnte sie wahrhaftig auch bekennen, daß sie sein Ehgemahl in Treuen wollte werden. Und als er frug: „In Treuen und in L i e b e?" — versetzte die Verlobte: „Ich schätze deine edlen Eigenschaften hoch und will mir Mühe geben, ihrer werth zu sein durch Liebe, wie sie Herr Christ gebeut für Eheleute."

Das war weit mehr, als Kurt erwartete. Er wußte, daß sein Antlitz unschön war, und glaubte, daß es unmöglich sei, sich Liebe zu erringen. Drum konnte er sich anfangs nicht drein finden und drückte oft Lukardis' Hand, um sich zu überzeugen, daß es kein Traum war.

Lukardis dacht' zu groß, um auf ein unschön Antlitz was zu

geben. Des Mannes Schönheit ist die Kraft, sein Wissen und die Reinheit der Gesinnung, und hier fand sie noch mehr: Die Reinheit seiner Liebe. Das Alles zeigte sich von außen und von innen, und weil Lukardis wahrhaft schätzte, wenn Schein und Wesenheit zusammenstimmten, so fand sie auch, daß ihr Verlobter wohl verdiene, recht glücklich durch ein Weib zu werden. Und als der Bräutigam ihr einen Kuß gab auf die Lippen, da rief es in Lukardis' Herzen: „Ich will kein blankes Zinn. Er soll dereinst nicht seufzen über seine Wahl." —

Noch selben Jahres sollt' die Hochzeit*) sein; so ward's bestimmt vom Brautpaar und von Rudolf. Gern wollt' Lukardis sie in Stille feiern; doch mußte sie sich fügen, als der Bruder ihr sagte: Er sei es seinem Vater schuldig und dem Geschlecht der Vargula; denn groß und mächtig war es und verlangte, die andren Großen Thüringens zu laden.

Für's Hochzeitsmahl war Saaleck groß genug; nur für die Unterkunft der Gäste gab's manch Kopfzerbrechen. Doch das verhütete Rudolf's nachbarlicher Freund; die Rudelsburg konnt' viel der Gäste fassen, und auch die Bürger in dem Städtchen Saaleck eilten, dem Edlen Vargula Herbergen anzubieten. Sie hatten im Gedächtniß noch, wie Rudolf einst darauf bestand, daß nichts geändert werde in dem alten Brauche, daß das Vorwerk Nahrung abgab an die Stadt. Das Volk kann treue Liebe nie vergessen, wenn sie Bestand hat, und sei's auch nur, daß sie sich zeigt um kleinrer Dinge willen. Jetzt sproßte die Saat auf auch äußerlich; Rudolf fand der Bürger Stüblein wohl geschmückt, also, daß er die vornehmsten der Gäste im Städtlein unterbrachte. Sein Freund und Schildgefährte Günther von Schwarzburg und Abt Winemar mußten bei ihm bleiben. Nur Sigert von Wetteburg sandt Nachricht, er sei erkrankt und könne nicht theilnehmen an dem Fest in Saaleck.

---

*) I. Lukardis vermählt an Den von Studenitz.

Die Hochzeit ward mit großem Glanz gefeiert. Mit vollen Händen theilte Rudolf Geschenke aus an die Begleiter der Edlen und Grafen des Landes, und Hertha gab den Armen, die in der Stadt, in Tautenburg und anderen Besitzungen der Vargulas bedürftig waren.

Im großen Gotteshause auf der Rudelsburg ertheilte der Kaplan dem Paare seinen und der Kirche Segen. Er sprach gar mild in's Herz hinein und mahnete zur Liebe; drauf fuhr er fort: „Wo die nicht herrscht im Hause, da kann der Ehestand nur Wehstand werden. Du hast die edle Jungfrau dir erkoren. Sei lieb und gut zu ihr und trage männlich als der Stärkere die Fehler deines Weibes. Und Du hast einem Mann dein Wort gegeben, der dich durch's Leben führen will in Treue und in Liebe. Sei drum ihm unterthan; so will's des Herr'n Gebot. Ich kenn' Euch Beide durch die Beichte und weiß, daß Ihr Euch Mühe geben werdet, die Ehe nach des allmächt'gen Gottes Rath zu führen; drum kann ich Euch getrost zusammensprechen, und brauche nicht erst mahnend vorzuhalten: daß, wenn der Eheherr sein Weib nicht mild regieret, er einst vor Gott muß Rede stehn. Doch schlimmer ist es noch, wann's Eheweib will herrschen und seinem Herrn gar barsch und schnöd begegnet, als hätt' sie einen Stein, wo sollt' ein Herz in Demuth und in Anmuth schlagen, dem Ehgemahl zur Freude. Wann er im rauhen Leben harte Tage hat, dann ist's allein des Weibes Herz und weiser Sinn, was ihm Entschäd'gung bringt. Und findet er dies nicht im Hause, so ist sein Unglück nicht allein der Schmerz und die getäuschte Hoffnung. Viel schwerer wiegt's, wenn durch des Weibes eingesäte Galle im Acker in des Mannes Brust der Zorn entsteht und üppig wächst empor zu größrem Zorne und der Eheherr, gleichwie mit Nadelstichen gepeinigt, genöthigt wird, stark aufzutreten und täglich zu ringen, bei solchem schnöden Wesen als Hausherr ohne Unmuth seinen Willen durchzusetzen, wann's dem Guten gilt und thöricht Wesen zu verhüten. Drum rufe ich des

heiligen Apostels Wort noch einmal aus: Kindlein! liebet euch untereinander."

Noch manches Wort von Gold ward da gesprochen zur Festigung des Glaubens und Vertrauens zu Gott und seiner Offenbarung als Erlöser.

Als Rudolf jene Worte hörte, biß er sich auf die Lippen. Doch Niemand merkte, daß und was er dabei fühle. Sein Ehgemahl war wohl gerührt von des Kaplanes Rede, doch fand sie keine Ursach, es könne dies auf sie gemünzet sein. Sie ging ja fleißig zur Messe und that getreulich in der Wirthschaft Führung ihre Pflicht.

Als die Weihe der Kirche zu Ende und die Geladenen das Gotteshaus verließen, fiel ein kurzer sanfter Regen nieder. „Das deutet Glück!" sprach Hildegunde zu Lukardis. Und als diese sich an Abt Winemar wandte, fiel aus ihren Augen auch ein sanfter Regen, nach dessen Ende sie zum Abte sagte: „Ich danke Euch, hochwürdiger Herr Abt! — Mich dünket, ich habe aus des Herrn Kaplans Munde Euch reden hören."

Der Abt drückte ihr verständnißvoll die Hand: „Gott gebe gnädiglich, daß jene Worte in Eurer Schwägerin für immer haften bleiben." —

Das Hochzeitsmahl war durch der Hausfrau Kochkunst reich an guten Speisen und edlem Wein. Auch an frohem Muthe fehlt' es nicht. Steudnitz war hoch geehrt, sein feierlich und doch auch muntres Wesen verkündete den Jubel seines Innern. Viel Schmuck von Gold und Silber und edelem Gestein prangte an der Gäste kostbaren Kleidern. Doch gab es dreierlei von Gold, von Silber und von Edelstein, das prangte noch viel schöner. Elisabeth, die Fürstin, hatte durch einen Gesandten Ludwig's ein goldnes Kreuz mit dem Erlöser drauf an Lukardis geschickt und auf ein Pergament die Worte schreiben lassen: „Hast du Ihn, so hast du Alles." Dies Kreuz betrachtete Lukardis freudestrahlend, und diese Freude in Gott hatte zur Folge, daß

sie mit inn'rer Schöne dem angetrauten Gatten unter'm Tisch die Hand drückte und auch mit äußrer Schönheit ihres sanft roth angehauchten Antlitzes zugleich zum Bruder schaute voller stiller Wünsche. Der hatte was von Silber vor sich stehn. Es war der Becher, den einst Walther zum Fenster hinausgeworfen, den er ihm wiedergegeben mit den Worten: „Behalte ihn! er ist das Geschenk deines gnädigsten Herrn und noch viel mehr. Schau ihn an in der Stunde der Prüfung und Versuchung.“ Da gedachte Rudolf in Treuen an den edlen Landesherrn und gedachte auch des Wortes seines Freundes Walther vom Selbstbezwingen in der Stunde banger Prüfung.

Und an der Brust von Hildegunde prangte ein seit vielen Jahren verborgener Rubin, an dem des Freundes Wort haftete: „Der Herr Christ sende Euch seine Engel, daß sie Euch behüten auf jedem Schritt. Sein Blut, so roth wie der Rubin, floß von seinem heiligen Leibe.“

Da zeigte sich's, wie wahres Christenthum in drei geprüften Menschen mächtig siegte; denn über'm Heiland und Erlöser ward aller Erdennoth vergessen. Das gab dem Feste eine Weihe, von der Graf Schwarzburg sagte: „So schön und hehr hab' ich noch nie ein Hochzeitsfest gefunden.“

Als dies vorüber war und Lukardis Abschied nahm vom Bruder, der sie sobald nicht aus den Armen ließ, da merkte man es den Geschwistern an, daß jedes sich bezwingen wollte. Fest blieb der Bruder und standhaft; doch der Schwester Thränen flossen. Drauf küßte sie das goldne Kreuz und riß sich los.

Noch lange stand Rudolf am Fenster und schaute dem Wagen nach, der die Schwester und Hildegunde entführte. Er stand allein, am Fenster und im Leben. Da war es ihm, als wollt' ihn alle Willenskraft verlassen und sollte ihn der Kummer niederbeugen. Wohl beugte er sich nieder, doch faltete er seine Hände und betete. Und das Gebet bracht' ihm zu Verstand, daß unser Wollen den großen Dienst auf Erden oft versagt und Einer

nachhelfen muß mit unendlicher heiliger Liebe. Die erhob ihn. Er stand auf, ging zu seinem Weibe und gab ihm einen selten gewordnen Händedruck. Drauf legte er sich nieder zu schlafen und schlief gut, wie noch nie.

Dreizehntes Kapitel.

Das alte Jahr verging, doch seit Lukardis' Scheiden so träge, als wollte es kein Ende nehmen. Dafür entschädigte das Jahr des Heils 1223; des Heils! denn es begann im Hause Saaleck mit der Ruhe, die man als leidliche bezeichnen konnte. Dem Kreise der Kinder Rudolf's, die er gern um sich versammelte, ward ein Knäblein zugefügt zur Freude seines Vaters; der wollte den kräft'gen Stamm des Hauses Vargula erhalten wissen und den Knaben dereinst kühn an Rath und That. Drum nannte er ihn Konrad.

Am Tage nach der Taufe beschied ihn Landgraf Ludwig zu sich. Der weilte damals auf der Veste Neuenburg,*) zu deren Füßen Freiburg liegt am Flusse Unstrut. Schon Hermann, Ludwig's Vater, hielt gern Hof in dieser Burg, in deren Mauern unter Hermann's Schutz und Huld Heinrich's von Veldecke Aeneïd entstand. Weit reicht der Blick nach Porta, Naumburg, Weißenfels und Merseburg. Und unten in dem schönen Thal der Saale zieht sich der Fluß gleich einem Silberstreifen hin, begrenzt von grünen Auen und mit Wein bewachs'nen Bergen, die damals

*) II.

schon der Rebstock zierte. Das machte, weil ringsum viel Klöster lagen, die man nur selten baute in unfruchtbar Land.

Daß Landgraf Ludwig große Stücke hielt auf Neuenburg, bewies sein Wort, das er dort ausgesprochen. Elisabeth, die Fürstin, gab den Armen so reichlich, daß Mancher an Ludwig's Hofe murrte und dem Landgrafen vorhielt, sie mache ihn noch arm. Doch Ludwig achtete deß nicht und sagte: ‚Wenn sie mir nur die Neuenburg und Wartburg läßt, so mag sie immer geben, wo es noth thut.“*)

Es war gar Manches anders geworden auf der Wartburg. Konrad hatte einem andern Kaplane Platz gemacht und weilte bei einem dunklen Priester, der gern versucht hätt', die Inquisition in Deutschland einzuführen. Zur Zeit gelang's noch nicht. Durch Konrad's Fernsein aber fand sich für die stillen Feinde Elisabeth's Gelegenheit zu weiterem Wühlen. Als diese nun auf Neuenburg verweilte, gab sie dem Gatten das erste Kind. Es war ein Sohn und der bekam den Namen Hermann, dem Großvater zu lieb.

Da mußte Rudolf Schenkendienst verrichten längre Zeit und manches mißliche Geschäft besorgen. Elisabeth nahm es nicht sehr genau mit Hab und Gut von ihrem Ehgemahl. Sie theilte davon aus, wo sie nur konnte, also, daß Ludwig, kurz ehe er nach Freiburg reiste, Elisabeth doch mahnen mußte, nicht allzusehr, nur dem Vermögen angemessen, auszutheilen. So leid es ihm auch that, ward Ludwig doch dazu getrieben, denn hie und da mußt' er bei seinen Untergeb'nen Schulden machen. Die zu begleichen, fiel dem Schenken zu. So war's auch mißlich, daß Rudolf eidlich sich zu verbürgen hatte,**) als er von Freiburg aus dem Abt zu St. Georgenthal einen Hof zu Nolleben nebst zehn Hufen Landes verkaufen mußte, damit der Landgraf eine

*) II. **) I.

Schuld von hundert Mark Silbers an Cäsar von Löwenberg abtragen konnte.

Als dies Geschäft zu Ende war, begab sich Ludwig mitsammt Elisabeth und Rudolf wieder auf die Wartburg, und dort begann Elisabeth von Neuem, der Armen und der Kranken milde zu gedenken. Ein armes und gebrechlich Weib in Eisenach, die Ursula, bat sie so flehentlich um eine Gabe, daß bald darauf Elisabeth zur Stadt herabstieg, um ihr Brot zu geben und Linnenzeug zur Kleidung. Ludwig und Rudolf waren auf der Jagd. Als sie zurückekehrten, trafen sie die Fürstin. Der Landgraf grüßte sie und frug, was sie in ihrem Schurzgewande trüge. Da ward der Mitleidigen, der oft Geschmähten, bang um's Herz; sie fürchtete, daß ihr Gemahl ihr zürnen würde. Drum sagte sie verlegen in der Noth: Sie trüge Rosen im Gewand verborgen. Als Ludwig wollt' die schönen Blumen sehen und sich ergab, daß sie Brot und Kleidstoff hatt' und keine Rosen, trat eine unmuthige Falte in sein Angesicht, denn dies war wider die Wahrheit. Rudolf bemerkte die Falte. Doch als er die theuerwerthe Fürstin tief erröthen sah, ritt er zu Ludwig hart heran und flüsterte ihm zu: „O Herr! seht ihre Angst und ihre Bangigkeit! und wollt' bedenken, für Wen sie dies gethan: Um Gottes und der Verlass'nen willen. — Seid gütig."

Da ward sein Herr gerührt, stieg ab vom Pferde und küßte liebevoll Elisabeth auf den Mund und sagte: „Geh' hin in Frieden, liebes Weib! ich will hinfüro nicht mehr stören, was du Gott zu lieb thust und seinen Heiligen."

Die Ursula in Eisenach bedankte sich mit heißen Thränen ob der reichen Gabe und wünschte Gottes Segen auf die milde Fürstin herab. Und weil Elisabeth die Frau im Glauben an Jesu Christo fand, so sagte sie zu ihr: „Sei ruhig, Ursula! und vertraue auf Gottes Sohn. Er ist es, der dir's schickt durch mich unwürdige Sünderin. Vertrau' auf ihn; er wird dir mehr noch geben."

Von da an ging Elisabeth in jeder Woche auch zur Ursula; die litt nun keine Noth mehr durch Elisabeths von Gott gegebene Liebe. Und allen Armen Eisenachs war sie gleich einem Engel. —

Wir schauen hier und da ein schönes Schloß und tragen groß Begehr, es zu besitzen. Das müßt' gar herrlich sein, so dünkt uns, und leben könnt' man hier in Frieden, ohne alle Noth. Doch wenn man tief hineinschaut in das Schloß und sieht die ird'sche Herrlichkeit der Welt, da treffen wir gerade hier oft tiefes Elend und uns wird die Erkenntniß: ‚Mensch bleibt Mensch. Ich will doch lieber stille sein und mich begnügen.'

Am Hofe in der schönen Wartburg wohnte auch kein Friede. Konrad war wieder eingetroffen; dem folgte Elisabeth in allen Stücken, wann's guten Werken galt und Heilige wie auch die Wunden von Aussätzigen zu küssen und stundenlang zu knien auf hartem Boden und sich zu geißeln. Wenngleich ihr Konrad vorhielt, daß sie in dem und jenem Stück zu weit ginge und sich mäßigen solle, so ließ sie doch nicht nach in ihrem Wesen: dem Leib absterben und der Welt.

Die Mutter Ludwig's lieh den Feinden der jungen Landgräfin immer mehr das Ohr. Sie war erzürnt über sie und mengte sich in Vieles, was sie that. Sophia ward es hinterbracht, daß Elisabeth das Baden hasse. Drob machte sie ihr Vorwürfe und befahl ihr, mit ihren Jungfrauen zu gehen, um ein Bad zu nehmen. Gehorsam folgte drauf die Fürstin dem Gebot. Doch kaum, daß sie den Fuß mit Wasser benetzt, stand sie vom Baden ab; es schien ihr sündhaft, ihren Leib zu pflegen.

Noch mehr ergrimmeten Sophia und die zu ihr standen, als sie erfuhren, Elisabeth habe ihren untersten Dienerinnen und Mägden befohlen, sie Du zu nennen; weil sie nicht mehr sei als ihrer eine.

Auch Rudolf konnte solches Treiben nicht für gut erachten; doch hielt er es nicht für so schlimm, daß man sich so gehässig zeigte gegen die, die doch nur Gutes wollte und an sich

nicht dachte. Er konnte nicht der Zeit vergessen, in der Elisabeth als Kind so schmerzlich geweint, da sie dem Elternhaus entrissen wurde. Getreu dem Schwur, den er zu jener Zeit gethan, hielt er getreulich aus, um scharf dareinzufahren, wenn man der Fürstin wollt' ein Leid anthun. —

Sein Söhnlein Konrad hatte er noch nicht gesehn, obgleich's nun fast ein Jahr alt war. 's ist bald gesagt; doch wer sich täglich seiner Kinder freuen kann und soll auf lange Zeit das liebste Gut entbehren, dem wird's begreiflich sein, daß solch ein Opfer, um der Treue willen dargebracht dem Landesherrn, nicht klein und eine Perle mehr ist in der Lebenskrone. Die Sehnsucht Rudolf's nach den Seinen wuchs von Tag zu Tag. Er brauchte nur vom Fürsten zu erbitten, daß er ihm Urlaub gebe. Doch hatte er auch hier im Selbstbezwingen sich geübt und dämpfte seine Sehnsucht. Das ist oft mehr und fordert größre Kraft, als in der Schlacht das Schwert zu schwingen. So mocht' auch Schwertlein denken. Seine Miene war ernst und seine Augen ließ er oft zum fernen Süden schweifen. 's war just die Zeit der Minne, die auch den ehrenfesten Meisterknappen traf. Die blonde Juliane, der Mägde eine auf der Rudelsburg, hatt' es ihm angethan mit aller Macht der Liebe, doch also, daß er drob des Essens und des Trinkens nicht vergaß.

Das Jahr 1224 war erschienen; mit ihm ein Töchterlein Elisabeth's; man nannt's Sophia zu Ehren der Mutter Ludwig's. Da standen Viele um des Fürstenkindes Wiege und blickten gerne in der Kleinen unschuldsvolle Augen. Es konnte Niemand in die Zukunft schauen und ahnen, daß dieses holde kleine Wesen würd' Kriegesnoth und Elend einst erzeugen.

Nun schwieg ob dieses Kindleins willen auf Zeit die Feindschaft gegen dessen Mutter. Rudolf benutzte das und bat um Urlaub. Der ward vom Landgrafen gleich gewährt; denn dieser konnt' sich denken, daß sein Schenk gern wieder bei den Seinen leben wollte.

Hätt' Kurt von Steudnitz Rudolf's scharfen Ritt gesehn, als er nach seinem Vestlein Saaleck eilte, so hätt' er ihm dasselbe sagen können, was Rudolf einst gesagt: „Kerl! bist du verrückt? Du reitest ja dein bestes Pferd zu Schanden!"

Es ist der schönsten Freuden eine, wenn man voll Sehnsucht eilt, geliebte Menschen nach so langer Trennung wieder zu begrüßen. Sie giebt uns Flügel, die uns schnell zum Ziele bringen und was uns anstrengt, nicht beachten lassen.

Da lag's, das schöne liebe Saaleck! da standen sie, um derer willen er den Ritt so scharf gethan. Da jubelten die Kinder ihm entgegen voller Lust. Als Hertha ihm das jüngste, Konrad, brachte und Rudolf seinen Sohn voll Lieb' an's Herz gedrückt, begann der Kleine lautes Wehgeschrei und wollte wiederum zur Mutter. Drauf nahm ihn Hertha wieder auf den Arm, als wäre ihm ein großes Leid geschehn und sagte: „Du bist zu rauh; das Kind kennt dich noch nicht und wird viel Zeit bedürfen, ehe sich's an dich gewöhnt." Das war ein neuer Tropfen Gift in Rudolf's Freude.

„Ich finde," sagte er, „du bist zu rauh! und bauschst des Kindes Schrei'n zu etwas auf, was nimmer doch besteht. ‚Viel Zeit bedürfen? Ehe sich's an mich gewöhnt?' Ich will doch sehen, ob die Stimme der Natur so schwach ist, daß es vieler Zeit bedürfe! — Komm her, du Kleiner! fürcht' dich nicht! ich bin dein Vater! und meine du's recht gut mit deinem Vater, denn der bedarf es."

Drauf nahm er seinen Sohn zum zweiten Male auf den Arm. Der Kleine schrie nicht mehr; doch blickte er voll Scheu auf Rudolf. Der zog sich drauf zurück, erfrischte sich und ging zur Rudelsburg, um Hugo zu besuchen. Mit Mutterstolz hielt Ilse ihm ihr jüngstes Kind entgegen und dieses wollt', daß Rudolf es auf seine Arme nähme. Da herzte Vargula das Kind und küßte es, und als er's seiner Mutter wiedergab, fand diese ihres Kindes Wangen naß. Sie merkte nicht, woher das kam;

und munter plaudernd scheuchte sie die Wolke fort, die Rudolf's blauen Himmel trübte.

Hugo's Erzählungen, was sonst sich in der Ferne und der Nähe zugetragen, brachten neues Leben in Rudolf. Die Kunde, daß Gotelinde ein drittes Töchterlein dem Eheherrn geschenkt, erfreute ihn, denn aus dem, was gute Nachbarschaft konnt' heißen, war Freundschaft geworden; darum er auch an jeder Freude Hugo's theilnahm und an jedem Leide. Dessen Bruder sowie auch Ritter Berthold Spiegel war gestorben lang vor der Nachricht von dem Heil, das den Verwandten ward beschieden. Gregorius hatte längst von den hohen Tugenden der Fürstin Elisabeth erfahren. Ihr zu Ehren sollt' sein drittes Töchterlein Elisabeth, das ist: die Gottgeweihte, heißen.

Der Wein erquickt den Gaumen und das Herz. Weil Rudolf in der Hast der Reise ihn oft entbehrt und hier im trauten Freundeskreis sich wohl befand, so sprach er wacker dem Getränke zu und fröhlich; denn er erfuhr, daß Lukardis sie besucht mit ihren Kindern und wohl und munter sei.

Da ward der Bruder voller Freude starr. Er, der so lange Zeit unstät an vielen Orten war gewesen und also ohne jede Nachricht, vernahm erst jetzt davon und erst von andrer Seite. Er war selbst Schuld daran; hätte er sein Eheweib nicht so schnell verlassen, die würde's ihm schon kund gegeben haben, wenn auch später.

Begierig frug er, was das sei: ‚mit ihren Kindern', das sei ja doch nicht möglich.

Drauf sagte Ilse ihm mit eigner Freude: „Ei, edler Herr! es sind schier Zwillinge. Zwei Mägdelein, von denen ein's Lukardis heißt, das andere Mechtildis."

Da stand der Glückliche vom Sessel auf und sprach: „Gelobt sei Gott, der Herr! er sorgt doch immer, daß auf Wunden heilsame Pflaster kommen. Stoßt mit mir an auf's Wohl der Kinderchen und ihrer Mutter." —

Als Rudolf wieder in Burg Saaleck war, vergaß er, wie der Empfang gewesen, und mochte auch nichts einwenden, als Hertha zu ihm sagte: „Du warst so schnell hinweg;“ denn Hertha hatte Recht, wenn auch nur nach der Form.

Schon andern Tags brach er mit Schwertlein auf nach Steudnitz. Hier gab's die reinste Freude ohne Trübung. Vier Tage bracht' er zu im Schlosse. Den Steudnitz fand er noch genau so, wie am Tage der Verlobung. Und als er mit Lukardis einmal allein war im Gartenhaine, der zum Schloß gehörte, und er sie auf's Gewissen frug: „Bist du wahrhaft glücklich?“ — da sagte ihm die Schwester mit dem Blicke der Zufriedenheit: „Wie sollt' ich denn nicht glücklich sein bei solchem Manne? Der jeden Wunsch von meinen Augen liest und immer aufpaßt, daß ich mich ja nicht stoße an des Lebens Ecken. Der mich behütet solchermaßen, daß ich ihm sagen muß: ‚Du Guter! du verwöhnst mich!‘ Und als darauf sein Auge freudig strahlte und er mir sagte, daß sein eigner Herzenstrieb es sei, was der Kaplan am Altar einst von ihm gefordert, — sieh! da ward sein unhübsch Antlitz schön, denn in dem Strahl der Augen glänzte eine gute edle Seele. Und hatte ich dereinst auch einen schönen Traum gehabt, den ich nie ganz vergessen kann, so muß ich doch Gott preisen, ihm lobsingen, daß er die Wirklichkeit mir hat gestaltet viel besser, als ich je verdiente. Auch wehe mir, wenn ich sein braves Herz sollt je betrüben. — Und stolz bin ich auf ihn. Mit hohem Muth und starkem Arm hat er sich Unterdrückter angenommen, mit dem von Tümpling sich vereinigt und zwei elende Rittersleute übermannt, die nur von Raub und Mord sich nährten. Die Burgen liegen längst in Trümmern und die Rittersleute unter'm Grase.“

Nachdem Lukardis auserzählt und nach ihm gefragt, erfaßte Rudolf ihre Hand. Er konnte erst nicht sprechen, denn was er sagen wollte, hätt' der Schwester reines Glück getrübt. Drum

wich er manchen Fragen aus und gab zur Antwort nur von dem, was ihn mit Glück erfüllte, seinen Kindern.

„Was ist denn Glück?“ frug Rudolf mehr sich selber. „Durch dich, Lukardis, komm' ich nach und nach dahinter: 's ist andres nicht, als die Zufriedenheit mit dem, was Gott uns hat beschieden. Doch ist's nicht leicht, sie zu erringen.“

„Das weiß ich, Rudolf! doch auch das: daß ein Gebet im Stand ist, uns zu heben. Und hast du denn nicht auch die schöne Gabe, erlernt am Hofe und gepflegt von Walther: Ein Liedlein zu erdenken und es aufzuschreiben? Sieh! Kurt hat's auch erlernt, wenngleich die Zeilen hinken, also, daß mich ein innres Lächeln überkommt. Doch mit der Liedlein Inhalt erobert er mein Herze Stück für Stück.“

Hier hielt sie inne; denn sie kamen an eine Bank, wo Schwertlein saß, in seltner Weise tief versunken in Gedanken. Der hatte Lukardis' letzte Worte gehört und festgehalten. Als sie bei ihm vorüber war, fuhr Lukardis fort: „Hast wohl bisher nicht Zeit dazu gefunden? Jetzt aber hast du Zeit. Versenk' dich in die edle Kunst und spiele auch auf dem Psalterium. Mein Eheherr hat längst mir eins geschenkt. Doch komm' ich selten nur zum Spiel; die kleine große liebe Gottesgabe, die Zwillingsmägdlein, schaffen viele Arbeit, und wann ihr muntres Lallen tönet, das nur ich versteh, und himmlisch Lächeln um die Mäulchen spielt, das ist für mich Musik, so schön wie keine. Und die Musik hast du ja auch zu Hause.“

„Wohl hast du Recht und deine Freude ist groß und rein. Und das Psalterium, was in deinem Herzen tönt, ist nicht verstimmt. Doch weißt du ja, daß ich so oft und lang muß ferne weilen und werde fast entfremdet meinen Kindern. Da ist's nicht leicht, die jungen Herzen wieder zu erobern.“

„Du thust mir innig leid,“ sagte Lukardis. „Unser Vater hat wie oft beklagt, daß er durch seinen Dienst so wenig von uns hätt'. Aber er war gar getrost; er wußt' uns ja in guten

Händen, in der Hut des Freundes Walther. Doch konnte unser Vater nicht ein Lied erdenken; das ging ihm ab. Du aber kannst es. Nimm es wieder auf und sing' dazu, du wirst mir's wieder sagen einst: Es hilft uns über Vielerlei hinweg."

„Nein nein, Lukardis! damit ist's vorbei. Ich bin's nicht mehr im Stande, eine Saite anzurühren oder gar ein Liedlein zu erdenken. Für wen denn? Was soll mir Begeistrung dafür schaffen? In einem dürren sand'gen Boden läßt sich keine edle Pflanze ziehn. — Die Kunst verdorrt in mir."

Lukardis blieb nach diesen Worten stehn, zog ihren Arm aus dem des Bruders und schaute ihm mit Trauer in die Augen, also, daß Rudolf seinen Blick zur Seite wand.

„Nein, sieh mich an! blick' nicht hinweg! schau' in die Augen deiner treuen Schwester!" und leise setzte sie hinzu: „Bin ich noch eines Liedleins werth?"

Das traf den Bruder wie gerechter Vorwurf. Er wandte seine Blicke zu der Schwester und sagte lebhaft:

„Ja du! du sollst ein Liedlein von mir haben, soweit ich es vermag. ‚Geschwisterglück' soll's heißen und voll Lob und Preis sein von der Güte Gottes. Doch kann ich's nicht in Saaleck schreiben. Dort auf der Wartburg, wo wir Beide so oft und traulich bei einander saßen, will ich mir Walther's Sessel nehmen und Walther's Schreibtisch vor mich stellen; vielleicht steckt noch von seinem Geist darin. Und dann versenk' ich mich in früh're Zeiten; denk' an den Abend, wo wir Beide fröhlich uns gehascht um jenen großen Tisch; wo wir im Rosenschimmer unsrer Jugend lebten —"

„Und ich dein wohlgehegtes Bärtchen zupfte und dich neckte —"

„Und du so that'st, als thät' dir's schrecklich weh, als ich dir zärtlich in die kleinen Finger biß."

„Und Walther drauf sein Lied sang: Wenn die Blumen aus dem Grase dringen —"

„Und drauf kam Hildegunde und —"

„Und stellte einen Krug mit Wein auf jenen großen Tisch —"

Die Stimme kam von Hildegunde; die hatte die Erinnerung an jene Zeit zur Hälfte angehört und nahte, Lukardis und dem Bruder zu vermelden, das Abendbrot stünd auf dem Tisch.

Da zog Lukardis Hildegunde zu sich her und sagte munter: „Und du bist ja die Dritte in dem Bunde, den auf der Wartburg wir geschlossen hatten, ohn' jedes Wort, doch fest im Herzen."

Da ward auch Hildegunde froh und half der Zeit gedenken, in der sie Alle noch sorglose Kinder waren. Und in die Herzen zog ein Freuen ein, und war's, als ob die schönen Jahre wieder lebten und neu verjüngten frische Jugendlust.

Das war wohl so ein schöner Tag wie eh'mals auf der Wartburg. —

Die Zeit in Steudnitz flog dahin, als wär' sie eine Stunde nur gewesen.

Den Frieden, der im Schlosse herrschte, nahm Rudolf mit, als er zurückritt mit dem Meisterknappen nach Burg Saaleck. Ein großer Unterschied war zwischen Beiden. Je näher sie der Heimath kamen, je mehr verschwand der helle Friedensschein auf Rudolf's Antlitz. Doch Schwertlein's ansehnlicher Mund ward mälig immer breiter; das ist das Merkmal stillvergnügter Freude. Und als die Rudelsburg vor ihnen glänzte, da glänzte gleich sein Angesicht, so hell, daß auch Juliane es hätt' sehen müssen, wenn sie es überhaupt hätt' sehen wollen. Darüber war sich Schwertlein noch nicht klar. Drum sann er, wie er seiner Juliane Gunst erwerben könne und erinnerte sich der Worte aus Lukardis' Munde: „Mit einem Liedlein erobert er mein Herze Stück für Stück." Wer dieser ‚er' gewesen, wußt' er nicht, doch konnt' er sich so viel zusammenreimen, daß ein Liedlein oft die Herzen wandelt zu Gunsten dessen, der es machte. Hatt' er doch wie oft erfahren in seinem Leben, daß Edelknaben zu den Frauen mußten heimlich Briefe tragen und daß darauf sich so etwas von Minne angesponnen. Was er der Herzgeliebten sagen wollt', deß war er

sich so ohngefähr bewußt; doch wie es andrehn, daß sich die Gefühle reimen? Und wer sollt' sie ihm niederschreiben? Der Schreiber auf der Rudelsburg durft' nichts davon erfahren; in Saaleck gab es keinen. So mußt' er warten, bis ein fahrender sich fand. Das dauerte nicht lange; dazumal gab's solcher Leute viele. Der Schreiber war ein lustiger Gesell und konnte Schwertlein wohl behagen.

In einen Stall nahm er den Schreiber mit; der sollte auf dem Futterkasten schreiben, was er ihm vorsagen wollte. Zuvor befahl er den Knechten, daß sie des Stalles hehre Räume meiden sollten. Die Rosse, die darinnen waren, verstanden nichts von Minne und dergleichen Herzenssachen.

So ging er sinnend im Gang des Stalles hin und her. Nach einer Weile sagte er zum Schreiber: „Nun schreib einmal! — — —: Wenn ich — beim Trinken — sitze — — — — — sitze — — — hm! — hast du ‚sitze'? — Gut! nun weiter: Oder auf dem Rosse — beim Reiten — fürchterlich schwitze — — — —"

„Schwitze," wiederholte der Schreiber.

„Schön! — — — Weißt du nicht, was man nun sagen könnte?"

„Knappe! wie soll ich das wissen?"

„Auch wahr! — nun warte! — — — — Schreibe: Da denk' ich gleich — an meine — Juliane — — — ane — — — und denke — ingleichen — wär' ich doch Hahn im Korbe —"

„Aber das ist kein Gereim," wendete der Schreiber ein. „Auf Juliane reimt sich eher Hahne."

„Du hast Recht, Schreiber. So müssen wir's anders machen, auf daß du dich nicht verschreibst. — — Aber wie?"

Der Schreiber hatte sein heimlich Vergnügen an Schwertlein's Anstrengung. Der schwitzte wirklich, auch ohne auf dem Rosse zu sitzen. Da war doch das Schwingen der schweren Keule Kinderspiel dagegen. Der Schreiber erlöste ihn und sagte: „Das Reimlein ist die Hauptsache; das macht das Lied erst rund und

nett. Wollen schreiben: — Juliane — — und so weiter — und nun: wär' ich doch Korb im Hahne."

„Juliane — Hahne — — — Schreiber! das versteh' ich auch, daß sich das reimt. Also schreib's so!"

Während des Niederschreibens ging Schwertlein sinnend wieder hin und her. Der Schimmel seines Herrn ward unartig und stampfte auch mit den Hinterbeinen, als wollt' er Schwertlein tragen, damit er schwitze. Doch der nahm das übel auf, schlug ihm auf die Gruppe und sagte ärgerlich: „Sei stille, Racker! bist ja sonst ein gutes Thier." Drauf sann er lange wieder von Neuem. Endlich fuhr er fort: „Jetzt kommt: — Wenn du wüßtest — wie gut ich dir wär' —"

„Meisterknappe!" rief der Schreiber; „das klappt auch nicht. Müssen schreiben: ‚wie gut ich wär' dir'."

„Na, meinethalben!" entgegnete Schwertlein. „Wie viel Zeilen sind's denn?"

„Das sind im Ganzen: Eins, zwei, drei — — sechs Zeilen."

Schwertlein war wie in Schweiß gebadet. So groß auch seine Liebe zu der Maid, fürchtete er doch für seinen Kopf. Drum sagte er: „Ich dächte, das wär' nun genug!"

Der Schreiber aber dachte, es sei noch nicht genug; je länger der Liebeserguß wurde, desto reichlicher fiel der Verdienst aus.

„Zwei Zeilen mit schönen Reimlein mußt du noch hinzufügen."

„Hm! — — ich weiß aber weiter nichts!"

„Nun, so will ich dir was vorsagen. Zum Schlusse kommt: ‚Ich möcht' wie sanfter Zephyr dich umschweben — voll süßer Minne bleib' ich dir ergeben'."

„Das ist recht, Schreiber!" rief der Dichter lebhaft aus; „ganz recht! so meinte ich eigentlich die ganze Geschichte. Also schreib's!"

Vergnügt rieb sich Schwertlein die Hände. Ein so schönes

Liedlein und ein so kostspieliges — denn der Schreiber verlangte einen Groschen — mußte Juliane's Herz rühren.

Als das Schreiben zu Ende, forderte der Liebende das Vorlesen des Ganzen, und der lustige Schreiber hub an:

„Wenn ich beim Trinken sitze
Oder auf dem Rosse beim Reiten fürchterlich schwitze,
Da denk' ich gleich an meine Juliane
Und denke ingleichen: wär' ich doch Korb im Hahne.
Sei stille, Racker! bist ja sonst ein gutes Thier.
Wenn du wüßtest, wie gut ich wär' dir.
Ich möcht' wie sanfter Zephyr dich umschweben,
Voll süßer Minne bleib' ich dir ergeben."

Als Schwertlein der Strophe zweite Hälfte vernommen, ward er erst verblüfft und dann zornig.

„Schockschwerenoth! was fällt dir ein? das mit dem guten Thier hab' ich doch gar nicht gesagt!?"

„Schwertlein! du hast's gesagt."

„Schreiber! du bist ein Thransack! da hab' ich doch den Schimmel mit gemeint!"

„Das hättest du mir sagen sollen!".

„Schreib's noch mal um und laß das gute Thier weg. Man möcht' doch gleich die Kränke kriegen!"

„Will's noch mal umschreiben. Aber das kostet einen Groschen mehr für Arbeit und Pergament."

Das ging über Schwertlein's Vermögen. Mißmuthig kratzte er sich hinter den Ohren und sagte: „Nun, so streich die Zeile durch!"

Das that der Schreiber mit feiner Linie, also, daß man den Racker sowie das gute Thierlein noch gar wohl erkennen konnte.

Er erhielt seinen Groschen und nicht die besten Wünsche auf die Weiterreise.

Schwertlein's Verstimmung schwand mälig; die letzten beiden Zeilen machten ja Alles wieder gut. — —

Als Juliane auf der Rudelsburg den Brief aus Schwert-

lein's Hand erhielt, ergab es sich, daß sie nicht lesen konnte. So ging sie zum Burgschreiber und ließ sich des Ergusses Inhalt offenbaren. Als sie den gehört, lachte die Maid hell auf und lachte immer noch fort, als sie zurückkam und zu Schwertlein sagte: „Ich dank' Euch, Meistersänger Schwertlein!"

Der hielt das freundlich herzliche Gelächter für große Gunst und ward im Herzen froh. Juliane hatte kichernd sich entfernt und Schwertlein ging glücklich und schmunzelnd nach Saaleck.

Er hat's nie wieder gemacht. Denn als er auf der Jagd seinem Herrn nach Monden sagte: „Hab' auch einmal ein Reimlein erdacht!" und Rudolf erstaunt es sich hersagen ließ, da hatte Vargula dermaßen darüber gelacht, daß sein Roß scheu wurde und er bald herabgeglitten wäre.

Hiernach und als der Meisterknappe keine Wirkung spürte bei der Maid, ward er gar still und ernst für's Leben lang. Aber wehe dem Feinde, der im Gefecht in sein Bereich gerieth! — Die Kraft des grimmen Hiebes war so groß, daß davon drei der Mannen hätten genug gehabt. —

Rudolf's Lachen über Schwertlein währte nicht lange; es gab so Manches, das es ihm vertrieb. Und als das nächste Jahr erschienen war, da lachte Niemand mehr im Lande Thüringen. Die Hungersnoth war ausgebrochen; Elisabeth bedurfte vieler Gehülfinnen, um mit ihnen auszutheilen, umherzuziehn und Nahrung zu spenden, wo's nur immer noththat; und das that's überall.

Rudolf ging gern auf Elisabeth's Bitte mit als ritterlicher Schutz. Der Edlen war der Schenke werth; sie wußte, daß er treulich zu ihr stand. Nicht achtete sie der Müdigkeit bei angestrengtem Liebesdienst, und wann's ihr war, als müsse sie zusammenbrechen, da siegte ihr starker Geist über dessen zarte Hülle, die erst achtzehn Jahre lang auf Erden weilte.

Auch Ursula empfing; von ihr erfuhr Elisabeth, wo die Noth am größten sei; dort ging sie hin und gab zum irdischen

Brote das himmlische Manna des Trostes in Christo, dem sie in Demuth diente. Rudolf verstärkte von seiner Habe ihre Mittel. Doch als Elisabeth Nahrung, Kleidung und Trost einem Manne geben wollte, an dessen fast nacktem Leibe die Knochen deutlich sichtbar waren, fiel Rudolf ihr in's Wort und sagte ärgerlich: „Halt, Herrin! der Mensch hat zween Male gegen Euern hohen Eheherrn gekämpft und nicht wenige von unsern Mannen erschlagen. Ich kenn' ihn wohl; 's ist sonst auch noch ein schlechter Mensch und er verdient's nicht.“ —

Da richtete sich die junge Fürstin edel auf und sagte milde: „Vargula! sind wir nicht allzumal Sünder und erhalten doch vom Herrn der Herren Nahrung und Kleidung auch unverdient? — Gerad' weil er ein Feind war, soll er haben, was ihn schützt vor Kälte und vor Hunger.“ Drauf gab Elisabeth den eignen Mantel, daß seine Blöße ward bedeckt, und gab ihm Brot, daß er nicht hungre.

Rudolf aber ward roth und schaute voller Schämen auf den Boden nieder.

Elisabeth sah seine Röthe. „O Vargula!“ sagte sie innig, „ich habe dich nicht kränken wollen mit dem, was wie Zurechtweisung klang. Es war ja nur 's Gebot von Jesu Christ, dem ich mit Leib und Seele mich möcht' treu ergeben.“

Da ward er ob solcher demüthigen Hingebung tief gerührt. Er kniete vor ihr nieder und sagte: „Herrin! macht mit mir, was Ihr wollt! ich bin Euch ergeben bis zum Tode.“

Doch Elisabeth gebot ihm, aufzustehen: „Knie nicht vor mir, ich bin ein sündig Wesen. Knie nur vor Gott und bitte ihn, daß er dir helfen möge, wenn dein Gewissen dir sagt, es sei was nicht recht im Herzen, oder wenn ein Stein der Sorgen sich darauf lagern will.“

Da griff Rudolf in seine Geldtasche und gab dem grimmen Gegner seines Landesherrn genug, daß er auf längere Zeit sich konnt' erhalten.

Ein freundlich ‚dank dir‘ von Elisabeth ward ihm darob zu Theil.

So hatte sanfte Demuth in einem Augenblicke überwunden, was sich in Rudolf's Brust nicht völlig rein erwies. An diesen Augenblick dacht' er sein Leben lang und konnt' es nicht vergessen, wie doch des Weibes Sanftmuth und der Seele Anmuth den stärksten aller Männer und seinen Grimm kann überwinden.

Ein Seufzer war es drauf, den Rudolf ausstieß und in die weite Ferne schickte. —

Elisabeth ward matt; Rudolf hielt sie, denn auf das nasse Moos konnt' er sie nicht niederlassen.

„Herrin, hört auf! Ihr habt genug gethan. Ich lasse Euch in einer Sänfte auf zur Wartburg tragen. Bedenket wohl, daß Ihr Euch schonen müßt! das seid Ihr Gotte ebenso schuldig gleichwie das Spenden.“ —

Zwei Tage drauf gab sie dem Gatten ein zweites Töchterlein, das später Aebtissin ward in Kitzingen. —

Nur flüchtig konnte Rudolf Saaleck und die Seinen sehn; denn wiederum galt's, Kämpfe zu bestehen. Als Ludwig auf der Neuenburg verweilte, hatte der Herr von Salza*) einen Bergfried, d. i. Thurm und Schloß, aufgeschlagen im Reinhardsborn'schen Gebiete, allwo er das Kloster hart bedrängte. Der Abt hatte ihm vorgehalten, dies ginge wider Gott; er soll's doch lassen. Doch der rohe Salza kehrte sich nicht daran. Als daher Ludwig zurückgekehrt war, beschwerte sich der Abt bei ihm. Da sendete der Landgraf seinen Schenken voraus zur Züchtigung. Rudolf berannte die Burg, zerstörte sie und nahm den von Salza gefangen. Wie der auch wüthend mit den Zähnen knirschte, so wurde er doch gebunden an einer Kette geführt. „Du bist kein Edelmann,“ sagte Rudolf zu ihm; „wie ein gemeiner Räuber sollst du gefesselt werden.“ Als Ludwig nach Reinhardsborn

---

*) II.

kam, mußte Salza im Büßerhemd ein schweres Kreuz öffentlich umhertragen und darnach ewigen Frieden schwören.*) Voll ohnmächtiger Wuth that er dies und wagte aus Furcht vor Vargula, der keine große Sache mit ihm machte, nicht, mit ihm anzubinden; der hatte ihm sein rohes runksig Wesen eingestrichen.

Noch weitere Unruhe gab's. Der Kaiser Friedrich hatte angelobt, einen Kreuzzug zu unternehmen. Doch hielt er lange noch damit zurück und schwankte von Jahr zu Jahr. Darob der Papst ergrimmte und seinen Grimm noch festhielt, als endlich Friedrich anno 1227 feste Anstalten traf, den Kreuzzug zu beginnen.

Weil auch der Landgraf Ludwig daran theilnahm, so gab's inzwischen für Rudolf als Kriegsobersten viel zu thun, das Heer des Fürsten mit den andern Grafen neu zu bilden. Und weil dies einen langen Aufenthalt am Hofe forderte, so ließ der Schenk die Seinen alle von Saaleck holen und zur Wartburg bringen.

Hier erhielt er auch Walthers Antwort auf seinen langen Brief. Sie war nur kurz, verhieß bald einen längeren Brief und theilte mit, er hätt' des Kaisers halsstarrigen Sohn nicht mehr zu Pflege. Den würde Keiner gerade biegen können. „Ich bin," so schrieb er weiter, „seit Jahr und Tag ein alter Mann geworden, und wenn man alt wird, denkt man mehr und mehr an längst vergangne Zeiten, an längst vergangne Leiden. Die Wunden unsres Lebens bluten zwar nicht mehr, doch eine tiefe Narbe bleibt zurück. — Lebt Hildegunde noch?"

Das war des Briefes und der Herzenswünsche Schluß.

---

*) II.

Vierzehntes Kapitel.

Ein Rasseln gab's, Waffengeklirr und Hufestampfen, als Landgraf Ludwig sich im Jahr 1227 rüstete*) zum Kreuzzug, den Kaiser Friedrich unternehmen wollte. Elisabeth ward drob verwundert, denn Ludwig hatte ihr bisher verschwiegen, daß er mit Friedrich ziehen wollte. Als nun die Zeit kam, daß er's ihr nicht mehr verhehlen konnte, da tröstete er sie mit süßen Worten, besetzte sein Land mit redlichen Amtleuten und sorgte für des Landes Sicherheit und Ordnung allerwegen.

Es war ein trauriges Geleit, das ihm die Seinen gaben: Sophia, seine Mutter, Elisabeth mit ihren Kindern und Ludwig's Brüder Heinrich und Konrad. Sie Alle zogen mit bis nach Schmalkalden. Dort harrten der Schenk von Vargula und Saaleck, Graf Schwarzburg und noch viele Großen mit 200 Pferden und gar guter Ritterschaft.

Da gab's ein schmerzlich Scheiden Rudolf's von den Seinen; doch thaten ihm die Thränen Hertha's wohl, als er, noch auf der Wartburg, sie verließ und seine Kinder. Lukardis war mit ihrem Eheherrn herbeigekommen. Kein Wort bracht' sie hervor, als Rudolf sich aus ihren Armen winden mußte; sie weinte nur und mußt' nur immer weinen, und konnte ihm nichts Andres thun, als unter Schluchzen ihm das goldne Kreuzlein zeigen, das von Elisabeth sie einst erhalten hatte. Und dieser Hinweis auf das Kreuzlein sagte viel, wenn auch nicht Vielerlei; es sagte: ‚der Herr Christ geleite dich‘.

In der Nacht, da Ludwig Abschied nahm zu Schmalkalden,

*) I. II.

empfahl er Weib und Kinder der Mutter und den Brüdern, die Alle weinten. Er umarmte und küßte seine Mutter in kindlicher Liebe; dann Elisabeth, die sich nicht fassen konnte. Ludwig konnte vor Jammer kaum reden, zumal er deß gedachte, daß Vaterfreuden ihm in Aussicht standen. Er sagte nur:*) „Du Allerliebste mein! das Ringlein, das ich trag' an meiner Hand, da in den edlen Stein ist eingegraben das Lamm Gottes, das soll dir eine wahre Botschaft sein meines gesunden Lebens oder Todes, wer dir das bringt. Du Allerliebste und Getreueste! Gott segne dich und das, was er uns gnädig schenken wird. Vergiß mein nicht in deinem innigen Gebet zu Gott."

Und als der große Kriegszug sich in Bewegung setzte, da gab es allenthalben großen Jammer, also, daß man hätt' meinen sollen, die Flüßlein wären von den vielen Thränen angeschwollen. — —

Nun der Sommer war vergangen und der Oktober sich zu Ende neigte, kniete Elisabeth einsam in der Kapelle und betete für ihres Gatten Wohl. — Und es entstand ein Streit in ihrer Brust, ob es nicht sündhaft sei, so sehr zu hangen an dem Eheherrn und an den Kindern, und flehete zu Gott, er möcht' die Liebe mindern, auf daß sie fremde Kinder könne mehr noch lieben und sie liebend pflegen.**)

Die letzten Tage des Oktober spendeten den Hinterlassenen auf der Wartburg die letzte Wärme, also, daß Sophia nebst ihren Frauen und Elisabeth sich unter den steinernen Lauben an der Kapelle des Sonnenstrahles freuten, wenn auch in stiller Wehmuth. Sie sprachen viel von Ludwig und wie's ihm wohl ergehen möge und hätten länger noch dabei verweilt, wenn nicht zwei Boten wären angemeldet worden; die wollten mit Sophia sprechen und einen Brief ihr übergeben.

Sophia hieß die Boten in den Palas führen.

---

*) II. **) II. V.

Was sie von ihnen hörte und dem Brief entnahm, ließ ihre Thränen reichlich fließen. Der Sohn, der tugendsame, war gestorben an bösem Fieber zu Otranto. Seine Leiche hatten Rudolf von Vargula und Andere gesotten und das Fleisch begraben. Die weißen Gebeine hatten sie in einen Schrein gelegt, bedeckt mit einem Tuch und einem Kruzifix. Die Ankunft solle bald erfolgen. — Die Trauernachricht zu verkünden, fiel Sophia schwer; doch weil Elisabeth des Trosts bedurfte, nahm sie sich zusammen und ließ sie in den Palas bescheiden. Ehe sie die Kemenate betrat, rathschlagte Sophia mit Heinrich, wie jene Trauerbotschaft schonend Elisabeth beizubringen wäre. Heinrich war sehr gelassen. Hätt' Sophia nicht geweint, so hätt' sie müssen sehen, wie ihres Sohnes Augen leuchteten. Es war wie ein Begehr nach der Regierung.

Elisabeth trat ein, darauf Sophia sagte:*) „Liebe Tochter mein! du sollst eines starken Gemüthes sein und dich nicht allzusehr betrüben über das, was deinem Herrn, meinem Sohne, an Widermuth und Ungemach durch Gott ist widerfahren."

Als Einige hierzu bemerkten, daß er wohl gefangen wäre, sagte Elisabeth: „Wenn mein Herr gefangen ist, mag er mit Gottes Hülfe und seiner Freunde wohl ledig werden."*)

Sophia ward bewegt um sich und um Elisabeth. Sie umschlang sie und sagte mit bebenden Lippen: „Sei geduldig, du allerliebste Tochter, und nimm dies Ringlein zu dir, das er dir gesandt hat. — Er ist — gestorben!"

Da stand Elisabeth so starr wie eine Säule. Schnell ging sie aus dem Palas in den Hof. Dort rief die viel Geschmähte und Verlassene verstört und lauten Schmerzes: „Gestorben! gestorben! ach, gestorben!"*)

Drauf gingen ihr die Frauen nach und suchten sie zu trösten. Da begann sie bitterlich zu weinen und sagte schluchzend: „Ach,

---

*) II.

mir armen trostlosen Wittwe! Ach, mir elenden Frau! — Nun tröste mich, der Wittwen und Waisen mit seiner Gnade nicht verläßt!"*)

Alsbald frug Heinrich seine Anhänger am Hofe um Rath, wie er sich nun zu stellen habe. Die waren mit dem Rathe schnell zur Hand: Dieweil sein Bruder einen Sohn zurückgelassen, auf den das Land nun übergehen würde, so solle er die Wartburg, Eisenach und die besten Schlösser im Lande selbst einnehmen; Elisabeth aber und ihre Kinder solle er vertreiben und eine Kunde gehen lassen durch das Land, daß Niemand sie beschütze. Und solle selber freien und Nachfolger gewinnen. Wenn Hermann, Ludwig's Sohn, zu einem Mann geworden — „wenn's überhaupt noch dazu kommt," sprach Einer teuflisch-schlau darein — so würde dieser sich mit einem Schlosse oder deren zween begnügen.

Von da begann in Heinrich's Brust ein heftig Ringen. Der Reiz des Herrschens drückte alles Bessere nieder, und trauernd, mit gesenkten Flügeln, zog der Engel fort, der im Gewissen ihm zum Guten rieth. —

Im Kloster Reinhardsbrunn ward das Gebein des edlen Fürsten Ludwig beigesetzt. Sophia, ihre Söhne und Elisabeth, sowie der ganze Hof waren mit dabei. Da gab es große Messe und Gebete in der Kirche; Elisabeth lag weinend auf dem Boden.

Als das Begräbniß war gethan, hielt die verlassene Wittwe zu den Herren, die ihres vielgeliebten Gatten Leiche weit vom Süden hergebracht. Einem Jeden reichte sie zum Dank die Hand, und als die Reih an Rudolf kam, sah dieser ihr gar treu in's dunkle Auge und sagte: „Herrin mein! mich dünkt, ich könnt' Euch bald von Nöthen werden."

Und voller Gram antwortete Elisabeth: „Wie Gott will, Vargula!" —

---

*) II.

Es mocht in Rudolf's Brust ein Ahnen sein, daß seines frühverstorbenen Herren Ehgemahl würd' keine guten Tage sehn. Drum bat er Schwarzburg und die anderen Edlen, daß sie sich nicht von ihren Burgen möchten fortbegeben. Er sei voll Argwohn gegen Heinrich, und wär' es gut, wohl Acht zu haben auf Elisabeth. Das sagten ihm die Herren zu. Ein Jeder ritt in eine seiner Burgen, die der Wartburg am nächsten gelegen war.

Rudolf erbat sich Urlaub, um in Vargula zu rasten, allwo auf seinen Wunsch die Seinen weilten. Dort war er seiner frommen Fürstin immer nahe. — —

Es war schon kalt geworden und der Schnee gleich einem Leichentuch lag auf der Erde. Da stieg ein bitter weinend junges Weib hinab mit ihren Kinderchen in eine Felsenschlucht. Dort blieb es stehn und betete und schaute auf zum Himmel unter Thränen, doch mit Ergebung. Sie trug ein Kind auf ihrem Arm; die andern hielten sich an ihrem Mantel fest und jammerten: „Lieb Mutterlein! mich friert.“ Darauf die junge, zwanzigjähr'ge Mutter: „Seid still dem Herrn und hofft auf ihn. Er wird uns bald erlösen und uns geben, was euch erwärmt und euren Hunger stillt. In Eisenach, der Stadt, giebt's gute Menschen, die werden voller Mitleid wohl gedenken, was ihnen unser Herr und Christ durch mich für sie gethan.“

Und als sie frierend durch das Thor schritt und wegen ihrer wundgelaufenen Füße die breiten Steine in den Gassen wollt' betreten, da kam ein Weib und stieß sie barsch zurück und sagte, sie solle nur im Kothe laufen. Dies Weib hieß Ursula.

Und als sie flehend an der Thür vor einem Häuschen stand und innig bat um Brot und Wärmung, da trat der Mann, der dieses Haus besaß, hervor und rief mit barscher Stimme: „Hinweg mit Euch und Euren Kindern! — Wer nach des Landesherrn Gebot verstoßen wird und bettelt, die mag nur zusehn, wo sie Unterkommen findet.“

Und der das sagte, war der Mann, den sie als Nackten

einst gekleidet und als Hungernden wie oft gespeist; also, daß er sich einst ein Häuslein konnt' erwerben. Von dem der Schenk von Vargula gesagt: „Er ist ein schlechter Mensch."

Und wo sie ansprach: „Gebt mir Brot für meine Kinder und warme Unterkunft, daß sie nicht frieren!" — da wies man sie allüberall zurück mit schnöden Worten.

Ein einz'ger Mensch nur nahm sie auf; der steckte sie in einen kalten Schweinestall. Und in dem Stalle sank sie still zu Boden, und ihre dunkelbraunen Augen leuchteten vor himmlischer Verklärung, als sie sagte: „Herr Jesu Christ! wie dank' ich dir, daß du mich würdig findest, so zu leiden!"

Am andern Tage ging sie still zur Kirche und bat so innig, man möge ihr ein Te deum laudamus singen, daß ein Priester sich voller Mitleid ihrer annahm und sie wohl bewahrte. Dort spann sie fleißig und half arbeiten in stiller Verborgenheit.

Die Kunde von dem hartherzigen Verstoßen Elisabeth's ward schnell verbreitet. Der Priester nahm sich ferner ihrer an wie ihrer Kinder und bracht' sie wohlverwahrt nach Bamberg. Auf jenes braven Priesters Nachricht hatte die Aebtissin zu Kitzingen ein festes Wäglein ihr geschickt und sie holen lassen. —

Bald gelangte durch die wenigen Getreuen die Nachricht von Elisabeth's Verstoßung und allen Einzelheiten nach Schloß Vargula zu Rudolf. Der ward gar sehr ergrimmt und kam in großen Zorn. Er legte seine Rüstung an und wollte mit seinen kampferprobten Mannen, und was er noch auf seinen Gütern fand an kriegserfahrenen Knappen, hinauf zur Wartburg, um sie zu berennen und den Landgrafen in Gefangenschaft zu nehmen. Das wäre ihm, dem Helden und Schlachtenlenker, nicht schwer gefallen, zumal er droben konnt' auf Helfer rechnen. Und seinen Grimm durchzog ein lauter Schmerz ob solchen Schicksals der so lieben, edlen Frau.

„O Jammer über Jammer!" rief er bebend. „Kein Sterblicher noch hat so gelitten als wie du, du theure arme Fürstin.

Herabgestürzt von deiner hehren Höhe, mit Füßen getreten von denen, die du pflegtest; mit Schmähungen und Hohn beworfen von Allen, Allen, die du liebreich hattest behandelt. Jetzt kommt die Zeit, wo ich den Schwur muß halten, den ich gethan, als du den Eltern wardst entrissen.“ — Der starke Mann in seiner Eisenhülle fiel nieder auf die Kniee und weinte bitterlich.

Dann raffte er sich auf, befahl dem Schwertlein, den ganzen Zug der Knappen schnell zu sammeln, und Sigert, der nach der Reise bei ihm weilte, sollt' die Mannen von den anderen Gütern holen.

Mit starken Schritten ging er auf und ab im großen Saal zu Vargula und überlegte voller Grimm, wie er könnt' durch einen Handstreich die starke Veste droben Nachts gewinnen, in der der schlechte Fürst die Früchte seiner Schande wollt' genießen.

Es war ein großer Plan, vor Gott und vor den Menschen. Der forderte genaue kühle Ueberlegung und Beseitigung von Zweifeln. Doch als er sann und an sich vorübergehen ließ die That, den Fürsten einzusperren, da war's, als ob sein Vater bei ihm stände und die Worte flüsterte, die er dem Knaben einst gesagt, als sich's drum handelte, zu wägen, was Recht, was Unrecht sei. Da kam ihm auch der Inhalt in's Gedächtniß von dem, was damals er an gutem Rath erfahren und wie sein Vater ihn gemahnt: ‚Und wähnest du, ein fertig Urtheil dir gemacht zu haben, und merkest doch, daß tief, tief im Innern noch eine kleine Zweifelstimme spricht, so wäge nochmals ab und thu's genau, als stündest du vor Gott und solltest ihm berichten' — — Und drauf sprach auch der Vater: ‚Sei treu dem Landesherrn bis auf den letzten Athem. Doch wendet er sich offen gegen Gott, so sag's ihm dreimal, viermal, vielemal. Gerade, wer vom Herrgott abfällt, dem muß man nachgehn, um ihn für's Himmelreich wieder zu erobern.'

Und das Gewissen bohrte immer weiter und führte ihm auch Walther vor und seine Lehren. Doch Zorn und Rache fuhren

zwischenein und sagten ihm, er müsse halten seinen Schwur und Heinrich züchtigen. Dem sprachen andere Stimmen ganz entgegen und sprachen mild, wie jene wild. Da packte ihn die Wucht der Lehren, die ihm sein Vater und sein Freund gegeben. Voll Kraft bezwang er sich und sagte laut, im Saale ganz allein: „Ich will's doch mit dem Fürsten erst in Güte noch versuchen."

Schnell lief er dann zum Stall und rief dem Meisterknappen: „Laß es sein! doch stelle mir zwölf Boten, daß die zu Pferd schnell nach den Burgen reiten, die ich bezeichnen werde."

Drauf schrieb er an Elisabeth, sie möchte eiligst kommen; denn alle Grafen stünden fest zu ihr und würden Sühne fordern, also, daß ihr und ihren Kindern Recht geschäh'. Und schrieb auch Briefe an die Edelsten des Landes und bat, am sechsten Tag nach Eisenach zu kommen in die Herberge der Ritter.

Dort pflog er mit den Edlen Rath, und als die Alles hörten bis auf's Kleinste, ward jeder voll Erbitterung. Eins waren sie und nicht zersplitterter Gedanken. Rudolf von Vargula, der Rede mächtig, sollt' vor den Fürsten treten, ihm sein Unrecht vorzuhalten und Recht zu fordern für Elisabeth. Sie Alle wollten mit ihm gehn und ihre große Anzahl sollte auch mit reden. —

Ein Ritter ward hinaufgeschickt zur Wartburg, der Heinrich bitten sollte um Gehör.

In zween Stunden standen Alle oben in des Landgrafen Zimmer; Rudolf voran, die Anderen im Kreis um ihn.

Erstaunt betrachteten Sophia und Heinrich die Mächtigen des Landes und ihre große Anzahl.

„Ich bin verwundert," sprach er, „Euch zu sehen. Sprecht! was ist Euer Begehr? Gern will ich darauf hören."

Da trat Rudolf von Vargula vor und hub an:*)

„Edler Herr! durchlauchtigster Fürst! und liebe gnäd'ge

---

*) Die ganze Rede Rudolf's zusammengesetzt aus II und III.

Frau! — Meine Freunde und Eure Mannen, die hier gegenwärtig stehn, haben mich gebeten, mit Euch zu reden.

Ihr wisset das wohl, daß Euer Vater, Landgraf Hermann, seligen Gedächtnisses, meinen Vater, Herrn Walthern, nach Ungarn in das Land sandte, da ich auch mit war, und er einer der Boten war, der die Frauen Elisabeth, des Königs Töchterlein, seinem Sohne freiete und holte und mit großen Ehren brachte. Und nun bin ich mit dem edlen Fürsten, dem getreuen, außen gewesen mit dessen Herren, die hier stehen und haben gesehen und gehört, wie er von Schmalkalden geschieden ist und Euch sein Weib und seine Kinder befahl.

Nun haben wir gehört und vernommen in Franken und in Thüringen von Euch sogethane Unmildigkeit, daß unser Gemüthe sehr erschrocken ist und unsre Antlitze sind davon mit Schämen befangen darum, daß sogethane Unhübschheit und untugendliche Unmildigkeit an Euch erfunden ist."

Ob dieser Rede wollt' Heinrich auffahren zum Zorne; doch redete Rudolf weiter mit starker Stimme:

„Eya, junger Fürste! was habt Ihr gethan? Wer hat Euch das gerathen, daß Ihr Eures Bruders Weib, die betrübte Wittwe, des edlen Königs Tochter, die Ihr billig getröstet und geehret solltet haben, ohne Ursach von Eurem Schlosse und Euren Städten gewiesen habt als ein unthätiges schnödes Weib, dessen ihr schöner Leumund allen Enden widerspricht? Und habt die also gar unhübsch verworfen und eine Bettlerin gelassen!? Die Waisen Eures Bruders, die Ihr solltet erzogen und in schöner Vormundschaft gehalten haben mit Liebe und Gütlichkeit, die habt Ihr lästerlich von Euch gewiesen. Wo war Eure brüderliche Treue? War er nicht Euer Bruder? Wo hat er Euch Untreue bewiesen? War Euch sein Weib nicht edel genug, fromm genug, tugendsam genug? Dies hat Euch Euer Bruder seliger, der tugendsame Fürst, nicht gelehrt,

der das seinem geringsten ehrbaren Manne in seinen Landen nicht gethan hätte. Wir mögen wohl Treue und Gnade zu Euch suchen, dieweil daß Ihr sogethane Untreue bewiesen habt."

Nun schwieg der Fürst zu diesen Reden und wußte nicht vor Schämen, was er ihm antworten sollte, sondern verhüllte sein Haupt und beugte es nieder.

Da hub der Schenke wieder an:

„Herr! was habt Ihr an der kranken verlass'nen betrübten Frauen gefürchtet, die elend ohne Freunde und Theilnahme in diesem Lande hier gewesen ist? Und was mochte Euch die heilige und tugendsame Frau gethan haben, wenn sie alle Eure Schlösser inne gehabt hätte? Wie gar untugendlich lautet das, wenn man dessen in andren Ländern gedenkt! Pfui der Schanden, die nun unsre Ohren von Fremden und Bekannten dicke hören müssen. Ihr habt gar übel damit gethan! Ihr habt Gott erzürnet ohne Zweifel und habt Euch selber geunehret, das ganze Land zu Thüringen gelästert und den fürstlichen Leumund geschwächt. Und wahrlich! ich fürchte, daß die Rache Gottes darum über das Land kommt; es sei denn, daß Ihr Gotte büßet und Euch mit der seligen Frauen gütlich sühnet und ihr das wiederbringet, was ihr und ihren Kindern zu kurz von Euch geschehen ist." —

Als Rudolf so gesprochen, ward's todtenstill im Raume und es verwunderten sich alle Grafen, Herren und Ritter, die dabei standen, daß der Schenke also kühnlich mit dem Fürsten geredet.

Da ward des jungen Fürsten stilles Weinen zu lautem Schluchzen, und er voll Zittern und Zagen, also, daß er eine lange Weile nicht antworten konnte. Und als er aufstand, bebte noch seine Stimme, als er sagte: „Was ich gethan habe — das ist mir getreulich leid, — und die mir sogethanen Rath gegeben haben, denen soll ich nimmer hold werden, darum, daß ich Elisabeth's Huld und Freundschaft wieder kriege. — Alles, was meine Schwester Elisabeth von mir haben will, das will ich gerne

thun, und Ihr sollet deß ganze Macht haben, also, daß Alles der Schwester mein zum Heil gereichen mag."

Da sprach der Schenke kräftig: „Das ist recht!" *) —

Drauf gingen die Grafen und edlen Herren schweigend von dannen. Sophia vermochte vor Weinen nicht, sich zu erheben.

Und Rudolf bat, die treu um ihn gestanden, sie möchten sich in Eisenach, der Stadt, annoch versammelt halten; die edle Fürstin müsse bald erscheinen.

Elisabeth kam auch den Tag darauf. Der theilte Rudolf Alles mit, was jüngst sich zugetragen und er zu Heinrich hatt' geredet.

Da weinte sie in Freuden und in Wehmuth helle Thränen und legte ihr geweihtes Kreuz auf Rudolf's Brust, sah dann zum Himmel auf und sagte leise: „Herr Christ, der du mir einen Retter in der Noth gesandt! bewahre diesen Mann und sein Geschlecht, daß es erblüh' zu deines Namens Ehre. Sei ihm und all' den Seinen gnädig! vergelte du ihm, was ich Elende nicht kann: Erhalte ihm ein gläubig Herz und gieb ihm deinen Frieden. Amen! Amen!"

Es war ein heil'ger, sel'ger Augenblick, als Rudolf niederkniete und Elisabeth die Hände segnend auf das Haupt ihm legte. Und als er wieder aufstand, ward's ihm um's Herz so leicht und wohl, weil Gott die hehre Fürstin hatt' in Schutz genommen. Leicht ward's ihm auch, denn sehnlich hoffend sah er in die Zukunft, daß auch in seinem Hause Friede einziehn möge. —

Die Herrn und Grafen kamen drauf zur Fürstin und beriethen, was sie, der sie so ganz ergeben, von Heinrich fordern möge oder solle. Elisabeth aber, als sie vernahm, was Alles diese Herrn für sie begehrten, sagte drauf:

„Der Burgen sein, der Städte, des Landes und der Leute

*) II.

begehr' ich nicht. So viel jedoch, als mir gehört von Rechtes wegen, von meiner Mitgift und dem Leibgedinge meines Mannes selig, das bitte und begehre ich, daß er mir dieses lasse und ich damit thun kann, was ich will zum Heile und zur Seligkeit von meinem lieben hingeschiednen Freunde."*)

Da brachten sie zu ihr den Fürsten Heinrich. Der bat sie gütlich und um Gott, daß sie vergeben mög'; was er an ihr gethan, das sei ihm herzlich leid. Drauf nahm er sie voll Lieb' in seine Arme. Und als die Dulderin begann, gar bitterlich zu weinen, da weinte Heinrich mit und alle Grafen, und heil'ge Stille waltete in dem Gemach.

Noch eh' die Zeugen der Versöhnung schieden, ward festgesetzt, daß der Fürstin Wünsche jeder sollt' gewähret werden. Elisabeth erhielt auch Marburg, allwo sie sich baldigst hin begab und aller Fürstlichkeit entsagte.

Drauf nahmen all' die Grafen und die Herren von Heinrich und den Seinen auf der Wartburg Urlaub und ritten heim zu ihren Burgen. Rudolf von Vargula nahm nicht eher Abschied, als bis er Elisabeth geborgen wußte. Dann reiste er mit Hertha und den Kindern wieder nach Burg Saaleck.

Durch seine Seele zog der stille Himmelsfriede, den ihm Elisabeth herabgebetet hatte. Auch war's ein Erdenfriede; sein Weib blieb still und theilnahmvoll die ganze Zeit der Reise, also, daß Rudolf das Gebet nach oben sandte: „O möchte doch auch dieser Friede Dauer haben." —

*) II.

Fünfzehntes Kapitel.

‚Lebt Hildegunde noch?‘ — das war des Treugeliebten letztes Wort im Briefe. Und diese Frage tönte fort im Herzen der Geprüften und wollt' nicht schweigen, wenngleich an zwanzig Jahre schon verstrichen waren, seitdem in dieses Herz die Kunde wie ein Dolchstich drang: ‚Herr Walther hat uns ganz verlassen‘.

Und nun das Jahr 1230 war gekommen, drang wiederum die Kunde ein: ‚Herr Walther hat uns ganz verlassen‘. Droben in Burg Saaleck stand vor Rudolf der Bote, der die Nachricht brachte: Herr Walther von der Vogelweide sei dahingeschieden,*) nachdem er 62 Jahre lang des Lebens Lust und Leid erfahren. Auch brachte er ein wohlverwahrt Packet, das er dem tiefbetrübten Schenken überreichte. Darin fand Rudolf viele Blätter Pergament mit Liedern aller Art beschrieben; auf der Umhüllung aber stand: ‚Dem liebsten Freunde, meinem Rudolf‘.

Lukardis war dabei und Hildegunde; die weilten zum Besuch auf Saaleck. Als sie vom Tode ihres Freundes hörten, verhüllten Rudolf und die Schwester still das Haupt und weinten. Hildegunde stand aufrecht da und las begierig ein kurzes Brieflein, das, für sie bestimmt, den Liedern beilag. Als sie damit zu Ende, fiel sie auf die Knie, blickte mit gefalteten Händen auf zum Himmel und weinte laut in süßer Wehmuth; denn des Briefleins mit zitternden Händen geschriebene Zeilen enthielten: ‚Brunhilde sei zu ihm gepilgert, es hätt' ihr länger keine Ruh gelassen, und hätt' in Reu' und Buße ihre Schuld bekannt, auch: daß

*) Geschichtlich ao. 1230.

ihm Hildegunde ewig treu geblieben'. Es moch't Herrn Walther sauer worden sein, noch mehr zu schreiben kurz vor seinem Tode, denn noch zittriger waren die Schlußworte geschrieben: ‚Wie selig läßt es sich itzt sterben — da ich noch konnt' den Trost erwerben: — die Liebste mein war treu und gut. — Mein Gott, nimm sie in deine Hut!' —

Hertha trat ein; verwundert und bestürzt blickte sie die Trauernden an. Rudolf kam einer Frage zuvor und sagte: „Hertha! mein bester Freund, Herr Walther, ist gestorben".

Drauf setzte sie sich zu dem Eheherrn und senkte trauernd ihre Augen nieder.

Von all dem hatte Hildegunde nichts gehört. Ihr Blick war noch gen Himmel aufgerichtet; doch Seligkeit lag drin, wenn auch die Thränen stromweis quollen.

Und wie sie laut, als sollte's Walther hören, und innig ausrief: „O du Herzgeliebter!" — wie drauf ein Fragen kam ob dieser Worte und Hildegunde Alles hatt' erzählt, da schlang Lukardis ihren Arm um sie und weinte um der Freundin langen bangen Seelenschmerz. Auch Hertha weinte mit den Beiden und es war, als ob das tiefe, bittre schöne Leid die Herzen einen wollte, die sich bisher so selten recht verstanden hatten.

Als Rudolf Walther's Brief an Hildegunde durchgelesen, ward er zur Bildsäule. Wieder an Brunhilde erinnert, gedachte er der Zeit, in der diese hart bei Saaleck Hildegunden um eine Gabe angesprochen hatte. Er stellte sich vor Hildegunde auf und frug: „Du wußtest, daß dies Weib Brunhilde war, als die vor Jahren hier stand, um zu betteln — — und dieser schnöden Frau, die dich um's ganze Lebensglück betrogen, hast du verziehen?"

„Von ganzem Herzen, Rudolf, hatt' ich ihr vergeben."

Da legte Rudolf seine Hände auf ihre Achseln; die rüttelte er sanft, sah die Maid mit großen Augen an und sagte mit Nachdruck: „Du — — du hast ihr vergeben?" — — — und mit den Worten: „So muß ich's auch können" ließ er sie

los und ging mit verschränkten Armen im Gemache eine Zeit lang auf und ab. Darauf umschlang er Hertha und gab ihr einen Kuß.

Lukardis merkte wohl, was in des Bruders Brust jetzt vorging. Mit stiller Freude blickte sie auf Beide; sie wußte nicht, daß Hertha diese stumme Sprache der Vergebung nicht verstand; was auch hatte er ihr zu vergeben? Auch ahnte Niemand, daß Rudolf mit dem Vergeben noch ein andres Menschenkind gemeint, von dem uns später Kunde werden soll.

Nun nahm der Ausgesöhnte Walther's Lieder her und las den Frauen ihrer viele vor, so auch das Lied vom ‚Abschied von der Welt: Und als am Schluß die Welt zu sprechen anhub*):

Nun, da ich dich nicht halten mag,
Thu nur das Eine, das ich gehr':
Gedenk' an manchen lichten Tag
Und schau' bisweilen nach mir her,
Schafft dir die Langeweile Pein —

und Walther ihr entgegnete:

Das wollt' ich thun von Herzen gern,
Müßt' ich nicht deinen Fallstrick scheu'n,
Vor dem sich ja kein Mensch bewahrt.
Gott geb', Frau Welt, euch gute Nacht.
Zur Herberg gehet meine Fahrt.

— da sprachen sie von dieser Herberg noch lange Zeit und gedachten auch derer, die längst schon darin weilten seit Jahren. Und ein schöner Friede umschlang wie ein Band die, so um Walther trauerten und doch sich freueten. Das ist des edlen Schmerzes bestes Zeugniß seiner Echtheit, daß er vom Selbstischen sich kehret zu dem freudigen Bewußtsein: Dem Hingeschiedenen ist wohl da droben. —

Als Rudolf sich allein befand, gedachte er des andren Menschenkindes, dem er verzeihen wollt'. Das aber war der geistliche

---

*) XVII.

Berather Elisabeth's in Marburg. Konrad, so lautete die Mär, hätte vor Elisabeth und sonst in Marburg ausgesagt, der Schenk von Vargula und Saaleck sei ein Ketzer. Darob ergrimmte Rudolf und beschloß, den ihm verhaßten Mönch zur Rede zu stellen und so es nöthig, ihm Eins zu versetzen. Doch heute schwand sein Zorn vor Hildegunde's großer That. Er drängte seine Rachelust zurück und brachte es so weit, dem Priester zu verzeihen. Auch half ihm hierin Winemar's mildes Wesen.

Der Abt kam eine Woche drauf nach Saaleck und fand beisammen Alle, die er schätzte. Lukardis mußte ihm von Steudnitz und den Kindern viel erzählen. Sie konnt' sich nicht enthalten, dem väterlichen Freunde heimlich zu berichten, was sich in Rudolf's Hause zugetragen: Das Stiften eines Ehefriedens. Darüber wurde Winemar gar froh. Wohl sagte er den Andren nicht, warum er froh ward, doch konnte man's beim Mittagsmahle sehen, daß er's war; hier scherzte er vergnügt mit Hertha und neckte Rudolf und Lukardis, also, daß Rudolf munter ihm entgegnete und in der Freude seines Herzens dem Becher reichlich zusprach. Und weil der Abt nicht unterliegen wollte, so folgte er dem Beispiel seines Wirthes dermaßen, daß Lukardis und Hildegunde lächelnd merkten, wie nach und nach ein kräft'ger Spitz entstand, den sich die Herren angetrunken. Dem Abt entlief der Spitz, nachdem Hochwürden ein Stündlein lang nichts hatte von der Welt wissen wollen. Das Mittagsschläfchen brachte gute Wirkung.

Rudolf aber, nachdem er mit seinen Kindern gespielt, zog sich zurück, als er merkte, daß die Kleinen lachten; er brachte es nicht mehr zu Stande, auf allen Vieren zu kriechen und die Kinder abwechselnd reiten zu lassen, denn Roß und Reiter purzelten zum lauten Jubel der reitbegierigen Schaar.

Allein im Zimmer, ging er auf und ab, bedenkend, wie doch sein Haus so manches Aehnliche vom deutschen Reiche habe: Viel Kämpfe, dann ein Waffenstillstand, dann wieder Kampf,

dann Friede; drauf wieder Kampf und Streit und so reihum. Reihum ging's auch im Kopfe, so daß er sich setzte und mit dem Worte ‚Friede' befriedigt entschlummerte. Der dreizehnjährige Rudolf aber lauschte schelmisch bald an der Thür des Abtes, bald des Vaters und sagte zu Lukardis: „Muhme! kommt mal her und hört, wie beide Herren schnarchen. Der Vater, als ein starker Rittersmann, macht: rrraaaatz; Herr Abt dagegen milde nur: rrrrpw! rrrpw!".

Die Muhme mußte herzlich lachen und blickte auf den großen Knaben, der sie in manchem an dessen Vater erinnerte. Sie wollte ihn zu sich ziehen und freundlich seine Locken ordnen. Doch hielt er nicht lange Stand und verschwand.

In der Kemenate hörte sie drauf Hertha's anhaltendes Schelten; und wie Lukardis nachsah, erfuhr sie die Ursache; Rudolf hatte ein unscheinbar Töpfchen zerbrochen. Ueber das laute Schelten erwachte Rudolf mißmuthig aus dem Friedensschlummer; doch bald fand er sich mit der Wirklichkeit zurecht, als er mit Winemar der Unterhaltung pflag und seine Schwester gern dabei verweilte. — —

In Hildegunde war ein andres Wesen eingekehrt. Nun sie wußte, daß Walther ihre Treue unwandelbar erfunden, war ihr ein lange drückender und schwerer Stein vom Herzen gefallen. Es überkam sie große Freudigkeit im Herrn und war es ihr, als ob der Treugeliebte von oben freundlich lächelnd auf sie niederschaute.

Der Abt hatte ihr dereinst das Legat gebracht, das ihr Großvater für sie bestimmt. Damals gedachte sie, das Geld durch einen treuen Boten an Walther als Geschenk zu senden, doch also, daß der Freund nicht wissen sollt', von wem es kam. Heut aber stand sie vor der Truhe, überlegend, daß es wohl recht sei, die ansehnliche Summe dem Herrn aller Herren zu weihen. Der Abt sollte das Legat für's Kloster Porta mitnehmen, daß hiervon sollt' für ihren Freund manch Seelenmesse gelesen werden. Als

sie nun schüchtern mit dem Geld zu Winemar trat und ihm kund gab, was sie zu thun gedächte, sagte dieser mit freudig leuchtenden Augen:

„Liebwerthe Hildegunde! ich danke Euch, daß Ihr so selbstlos wollt die reiche Gabe opfern. Gott der Allmächtige wird es Euch lohnen durch Zufriedenheit und Freudigkeit in Eurem Herzen. Jedoch bedenkt, daß unser Kloster gut bemittelt ist und andre Kirchen mehr bedürfen als die unsere. Gebt einen Theil dem Kaplan der Rudelsburg; der klagt mir oft, er könne den Armen nicht so spenden, als er nach der Bedürftigkeit gern möchte. Den andren Theil verwendet Ihr zum Wohlthun. Für einen Mann, wie Walther, will ich selbst und unentgeltlich Messe lesen."

„Herr Abt!" rief Hildegunde freudig; „wie dank' ich Euch ob dieses guten Rathes. Selbst wohlzuthun ist süß und giebt dem Herzen Freudigkeit und Ruhe."

„Ihr sagtet recht!" erwiederte der Abt. „Doch Wohlthun ist nicht leicht. Gerade weil es süß ist und verlockend, kann es gefährlich werden für die Seele. Wenn wir mit Wohlthun hier und da manch eine Thräne trocknen, so schleicht sich oft der böse Feind in's Herz hinein und ruft: ‚Wie gut und edel bist du doch und ohne Fehl, du Menschenherz. Fahr' nur so fort! du mußt, du mußt dereinst drauf selig werden'. Seht! darin liegt Gefahr. So rein und edel Anfangs der Beweggrund war, kommt's doch nicht selten vor, daß mälig nur der Eigennutz es ist, der uns zum Wohlthun treibt. Wir wollen uns zugleich am Danke sattsam weiden; denn schmeichelnd und bethörend wirkt es leicht, daß wir die Dankesopfer, ohne es uns zu gestehen, gern entgegennehmen nur um unsrer selbst und gern uns Weihrauch streuen lassen, statt uns zu sagen: ‚Herr Jesu Christ! ich sündig Wesen bin nicht werth, daß du zum Werkzeug deiner Liebe mich benutzest.' Drum kommt es leicht, daß die, die den versteckten Feind nicht merken, hart werden, wo sie Undank ernten. Und das ist der Beweis, daß sie dann nur um sich und nicht um Gottes willen wohlgethan."

Verlegen blickte Hildegunde zu Boden. Erröthend sagte sie nach kurzer Weil: „Nicht möchte ich in diesen Fallstrick gerathen. So ist es wohl das Beste, wenn ich Alles dem Kaplane gebe.“

„Nein, Hildegunde,“ entgegnete der Abt; „gebt Ihr nur immerhin; 's ist ja des Herrn Gebot.“

„Doch wie soll ich mich hüten und meine Seele?“

„'s ist Zweierlei, was Euch behüten wird. Zum Ersten: das Gebet; zum Andern: daß Ihr die linke Hand nicht wissen lasset, was die rechte thut. Ich sag es noch einmal: Gebt immerhin selbst. Nur dann, wann Ihr den Feind im Innern spürt und sei es auch nur leis — dann schickt die Gaben den Bedürft'gen heimlich zu durch Andre, daß jene nicht erfahren, 's komm' von Euch.“

Lukardis hatte dem Gespräche eifrig zugehört. Sie wollte selbst sich klar sein in dem Punkte; drum frug sie ihren geistlichen Berather: „Ist nicht die Freude rein, die wir empfinden, wenn wir die Freude Andrer sehen? Und ist das Gernesehenwollen nicht erlaubt?“

„Vielliebe edle Frau! das Gernesehenwollen ist lauter und ist gut, sobald die Gabe nicht von uns stammt. Ist sie aber von uns, so ist das Gernesehenwollen nichts als eigennützige Genußsucht. Wehe allen denen, die die Armen zu großem Schaugepränge versammeln und öffentlich beschenken, 'und ihre Weiber und Kinder mitbringen, damit die voll schlecht verhohlener Selbstgerechtigkeit doch ja recht schauen sollen, wie der Arme öffentlich gedemüthigt wird und nicht weiß, wem er mehr danken soll, Gotte oder den Menschen. Pfui über solche Pharisäer! sie machen sich zu Heuchlern und die sie beschenken. Statt daß der Arme Jesu Christo danket, wird er mit Neid erfüllet, wann er sieht, daß Andere noch mehr als er erhalten haben. Auf solchem Geben ruht kein Segen.“

Sinnend blickte Lukardis zu Boden; dann frug sie: „Seid

Ihr, Herr Abt, etwa nicht allzuweit gegangen in Eurem Urtheil? Klingt nicht ein wenig Härte da heraus?"

Lächelnd ergriff Winemar Lukardis' Hand und sagte innig: „Und das sagt mir meine theuerwerthe Frau Lukardis?" — und als diese erröthend schwieg, fuhr er mit Wärme fort: „Habt Ihr der schönen Stunde ganz vergessen, in der vor Jahren wir beisammen saßen und priesen den hohen Werth, den die Vermählung hat von Wesenheit und Schein?"

„Nie, nie hab' ich's vergessen, theurer Herr. Doch wie — —"

„Und diese selbe Lukardis belehrte damals mich mit feinem Wohlgefühle. Und kamen überein, daß Feinheit der Empfindung die Quelle müsse sein, aus der das Gute komme."

„Das, hochwürdiger Herr Abt, galt damals nur der Freundschaft. Was aber hat das heutige Gespräch damit zu thun?"

Lebhaft rief drauf der Abt: „O schauet Euch doch um in unsres Herrn Christi Lehren! Wo anders als in ihnen ist die größte Feinheit? Gilt sie denn nicht für Alles, was wir thun? Schon, wer dem Bruder zürnet, ist ein Mörder! — Schon wer ein Weib betrachtet, ihrer zu begehren, bricht die Ehe! — Seht, edle Frau! so ist's auch mit dem Geben. In Allem, Allem sollen fein wir denken und empfinden, nach unsres Heilands und Erlösers Art."

Da hob Lukardis die gefalteten Hände auf und rief begeistert: „O Gott, wie herrlich sind doch deine Himmelsfreuden! Was ist das Erdenleiden gegen sie! — — — Herr Abt, ich danke Euch von Herzen! Ihr habt so lieb im Herrn die Augen mir geöffnet, die sich so oft verschließen vor dem ewig einzig Wahren."

Still ward's nach diesen Worten, Keines regte sich. Erst Hildegunde brach das Schweigen.

„Herr Abt," sprach sie; „ich weiß nun, was ich thu. Der eine Theil von dem Legate gehöret dem Kaplan. Den andren Theil zerspalte ich in Hälften. Die eine gebe ich den Armen, wann und wo es noth thut. Die andre aber — —" und mit

bebenden Lippen aber Freude im Antlitz vollendete sie: „gebe ich Brunhilden, daß sie nicht Sorge habe um ihr Kindlein, wann sie nicht mehr ist.“

Als Rudolf dies vernahm, sprang er vom Sessel auf. Tief in seinem Innern rief es: „O Hildegunde! du stehst vor mir wie eine Heilige! und ich bin nur ein sünd'ger Mensch, der's im Vergeben nicht recht weiter bringt.“

Drauf ging er mit gesenktem Haupte lebhaft hin und her. Der Abt wußt' sich dies nicht zu deuten und frug: „Was habt Ihr, edler Schenk?“ Da reichte Rudolf ihm die Hand: „Ich thu's Euch kund zu andrer Zeit; 's ist Manches, was auch mich beschwert.“

Und Winemar: „So denn ein Jedes von Euch sein Kreuz zu tragen hat, so will ich seine Last Euch mildern durch den Segen Gottes, den ich auszuspenden berufen bin kraft seines Wortes.“

Und Rudolf rief zur Thür hinaus: „Hertha, liebe Hertha, komm'! — Empfang mit uns den priesterlichen Gottessegen!“ —

Während der Gespräche oben im Wohngemache saßen Schwertlein und etliche Knappen Vargula's in dem kleinen nördlichen Burghof auf einem Baumstamme bei dem Klosterknecht, der Winemar begleitet hatte. Sie tranken Wein, welchen Rudolf regelmäßig freigebig spendete, sobald der hochgeschätzte Gast aus Porta ihn besuchte. Schwertlein konnt' keinen Mönch leiden; die Pfaffen waren ihm verhaßt. Nur zwei Ausnahmen machte er. Der Kaplan auf der Rudelsburg hatte vor ihm Ruhe; d. h. es war schon mehr eine Art Waffenstillstand. Der Priester hatte dereinst Julianen wegen einer Fahrlässigkeit getadelt. Weil aber der Kaplan ihn nicht reizte, sondern freundlich behandelte, so befand sich Schwertlein in der Lage eines anbellenden Hundes, der durch freundlich Zureden mälig das Bellen sein läßt, den

Freundlichen von der Seite ansieht und höchstens ein schwaches Meff knurrt; bis er sich beruhigt, sobald er sieht, daß sein Herr ihn auch nicht anbellt. Die andere Ausnahme war Abt Winemar. Die ehrerbietig-herzliche Begegnung, die dem Abte seiten der Vargula's stets zu Theil ward, machte dem Meisterknappen selbstverständlich zur Pflicht, Winemar mit hochachtungsvoller Devotion zu huldigen. Mag wohl auch der Umstand mit dazu beigetragen haben, daß es allemal Wein setzte, wenn Hochwürden zu Besuch auf Saaleck weilte; d. h. der Wein galt nur dem Klosterknechte. Weil aber des köstlichen Getränkes so überreichlich gespendet wurde und Schwertlein fürchtete, der Knecht könne trunken werden und nicht mehr tauglich zum Schutze des geistlichen Herrn; weil er ferner für schicklich hielt, dem Knecht als Besuch Eins zuzutrinken — so nahm er an dem Genusse mit theil.

Schwertlein erzählte soeben seiner lauschenden Umgebung, daß er im Ganzen drei Arten von Schlägen auszutheilen pflege, je nachdem es noth thue.

„Die erste Art," berichtete er, „ist ein Faustschlag auf den Kopf, also, daß bewußter Inhaber dieses Kopfes nur betäubet wird. Das nenne ich: ‚Ein bißchen todt'. Der Schlag kommt zur Anwendung, wenn Einer ein ungewaschen Maul hat und borstig wird. Die andere Art ist ein Schlag auf den Magen, also, daß der Mann auf längre Zeit nicht weiß, wo ihm's Hirn sitzt. Das nenne ich: ‚Beinahe todt'. Der Schlag kommt zur Anwendung, wenn ich Einen lebendig fangen und der keine Dummheiten machen soll und mich etwa eher schlägt. — Komm' her, Hunfried! ich will's mal an dir zeigen."

„Ich danke schön!" rief der zurückweichende Bedrohte; „Du Kerl wärst's im Stande."

„Nun, so will ich zur dritten Art übergehen," fuhr Schwertlein fort. „Die ist so! —"

Er ergriff eine Keule, sagte: „Hab' gerade nicht Andres hier,"

und schlug mit Wucht einen armstarken Ast von dem Baumstamme ab, daß die Splitter flogen.

„Wer den kriegt, dem thut kein Zahn mehr weh. Das nenne ich: ‚Gänzlich todt‘.“

„Der Schlag kommt wohl am meisten vor?“ frug der Klosterknecht lachend.

„Nein!“ sagte Schwertlein mit Würde. „Den theile ich nur im Kampfe aus oder gegen Bewaffnete, die sich wehren mögen. Wenn ich aber in Lengenfeld, in Saaleck oder Kreipitsch beim Bauerntanze bin, da kommen die ersten Arten wiederholtermaßen dran. Das Bauernvolk ist übermüthig und muß von Zeit zu Zeit Eins auf den Dickschädel kriegen; das ist ihnen ordentlich zur lieben Gewohnheit geworden; denn wenn ich einem ungeschlachten Kerl mal Nummer Eins gebe, daß er wie eine lange Pappel hinfällt, da lachen die Andern; denn ein paar Feinde von der langen Pappel sind immer mit bei.“

„Da kriegst wohl auch oft einen Denkzettel mit heim?“ frug Hunfried.

Das nahm Herr Schwertlein übel und sagte: „Ja wohl, du Däskopp! so einen —“

Er holte zu Nummer Eins aus und hätt' den Flüchtenden sicher damit beehrt, wenn nicht sein Herr gekommen wäre und gerufen hätte: „Schwertlein, sattle! — du reitest mit und Hunfried.“

Bald darauf kam Winemar mit Rudolf. Sie und die Begleiter stiegen zu Pferd und ritten hinaus, bei der Rudelsburg vorbei. Der Weg führte auf Kösen. Zwischen hier und der Burg befindet sich ein schmaler krummer Hohlweg, zu dessen beiden Seiten dichter Laubholzwald stand.

Vor ihm hielt Rudolf still. Ihm war, als hätte er Hülferufe gehört. Als diese sich, auch für die Anderen hörbar, wiederholten, befahl Rudolf: „Reit' voraus, Schwertlein! sieh' nach, was es giebt. Kaum kann ich glauben, daß hier Raubgesindel sein Wesen treibt; Hugo hält sein Gebiet sauber. Da wir aber

Euch, Herr Abt, zu schirmen haben, so gebietet die Vorsicht, zu erspähen, ob eine Uebermacht vorhanden ist."

Der Meisterknappe gab seinem Roß die Sporen. Bald war er an der Stelle, von welcher aus die Rufe erklangen. Hier sah er einen vermummten Mann, der auf drei mit Schwertern bewaffnete Mönche losschlug. Das war Wasser auf Schwertlein's Mühle. Statt schnell Hülfe zu leisten, hielt er kurze Weile an und flüsterte schmunzelnd und bewundernd: „Verfluchter Kerl! — geht gegen Drei los!"

Dann faßte er seine Lanze und sprengte hinzu. Er kam zu spät; zwei Mönche lagen todt auf der Erde, der dritte lebte noch, war aber schwer verwundet. Den Mörder hatte er wohl gesehen; er setzte ihm nach, doch schien er keine große Eile damit zu haben. „Reiß' aus, Kerl!" rief er ihm nach und ritt zurück zu seinem Herrn, ihm zu berichten.

Die beiden Herren stiegen ab und untersuchten die gräßlich zugerichteten Todten. Der Verwundete konnte vor Schmerzen nicht sprechen.

„Das ist kein Raubanfall," sagte Winemar, als Rudolf Geld und Papiere aus den Taschen der Mönche zog. „Hier liegt persönliche Rache vor, wahrscheinlich beabsichtigter Priestermord. Wollet mir die Papiere zeigen."

Während Rudolf sich um den Verwundeten kümmerte, las der Abt. Auf dessen Stirn zeigten sich Falten des Unmuthes. „Lest, Vargula! Es ist so, wie ich vermuthete. Die Todten sind zwei welsche Dominikaner; der dritte stammt aus Fulda."

Als Rudolf die lateinisch abgefaßten Schriften betrachtete, ward auch sein Antlitz finster. Er gab die Papiere zurück und sagte: „Mich dünkt, die Mönche haben sondere Mission gehabt, die uns im Reich nur Uebles bringen kann."

„Man spannt in Rom den Bogen allzustraff," entgegnete Winemar. „Man kennt dort unsre Deutschen nicht. Durch überzeugende Lehre sind sie besser und dauernder der Kirche zu er-

halten, als durch Gift und Dolch und Scheiterhaufen. — Doch gebet die Papiere dem Kaplan, weil's in den Rudelsburger Gauen ist geschehn. Der wird darauf an mich berichten und von mir geht das Weitere nach Naumburg. So will's die Kirchenordnung. Für gut Begräbniß mit der Kirche Segen werdet Ihr schon sorgen. — Lebt wohl."

Der Abt ritt mit dem Klosterknechte weiter, während Rudolf Hunfried zurückließ zur Bewachung.

Stirnrunzelnd und sinnend ritt er zur Rudelsburg. Unterwegs flüsterte Schwertlein ihm zu: „Herr! ich hab' den Mörder allsogleich erkannt. Es war Der von Wersbach."

„Was sagst du? Der Wersbacher? Das kann nicht sein!"

„Herr! ich hab' mich nicht getäuscht. Die große Geschwürwulst am Ohre hat nur dieser Ritter. Auch schaute aus dem aufgegangnen Koller sein blaugelb Wappen auf dem Unterkleid hervor."

Drauf sagte Rudolf ernst: „Schwertlein! gieb dein Wort, daß du es Niemand sagst."

„Herr! Ihr habt mein Wort."

„Gut!" setzte Rudolf hinzu und sprengte an das erste Thor des Oppidums der Rudelsburg.

Einen Zettel aus der Mönche Schriften behielt er zurück, darauf eine Liste thüringischer Großen stand, item: Rudolfus, pincerna de Vargila.

Als er nach Saaleck zurückgekehrt war, ließ er seinem Unmuth freien Lauf. Seine Fäuste ballten sich, als er der Schriften Inhalt im Gedächtniß durchging; denn hierin stand's ganz deutlich, daß unter Leitung Fratris Kunradi ein Plan geschmiedet werden sollte wider Ketzer, ein heimlich Einführen der Inquisition.*) Im Kloster Porta waren zwar die Schriften durch

*) V. VI.

‚leichtfertiges Gebahren mit dem Feuer‘ verloren gegangen, doch mußte Rudolf immer auf der Hut bleiben; darob er denn im Lenz des Jahres 1231 die Edlen des Landes, deren Namen auf dem Zettel standen, besuchte.

Auch etliche der Grafen des Hessenlandes waren darunter. Von einem derselben ward ihm die verbürgte Kunde, Konrad von Marburg geißele Elisabeth so grausam zu angeblichem Heile ihrer Seele, daß er sogar das härene Gewand von ihrem zarten Leibe reiße und seine Knutenhiebe auf den nackten Rücken niederfallen ließe. Darob ward Rudolf arg ergrimmt. Jetzt stand es fest, daß er gegen Konrad einschreiten müsse zum Schutze der einstigen, theueren Herrin, der er Treue gelobt bis zum Tode. Auf dem Heimritte erwog er nach allen Seiten, wie dem Mönche beizukommen sei. Sein Haß gegen ihn schlug in hellen Flammen auf.

Rudolf war von Jugend auf gewöhnt, Andere nicht viel um Rath zu fragen. Mit sich ging er zu Rathe und verglich der Ueberzeugung Endergebniß mit dem, was Walther und der Vater ihm gelehrt; die hatten das Gewissen ihm geschärft. Und das Gewissen sagte ihm, daß etwas geschehen müsse; wie es auszuführen sei, war eine andre Frage. Er kannte wohl die Schwierigkeit, des Mönches habhaft zu werden. Hierzu mußte die List ihm dienen. Wenn er mit vier handfesten Knappen nach Marburg ritte, die Knechte an einem versteckten Orte aufstelle und er, als Mönch verkleidet, Konrad rufen ließ, mit ihm zu kommen, etwa zu einem armen Sünder, der seine Ketzerei wollt’ widerrufen, so konnte er ihn binden lassen und entführen.

Der Plan ward reifer. Die Ungeduld des Hasses trieb Rudolf, ihn vor ganzer Reife auszuführen, doch durfte das nicht sein, Besonnenheit war nöthig.

So trug er sich noch manchen Tag mit seinem Plan herum, erwog und maß, maß auch die eignen Kräfte und den Trieb. Es war ihm, als seien der Triebe mehrere. Das machte ihn

wohl stutzig; doch ward's ihm noch nicht klar, was seinem list'gen Plane noch im Wege stand.

Da ward er in seinem Sinnen unterbrochen, Hertha trat ein und sagte: „Mein Ehgemahl! komm und sieh'. Rudolf hat seinen Bruder Heinrich arg geschlagen. So nimm denn eine Ruthe, ihn zu züchtigen."

„Schick' mir zuvor den Sohn herein."

Der kleine Rudolf kam und stand mit trotzigen Mienen vor dem Vater. Der frug ihn: „Hast du deinen Bruder geschlagen?"

„Ja, das hab' ich gethan."

„Und warum?"

„Er höhnte mich."

„Was sagte er?"

„Wir hatten uns ein Haus gebaut von Laubholz und das war die Rudelsburg, die wollten wir erobern. Heinrich aber sagte: ‚Die Burg gehört mir allein; ich bin der Stärkere!' und riß das Haus nieder. Da konnt' ich ihn nicht leiden und hab' ich ihn gefaßt und arg geschlagen. Und dann ist er zur Frau Mutter gangen und hat ihr gesagt, ich hätt' ihn arg geschlagen."

„Ihr habt Beide gefehlt," sagte der Vater ruhig. „Heinrich war hämisch und du hätt'st ihn nicht schlagen sollen, sondern es mir sagen, auf daß ich Heinrich züchtigte. — — Hole Heinrich und bittet es Euch gegenseitig ab."

„Herr Vater! ich mag ihn nicht leiden."

„So überwinde dich! versöhne dich mit ihm."

„Das will ich nicht."

Da brauste in des Vaters Brust der Zorn auf. Doch bald bemeisterte er sich. Nicht, um des eignen Zorns Gelüste zu befriedigen, durfte er strafen, sondern um des Rechtes willen. Gemessen holte er den Ruthenstab und sagte: „So machest du dich zweier Fehler schuldig: der unerlaubten Eigenmächtigkeit und des Ungehorsams."

Dann bekam Rudolf der zweite tüchtige Schläge. Auch Heinrich erhielt sein Theil. Und, da die Schläge abgeschüttelt waren, baueten die Brüder das Haus von Neuem und vertrugen sich.

Vargula aber ging in seinem Gemache verstimmt hin und her; nicht wegen der Züchtigung an sich, denn damit ward nicht lang gefackelt. Etwas Andres war's, was ihn verstimmte. Er erinnerte sich seiner Jugendzeit, wie er dereinst wegen des hinausgeworfnen Bechers gegen Walther zornig ward; wie er ingleichen Walther nicht leiden konnte, weil der ihn wegen des Schlages auf den Löwenwärter mißachtete.

‚So hab' ich in dem eignen Spiegel mich erschaut', sprach es in Rudolf's Brust. ‚Was i ch dereinst gethan, das mußt' ich jetzo strafen. So finden wir uns selbst in unsren Kindern wieder. Daß wir, selbst unrein, sie strafen müssen, thut uns leid. Wie leid erst mag es unsrem Herrgott thun, wann er, der Allheilige und Alliebende, uns schlagen m u ß. — — Damals schlug ich zugleich aus — — — — — — Bei Gott! jetzt wird der Flecken mir bewußt, der in mir ist! — „R e i n muß der Zorn sein", sagte mir Walther. Und ich merke genugsam im Gewissen mein, daß nicht allein der Trieb, Elisabeth zu schirmen, mich bewegt, dem Mönche Konrad auf den Leib zu rücken; nein! auch der eigne Haß bestimmet mich. — Das soll nicht sein.' — —

Tags darauf ritt Rudolf nach Kloster Porta zu Abt Winemar; i h n wollt' er bitten, zuvor einen Versuch zu machen, Konrad von Marburg menschlicher zu stimmen.

So glatt geht es bei innren Kämpfen selten ab, daß nach dem Sieg der bessren Stimme Versuchungen nicht kommen sollten, die Schlacht von Neuem aufzunehmen.

In Rudolf auch begann der Haß sich wieder aufzubäumen und zu versuchen, das Haus der Heiligung niederzureißen. Doch als er das edel ernste Kloster vor sich sah, sänftigte ihn schon der Anblick; es schwand der Zweifel und der Sieg blieb fest; denn Alles redet hier zum Lob des Höchsten.

Gar lieblich liegst du Stätte tiefen Friedens, der Zucht und Sitte und Gelehrsamkeit. Ein hoher Waldberg schützet dich vor Stürmen. Und deine Wiesenfluren mahnen traulich: ‚Er weidet uns auf schöner grüner Aue‘. Des nahen sanft gewundnen Flusses Welle bezeuget die Vergänglichkeit auf Erden. Dein schöner Thurm zeigt wie ein Finger aufwärts, als wollt' er sagen: Einer nur ist ewig. Und wenn die Glocken hell im Thal erschallen, so ist's nicht Schellenklang noch dröhnend Erz; denn drinnen waltet Glaube mit der Liebe. Und wer dich schauet mit verzagtem Herzen, dem kannst du heute noch zum Troste sagen: ‚Bin jung gewesen und bin alt geworden und hab' noch nie geseh'n verlassen den Gerechten.‘

Die Unterhandlung Rudolf's mit Winemar hatte lange gewährt; der Abt schien nicht gern auf des Schenken Vorschläge einzugehen. Doch sagte er am Schlusse des Gespräches: „Zum Spätherbst werde ich gen Fritzlar reisen, der Priesterweihe meines Vetters beizuwohnen und auch den hehren Dom zu schauen, den man vor dreißig Jahren baute an Stelle des alten Kirchleins vom heiligen Bonifacius. Bei der Gelegenheit will ich nach Eurem Wunsch gen Marburg ziehen, um Konrad gütlich zu vermögen, daß er die strenge Zuchten mildern möge. Doch kann ich nicht erwarten, daß es nütze, denn Konrad ist im Stillen mit großer Vollmacht von Rom versehen, zu wirken für die Kirche und die Seelen nach seiner Willkür. Zudem ist Konrad nicht falsch und rachsüchtig, wie Ihr meint. Was er thut, thut er rein im guten Glauben, Gottes Reich damit zu fördern,*) wenngleich er hierin oftmals über's Ziel hinausschießt.“ — — —

Abt Winemar kam zu spät; Elisabeth war am 19. November selben Jahres, 1231, verstorben, um nie wieder gegeißelt zu werden, oder sich selbst zu geißeln.

---

*) V.

Sechszehntes Kapitel.

Das Begräbniß von Elisabeth's sterblicher Hülle erfolgte mit großem Prunk. Im ganzen deutschen Reiche hatte man von der Dahingeschiedenen heiligem Leben gehört und Elisabeth verehrt mit großer Inbrunst. Gleichwie Verleumdung immer ärger wird, wenn sie der Mund der großen Menge weiter trägt, so wächst auch die Verehrung mehr und mehr durch Zusatz und durch Uebertreibung der Verdienste. So kam es denn, daß auch der ferne Süden manch edlen Herrn gesandt hatte zur Beisetzung der Leiche dieser frommen Frau. Selbst Kaiser Friedrich war in Marburg eingetroffen,*) Elisabeth die letzte Ehre zu erweisen und dem Landgrafen Heinrich Raspe sein Wohlwollen zu bekunden.

Der bunte Kreis von Herrschern, die sich um den Kaiser schaarten, von Bischöfen, mächtigen Herren und Rittern war vor dem Sterbehaus versammelt und harrete des Sarges. Noch mancher Zuzug kam aus nah und fern. Schon zeigte sich Konrad als Vorbote des Leichenzuges auf der Schwelle, als ein großer schöner Mann mit stattlichem Gefolge eilends hinzuritt. Sein Schild trug Silberstreifen auf blauem Grunde; zu beiden Seiten des Helschmucks mit Adlerfedern prangte ein großer Stern von echtem Golde. Die Menge Volks theilte sich und grüßte ehrerbietig; auch Mützen wurden geschwenkt. Manch edler Herr, als er des Schildes ansichtig wurde, winkte zum Gruße oder ritt dem Ankömmling näher zu biederbem Händedruck, also, daß auch die Fürsten ihr Auge auf ihn wandten. Es war der mächtige

*) V. VI.

Graf von Vargula, des Landgrafen von Thüringen-Hessen Kriegsoberster und Schenk, im Hessenlande auch gar wohlbekannt durch seine Siege; gefürchtet und hochgeehrt allenthalben, denn man kannte und nannte ihn den „virum summae prudentiae, sed et armis exercitatissimum.“ *)

Rudolf stieg vor dem Kaiser und seinem Landesherrn ab und beugte vor Beiden das Knie.

„Steh auf, Vargula!“ sagte Friedrich huldvoll. „Wenngleich es scheint, als sähen wir uns nur bei traurigen Anlässen: vor vier Jahren am Sterbelager meines guten Bruders Ludwig zu Ortranto, und nun hier an der Bahre dessen frommseligen Ehgemahls, so freut es mich doch, dich zu sehen. — Steh' auf.“

„Sei mir willkommen!“ sagte Landgraf Heinrich, du kommest spät.“

„Verzeihet, Herr!“ entgegnete Rudolf. „Ein Anschlag auf mein Leben unterwegs hielt mich zurück.“

„Wer konnt' es wagen —?“ fiel Heinrich entrüstet ein.

„'s war eine Schaar zusammengelaufnen Volkes, geführt von einem verkappten Mönch.“

Finster runzelte Friedrich die Stirn und sagte beiseite zu Heinrich: „Mönch! und immer wieder Mönche! — Mich dünkt, der Papst hat viele Helfershelfer, auch im Reiche.“

Drauf sprach der Landgraf kühnlich: „Wollt' Eure Majestät sich mehr dem deutschen Reiche widmen statt dem welschen Lande, so würdet Ihr an Pfaffengräueln viel aufzuräumen finden.“

„Laßt es gut sein, Bruder!“ sagte der Kaiser. „Wann ich im Süden aufgeräumt, soll meine ganze Kraft dem Reiche dienen. Dann, hoff' ich, bleibet Euer Liebden mein treu'ster Bundgenosse.“

Heinrich bot dem Kaiser die Hand und schüttelte sie statt

---

*) I.

der Antwort. Drauf sprach er seinen Schenken an: „Vargula! ich hab' dich lange auf der Wartburg nicht gesehen."

„Herr Fürst!" entgegnete Rudolf. „Ihr wisset, daß ich mein Leib und Leben Euch geweih't zur That. Zum Rathe aber, meint' ich, müßte ich gerufen werden; denn der ist Sache des Vertrauens."

„Du bist empfindlich, Schenk! ich merk' dir's an. Wenn ich mir meine Räthe wähle, wie mir gutdünkt, was geht es dich an?"

Rudolf verschluckte die herbe Pille, herb auch durch den rauhen Ton des Landgrafen. Doch hier war nicht der Ort, von Neuem kühnlich aufzutreten wie bei des Fürsten Schwägerin Verstoßung. Er hatte Manches auf dem Herzen, woran er seinen Herrn hätt' mahnen mögen. Heut sagt er nur: „Erlaubt, mein Fürst, mir eine Bitte."

„Redet!"

„Da drinnen, an der hochseligen Frau Fürstin Bahre, weint ein achtjähriger Knabe, ihr hoher Sohn und Erbe des Thrones Thüringens und Hessens. Erlaubt, daß ich ihn heute trösten darf: Ihr würdet sein als hoher Vormund mit väterlicher Liebe pflegen und beschützen."

„Das ist meine Sache!" rief Heinrich, roth vor Aerger, und winkte ungnädig mit der Hand, daß er gehe.

Da streckte Rudolf seine Reckengestalt lang aus, sah seinen Herrn mit einem festen vorwurfsvollen Blicke an und wandte sich ohne vorherige Verbeugung stolz zu seinem Gefolge.

Der Kaiser hatte unterdeß ein Gespräch geführt mit dem Erzbischof von Mainz und die Umstehenden nahmen an, Rudolf sei in Gnaden entlassen worden. Zwar stand nicht allzuweit davon ein Geistlicher im Ornat, doch blickte der gleichgiltig auf die Seite. Wie es in Rudolf gährte und kochte, konnte Niemand wissen. —

Die Beisetzung im Spitale zu Marburg war zu Ende; die

Theilnehmenden hatten sich zerstreut. Nur Rudolf weilte noch; knieend betete er an Elisabeth's Gruft. Als er sich erhob, sah er deren Beichtvater Konrad vor sich stehen. Dem tiefen Grolle über den Landgrafen gesellte sich der neu erwachte Zorn gegen Konrad bei. Doch dieser brach des Zornes Spitze ab, indem er milde zu ihm sagte: „Edler Herr! hier lieget kalt und stumm, die Gotte und der Kirche treu gedienet."

Schon wollte Rudolf herb antworten: ‚Warum habt Ihr sie dann geschlagen?' — als Konrad noch milder fortfuhr: „Stumm ist ihr Mund; doch durch den meinigen läßt sie Euch sagen, daß sie in Dankbarkeit und Hulden oft an Euch gedacht."

Da wurde Rudolf tief bewegt; wehmüthig sagte er zum Mönche: „Was ich an ihr gethan, war Christenpflicht, sonst nichts. Dafür hat sie mich reich belohnt durch ihren Segen, den sie mir gab in Eisenach nach der Verstoßung. Der Segen wird und muß auch Früchte tragen für mich und für mein ganzes Haus."

„Ich lege meinen zu," sprach Konrad mild, „und hoffe, Ihr werdet Euren großen Einfluß geltend machen, daß alle Abwendung von Gott und seiner heil'gen Kirche im Volke ausgerottet werde."

„Unser Ziel ist das gemeinsame," entgegnete Rudolf; „nur gehen unsre Wege auseinander. Nicht kann ich billigen die Schärfe, mit der Ihr vorgeht. Herr Christ hat nur ein einz'ges Mal geschlagen: als er die Wechsler aus dem Tempel trieb. Sonst ist des Heilands Wesen immer Liebe nur geblieben."

„Wohl wahr, Herr Vargula! doch sonst steht auch geschrieben von Gottes Zorn und seinen Strafen für alle, die sich störrisch von ihm wenden und darum Zwang erfahren müssen für ihr Seelenheil."

„Liberae sunt nostrae cogitationes," sagte Rudolf, schnell einfallend.

Doch ebenso schnell fuhr Konrad fort: „Sed compesce mentem! — et cogita: Ut sementem feceris, ita metes. — Nein, Vargula! laßt heut die disputationes schweigen. Ich hoff', Ihr werdet anders denken lernen, wenn Ihr erfahret, wie der Satan sein Spiel treibt zum Verderben aller Menschen, die seiner Lockung folgen. Die Gottesdienerin Elisabeth gab Euch ihren Segen. So hoff' ich auch, Ihr werdet der heil'gen Sache Gottes beistehn, wo's von Nöthen."

„Wo Lästrung Gottes ist und unchristlich Wesen, da sollt Ihr mich wohl willig finden, Gott zu dienen, soweit mir mein Gewissen sagt, wie's recht ist. Es sollt' mich freuen, wenn Ihr milder denken lernt; denn — soll ich's offen Euch gestehn? — ich war schon nah' dabei, Euch Eure Geißelungen auf der Fürstin Rücken gründlich mit dem Schwerte zu verleiden."

„Mit dem Schwerte? Einem Diener Gottes?"

„Mit der Geißel? Einer Gottesdienerin? Hie Schwert, hie Geißel; bleibt sich einerlei."

„Vargula! sie hat danach begehrt, dem sünd'gen Leibe abzusterben."

„Und Ihr habt es gethan in wirrem Wahne! — Konrad von Marburg! ich verabscheu' Eure Mittel. Doch laßt es mich Euch sagen, was ich heut gewonnen habe: Ich kann Euch nicht verachten. Lebet wohl!"

„Lebt wohl! und Elisabeth's Segen sei mit Euch und wandle Euer Sinnen vollends zu dem ihren."

Nachdenklich und erstaunt verließ Rudolf die Halle. Erstaunt verließ er sie; denn, der zu Danke ihm verpflichtet war, der Landgraf, stieß ihn von sich. Und der, von dem er Haß erwarten konnte, sprach mild und freundlich gleichwie zur Versöhnung.

Nachdenklich ging er fort; denn jenen Anfall auf sein Leben auf der Reise bracht' er in Verbindung mit dem Verdachte, er sei von Konrad ausgegangen. Hatt' er doch noch im

Gedächtnisse, daß dieser ihn dereinst der Ketzerei bezichtigt; daß aus den Briefen der ermordeten Mönche unschwer das neue geheime Amt Konrad's als quasi Großinquisitor zu erkennen war. Falsch und heuchlerisch war Konrad nicht; das sagte ihm sein Freund Abt Winemar; das lehrte ihm zugleich die heutige Begegnung. Doch glaubenswüthig war er und verdreht; warum nicht auch des bösen Wahnes fähig: Der Zweck heiligt die Mittel?

„Hab' ich dich endlich, Rudolf?" rief mitten in dem Sinnen eine wohlbekannte Stimme.

„Schwarzburg! Günther! Gott grüß' dich! Hab' dich wie lange nicht gesehen. Wie geht's mit dir und deinem werthen frommen Ehgemahl?"

„Ich dank' dir! Alles geht zur Gunst. Mein Weib und auch mein Söhnlein, zwei Jahre jünger nur als dein Rudolf, sind wohlauf. Doch wie ergeht es dir? Mich dünkt, du sahst sonst freundlicher, wann du mich trafest."

„Geh' nicht nach äußrem Scheine, Günther! — Wenn auch der heut'ge Tag schon ernster stimmt, so ist es doch noch etwas, was mich und dich und viele andre Grafen zur Vorsicht und zu ernster Ueberlegung bringen sollte."

„Nun? — Und das ist? Du machst mich staunen."

„Wer von unseren Gefreundeten ist hier?" frug Rudolf.

„Fast alle sind sie angekommen; der Querfurth, Helderungen, Meynhardt, Tümpling sind da; auch Ebersberg, Hagenest, Meldingen und Wersbach —"

„Was, der? Just diesen brauch' ich. Komm mit, Günther! daß wir sie zusammenbringen in die Herberg. Dort muß ich Euch was offenbaren, daß Ihr die Augen aufsperren werdet wie die Kuh vorm neuen Thor."

Zu Marburg in der Herberg saßen in einem Gemache des Oberstocks vierzehn Große aus dem Thüringer und Hessen-Land, edlen Geschlechts, stark im Einzelnen und gar mächtig in der Ge-

sammtheit. Dort haben sie an zwei Stunden heimlich berathen und unter Kopfschütteln oder Lächeln einen von Rudolf mitgebrachten Zettel mit Namensverzeichniß oft angesehen, wohl auch hier und da einen Fluch mittelst guten Weines hinabgeschluckt.

„Wersbach, trink' nit zu viel! du mußt noch unterschreiben!"

„Ich bin mit Allem einverstanden!" rief der; „meine drei Kreuze will ich wohl malen."

Ritter Wildeck war der einzige Zaghafte. Er mahnte zur Vorsicht und wollte erst nicht unterschreiben, da goß ihm Wersbach einen Humpen Weines über'n Kopf und sagte: „Bist du denn ein Knabe?" — Darauf unterschrieb er zögernd.

So schlossen die deutschen Edelleute mit Wort, Handschlag und Unterschrift einen festen Bund gegen die Störungen ihrer Gewissensfreiheit. Vargula sollt' in Thüringen aufpassen, der Staufenberg im Hessenlande, wer es wage, ‚das verfl... spanische Ketzergericht nach den deutschen Landen zu importiren'. Nicht einerlei war der Geist, der dieses stille Bündniß schloß. Die Einen hingen wohl an der Kirche, hätten auch nichts dagegen gehabt, wenn der oder jener Freigeist gehängt, gespießt oder verbrannt worden wäre. Weil aber die Anregung zur Einführung der Inquisition von Welschland und Spanien ausging, stritt dies wider ihr Deutschthum. Andere neigten sich einigen Lehren des Petrus Waldus zu und hatten dies offen blicken lassen. Bei ihnen trat somit zugleich der Selbsterhaltungstrieb auf. Auch gab es, die unter allen Umständen gern auf die ‚Pfaffen' einhieben, ähnlich wie Schwertlein mit seinen alleinigen zwei Ausnahmen.

Rudolf blieb der Kirche treu; nur war dieselbe nach dem von Walther eingeathmeten Geiste eine ideale, die er wohl in einzelnen Personen, wie in Winemar, dem Rudelsburger Kaplan 2c., nahezu verkörpert fand, aber nicht in der Gesammtheit. Darum war er gleich seinem Freunde Walther scharfer Gegner alles dessen, was die Reinheit von Christi Lehre besudelte; somit auch

Gegner der Besudeler selbst, namentlich der strengwüthigen Dominikaner.

Nicht ganz ohne Einfluß war auch Hans Sigert geblieben. Der hatte sich nach Hildegunde's Ablehnung von aller Welt zurückgezogen und — wann er nicht zum Kampfe ausgezogen war — in religiöse Grübeleien vertieft, also, daß von dem Lehnsmanne der Wetteburg bisher nicht viel berichtet werden konnte. Sigert war in den Besitz von Abschriften einiger Kapitel der Bibel gelangt, wie solche durch Petrus Waldus vor etwa fünfzig Jahren übersetzt worden war. Er wußte, daß die Waldenser das Fegefeuer verwarfen, Wallfahrten, Messen und Ablaß. Auch kannte er die beharrliche Thätigkeit des vor etwas mehr als zehn Jahren verstorbenen Grafen Raimund von Toulouse in der Verbreitung des Bibellesens.

Nicht in allen Stücken pflichtete Rudolf seinem treuen Waffengefährten bei. Er glaubte an die Wirkung der Messe, das ist: an die Kraft der Fürbitte; blieb ihm doch das Gebet Elisabeth's für ihn und sein Geschlecht unvergeßlich. Drum baute er ao 1232 in Tautenburg eine Schloßkapelle, damit — wann er seine Burgen und Güter unter seine Söhne vertheilte — der mit Tautenburg beliehene konnt' Messe lesen lassen.

Sigert von Wetteburg konnte ein nützlicher Bundesgenosse werden. Wenngleich Rudolf keine Vollmacht hatte, ihn in den Bund der Edelleute aufzunehmen, glaubte er doch verantworten zu können, wenn er ihm von Allem Kenntniß gab. So ritt er denn nach Wetteburg. Drei Stunden Wegs sind es nur von Saaleck bis hierher. Als er durch Heiligenkreuz kam, ward ihm ein sondrer Anblick. Die Bauern umstanden eine gräßlich verstümmelte Leiche, was auszumalen sich die Feder sträubt. Rudolf ritt hinzu und erfuhr hier von den Bauern: ‚Sie hätten den Mann todt aufgefunden, an dem ein Zettel hing, darauf geschrieben: „So soll es jedem Ketzer ergehen.“ Auch sei Herr Ritter Sigert schwer verwundet durch einen Anfall auf sein Leben‘.

Besorgt um den Freund, trieb Rudolf sein Roß zu schnellem Trabe an. In einer halben Stunde stand er an Sigert's Krankenlager; sei's richtiger gesagt: am Sterbebett.

„Hans, du Getreuer!" rief Rudolf bewegt, „du darfst mir nicht von hinnen."

Wehmüthig schüttelte Sigert sein Haupt und sagte todesmatt: „O Herr und Freund! mit mir ist's bald vorbei. Sechs zerlumpte Männer, und doch mit einem Kruzifix versehn, hieben gestern auf mich ein, als ich mit meiner Knappen einem durch das Gehölz nach Schkölen ritt. Ich hab' nicht viel mehr Kraft, dir Aussage zu machen — ich denk', 's war meines Glaubens wegen; obgleich ich Keinem aufgedrängt, was ich für wahr und richtig hielt. — Verzeih', ich bin erschöpft — —"

Er fiel matt auf's Lager zurück. Rudolf saß dabei und drückte warm seine Rechte.

„Nicht gebe ich so schnell die Hoffnung auf," sagte er. „Laß sehn! ich will dich wohl verbinden und dich pflegen; denn nun bleib' ich bei dir."

Doch Sigert lächelte matt. Mit Aufbietung aller Kräfte konnte er noch hervorbringen: „Es geht mit mir zu Ende. — Hab' Dank, mein Wohlthäter! es kann kein treueres Herz von dir scheiden —"

Bewegt umschlang Rudolf den Freund und dieser fuhr fort: „Grüß Frau Lukardis! — und — — und Hildegunde — — bei Gott! ich habe sie — sehr lieb gehabt — — Gott sei mir Sünder gnädig! —"

Das waren seine letzten Worte; denn darauf versank er in Zuckungen, blieb eine volle Stunde bewußtlos und hauchte dann seine Seele aus.

Rudolf weilte lange am Sterbelager des Freundes. Andren Tages ordnete er ein Begräbniß an mit priesterlicher Weihe; doch wollt' kein Priester sich finden lassen, sie zu ertheilen. Erzürnt ließ er dem Heiligenkreuzer Priester durch vier handfeste Knappen

sagen: wenn er nicht käme, werde er ihn auf eine Weise holen lassen, die ihm nicht behagen würde.

Der Priester wand sich todesverlegen. Kam er nicht, so fürchtete er ob Rudolf's Zorn für sein Leben. Ertheilte er den Segen, so zitterte er vor einer geheimen Macht.

Doch ertheilte er schließlich den priesterlichen Segen.

Acht Tage darauf fand man ihn von unbekannter ruchloser Hand erwürgt in seinem Bette. —

Als die Kunde von Sigert's Tode nach Steudnitz gelangte und Hildegunde den letzten Gruß vernahm, ward sie voll tiefer, mitleidiger Trauer und weinte; sie kannte ja genau den herben Schmerz, den das Entsagenmüssen nach sich zieht, gar oft für's ganze Leben.

Lukardis aber ging still zur Schloßkapelle, fiel vor dem Muttergottesbilde nieder und weinte sich dort lange aus in heißem Gebet; das brachte ihr der Seele Gleichgewicht zurück. Beruhigter war sie, denn sie hatte erst jetzt mit der Vergangenheit gebrochen. Ihr Ehgemahl, wenngleich zu jeder Zeit von Lukardis mit zärtlicher Sorgfalt behandelt, war dennoch schier erstaunt, als ihn sein treues Weib in der Folgezeit des öfteren umarmte. Die edle Seele wähnte, sie müsse etwas wieder gut machen.

Die Wetteburg gelangte abermals in den Vollbesitz der Vargulas und ist es auch geblieben. —

Die beiden Morde mußten Rudolf auf den Gedanken bringen, daß die geheime Ketzerverfolgung bereits planmäßig im Gange war. Sein Groll erwachte gegen Konrad wieder, den er für ursächlich hielt. Die Nachricht, daß Konrad von Marburg dem Erzbischof von Mainz die Heiligsprechung Elisabeth's empfohlen, besänftigte zwar den Zorn, doch konnte Rudolf's Mißtrauen nicht davon loskommen, als sei diese Empfehlung nur zur Beruhigung der erregten Gemüther im Volke geschehen.

Als aber zu Beginn des Jahres 1233 aus Thüringen und

Hessen eine Schreckensnachricht nach der andern kam, da ward's gewiß: Das ging von Konrad aus. Verworfene Subjekte wurden gedungen; die warfen sich um wenig Geld von Verstecken aus auf die bezeichneten Opfer. Habgierig beraubten sie diese aller ihrer Kleider, trieben mit den Nackten Spott und Schande, um sie dann unter Qualen enden zu lassen.

Das widerfuhr Greisen, Männern und blühenden Jünglingen ebenso wie Frauen und zarten Jungfrauen. Die rohe große Menge weidete sich am Anblicke der Gemarterten. Das dünkt uns gräßlich und nicht vereinbar mit den feinen Sitten und edlen Kunstübungen der Minnesänger an Höfen und in den Burgen der Großen. Doch lag es in der Zeit, das ist: in den Menschen des Jahrhunderts, das überreich war an dergleichen Gegensätzen. Als der allzuvorsichtige Ritter Wildeck einst durch seinen Forst ritt, fand er an einem Baume über Mannshöhe zwei der Kleider beraubte erwachsene Mägdlein; die Füße und die ausgebreiteten Arme waren fest an den Stamm gebunden, der Mund verstopft. Die zarten Leiber zeigten nicht wenige kleine Stiche und blutrothe Ritze; auch Kratzwunden und Bisse von wilden Katzen. Die so Gemarterten ließ man dann zu Tode verhungern.

Da ergrimmte selbst Wildeck, zumal er erfahren, daß die armen Mägdlein unschuldig waren und nur die geflüchteten Eltern durch den gräßlichen Mord ihrer lieblichen Kinder gestraft werden sollten. An all den Leichen, selbst am Halse dieser unschuldigen Opfer der Inquisition, hing ein Zettel, darauf: ‚So ergeht es allen Ketzern.‘

Staufenberg sandte zween Eilboten auf verschiedenen Wegen an Rudolf mit Berichten, auch: daß Konrad ganz offen mit Scheiterhaufen drohe.

Wenngleich selbst Geistliche in nicht geringer Zahl den Verblendeten haßten, wagte doch Niemand, ihm zu widerstehen. Selbst die große Menge blieb eingeschüchtert und unterließ furchtsam, sich des gewaltsamen Druckes zu entledigen.

Rudolf entbot sofort die Bundesgenossen zu einer nächtlichen Zusammenkunft am 29ten Tage des Monates Julius. Die sollte in einem Gehölz bei Kölbe — unweit von Marburg — stattfinden, allwo die kleine Lahn in den Main fließt. Der Brief an die Genossen lautete: „P. P. Dieweil des Mönches Konrad zu Marberg Untugendlichkeit und Abscheulichkeit dermaßen zu Tage getreten, daß es Zeit ist, dagegen einzuschreiten, so fordere ich Euch auf, mit mir ihn als den Heerd spanischer Greuel zu fangen und zu tödten, ingleichen wer noch mit ihm zusammenhängt, vornehmlich die Welschen. Darnach laßt uns weiter spüren und mit Gewalt und aller Kraft anderweit vertilgen, die sich erdreistet, in unser deutsch Land die inquisitio einzuführen, so uns Deutschen doch ein Greuel vor dem Herrn ist" — u. s. w. Folgt nähere Bestimmung von Ort und Zeit. —

In der Nacht auf den 30ten, vor der zwölften Stunde, hielt Rudolf mit Schwertlein und den Knappen am rechten Ufer des Mains. Ehe er dem Fährmanne das Zeichen gab, sagte er zum Meisterknappen: „Schwertlein! Du alter treuer Kämpe! hab' dir schon längst wollen was zu Gute thun. Ritter kannst du nicht werden. Meinst nicht auch?"

„Herr! ich weiß es," sagte Schwertlein bescheiden. „Hab' doch auch nicht mal ein Minneliedlein zu Stand gebracht."

„Das ist es nicht. Tausende von Rittern können das nicht. Sondern du kannst nicht behalten, was feine Sitte ist und höfisch Wesen und bist schon zu vorgerückten Alters, es zu lernen. Aber — ich geb' dir heute einen viel höheren Preis. Schwertlein! — Befreie du unsre deutschen Landen von der Inquisition!"

„Herr! wie soll ich das machen!?"

„Ich lasse morgen in der Frühe den Kern des eingeführten Ketzergerichts fangen, den Mönch Konrad. — Du sollst ihn tödten."

Schwertlein stand starr; vor Freude fing er an zu zittern. Darauf faßte er Rudolf's Hand, küßte sie mit starkem Drucke seiner borstig behaarten Lippen und sagte erregt: „Herr! — wie soll ich das Euch danken!?"

„Laß gut sein, Schwertlein! — Werd' auch sonst noch deiner gedenken."

Als sie im Gehölz am linken Ufer anlangten, fand Rudolf den größten Theil der Edelleute mit deren Gefolge versammelt. Ein Jeder hatte der Knappen etliche mitgebracht, da man gewärtig sein mußte, auf der Seite der Pfaffen eine Schaar Söldlinge anzutreffen oder helfendes Volk. Man begrüßte sich flüsternd, wenngleich die ausgestellten Späher nichts Verdächtiges fanden. Wildeck versicherte, fast zu laut, es sei Alles in Ordnung. Morgens früh nach 4 Uhr wolle Konrad mit seinen Henkern, in der Kutte und in Lumpen, zwei Menschen auf dem Scheiterhaufen verbrennen lassen, auf der Wiese zwischen Marburg und Kölbe. „Um so besser," sagte Schwarzburg; „da wird er in flagranti ertappt." So wurde es den Verschworenen leicht, des Mönches habhaft zu werden.

Eine große Menge Volkes stand bereits auf der Wiese in weitem Bogen um die aufgethürmten Scheite, schaulustig, ängstlich und zum Theil ergrimmt. Schwertlein lugte wie ein Tiger hinter einem Busche nach der Brandstätte. Da hörte er rascheln. Aus dem dichten Gebüsch eilte ein Frauenzimmer hervor. Schwertlein fiel das auf, er holte die Gestalt ein.

„Halt!" rief er halblaut; „du machst mir etwas zu große Schritte für ein Weibsbild. Laß dich doch mal näher betrachten, mein Täubchen. — — Nein, nein! dein Wehren hilft dir nichts — — — du Racker du! — hier hast du —"

Er holte mit der Faust aus und gab dem sich heftig Wehrenden einen Schlag auf den Magen. Es war Nr. 2 seiner drei Schläge: ‚Beinahe todt'; denn noch wußte er nicht, ob sein Verdacht begründet sei. Er war es; das angebliche Frauenzimmer

entpuppte sich als ein Mönch in grünen Weiberröcken, welche die Späher im gleich grünen Gebüsche nicht bemerkt hatten. Der Mönch ward geknebelt und bewacht.

Während Schwertlein's gute Augen weiter lugten, entwickelten sich auf der Wiese die Vorbereitungen zur Verbrennung. Hier standen auf dem Scheiterhaufen an Pfähle gebunden ein Greis und ein kaum fünfzehnjährig Mägdlein, seine Enkelin. Bewaffnete Schergen traten auf den Holzstoß und höhnten die Opfer der Inquisition. „'s ist Schade um die Kleider!“ rief Einer. „Hast Recht,“ sagte ein Andrer; „eh die in der Hölle brennen, ist's besser, wir nehmen sie.“ „Wir wollen sie schmoren sehn,“ rief ein Dritter. Darauf lösten zwei Kerle die Fesseln des Mägdleins, entkleideten dieses und banden es unter Gejohle vieler Stimmen wieder an den Pfahl. Ein Gleiches geschah mit dem Greise, an dessen gebrechlichem Körper nunmehr blutige Spuren von Folterwerkzeugen sichtbar wurden. Das Mägdlein ward darob halb ohnmächtig. Doch einer der Schergen hielt ihr die qualmende Lunte vor die Nase; davon erwachte die Maid; sie sollte die schandvollen Qualen mit Bewußtsein fühlen.

Inzwischen waren Konrad und drei Mönche mit Söldnern unter Vorantragung eines Kruzifixes erschienen. Ersterer trat an seine Opfer heran und sprach zu ihnen; bei dem Getümmel ringsumher ließ sich kein Wort verstehen. Darauf winkte er den Schergen und diese steckten mit teuflischer Lust den Holzhaufen in Brand.

Die untersten Scheite brannten und knisterten; Rauchsäulen wirbelten auf ‚zur Ehre des Herrn‘. Ein Windstoß ließ die äußeren Enden der oberen Holzscheite in Brand gerathen; etliche Flammen züngelten auf in der Nähe des zarten Leibes der jungen Maid, also, daß diese einen lauten Schmerzensschrei ausstieß. Mit befriedigter Glaubenswuth schauten die Pfaffen in die Gluth, die sich ihnen zu schnell entwickelte; die Opfer sollten als warnendes Beispiel langsam braten. Schon

brannte es an einzelnen Stellen des Umfanges lichterloh, als unter den Zuschauern große Unruhe entstand; etliche flohen. Die Edelleute waren herangesprengt mit Blitzeseile. Ehe es sich die Pfaffen und das Processionsgefolge versahen, waren sie umzingelt. Rudolf's starke Stimme rief in den Volkshaufen: „Wer von Euch Miene macht, den Pfaffen beizustehen, ist des Todes."

Das Alles ging so schnell und unerwartet von Statten, daß Volk und Priester verblüfft und verwirrt die Mäuler aufsperrten. Die Henkersknechte und Söldner waren im Nu niedergestochen, die Opfer von Fesseln und dem Scheiterhaufen befreit. Ohnmächtig sanken die zu Boden. Ein lauter Schrei ertönte. Durch die Knappenkette zwängten sich ein Weib und zwei Jünglinge mit rasender Schnelle. Man ließ sie gewähren; es waren die Angehörigen, welche laut schluchzend vor Freude ihre Lieben unverletzt forttrugen. Das Volk war erregt, verhielt sich aber ziemlich schweigsam. Rudolf mit seiner Reckengestalt ritt in den Kreis dicht an Konrad heran, Allen sichtbar.

„Wer ist denn der Kerl?" frug Einer im Volke höhnisch.

„Halt dein Maul!" war die mit kräftiger Ohrfeige begleitete Antwort eines Marburger Bürgers. „Das ist der Vargula."

„Der Vargula?" ging die Frage ringsum in dem Gewühle und bald erscholl brausend der Ruf des mützeschwenkenden Volkes: „Hurrah, hurrah, hoch leb' der Vargula!"

Das Volk ward zur Ruhe verwiesen. Darauf hub Rudolf mit lauter Stimme eisigkalt an: „Du Unhold hast Gott gelästert und seinen lieben Sohn, unsern Herrn Jesum Christum. Du Abscheu von einem Menschen hast unschuldiger Christen Blut in Mengen vergossen und Martern und Qualen ausgestreut zum Tode. Im Namen Gottes, der durch unsere Gewissen spricht, bin ich und die gleichgesinnten deutschen Edlen vor dir, um dir zu verkünden: Du sollst mit deinen Helfern ohne weiteres Gehör sterben! in Euch soll das Höllenlaster der Inquisition vernichtet werden. Dein Maß ist voll. — Schwertlein! thu deine Schuldigkeit."

Konrad richtete sich stolz empor. Aus seinen Augen sprühte glühender Haß. Er wollte reden; aber Schwertlein's Speer durchstach ihm die Brust.*)

Trotz des Gebotes, nichts zu sprechen, konnte der vor Grimm zitternde Schwertlein doch nicht umhin, beim Schlage auszurufen: „Da verrecke, du Pfaffenhund!"

Drei andere der Dominikanermönche verfielen dem gleichen Schicksale. Die übrigen Helfer wurden geknebelt und vorläufig in Gewahrsam gebracht zum Verhör; sind später aber doch gerichtet worden. Eine Schaar von Söldlingen floh in Eile aus Marburg. Man verfolgte sie nicht; die Sorte kam nicht wieder.

Das Volk jauchzte den Edelleuten zu bis nach Marburg. Dort ward ihnen vom Magistrate ein stolzes Festmahl bereitet. —

Die Kunde von dieser Selbsthülfe deutscher Männer verbreitete sich schnell durch Deutschland. Auch am Rhein, wo die Grausamkeiten und Zahlen der Geopferten viel bedeutender waren, erhob man sich, schlug die Dominikaner der Inquisition wie tolle Hunde todt, wo man sie traf, und duldete kein Wiederaufkommen des Gerichts.

So ward Deutschland von dem scheußlichsten, zum Himmel schreienden Greuel befreit; Niemand wagte hinfort zu Rudolf's Zeit das Ketzergericht wieder einzuführen. Der Name Vargula ward hochgepriesen im Thüringer und Hessen-Lande.

Auch Schwertlein erhielt des Tages sein Theil. Von Bürgern reich beschenkt mit Schinken, Würsten und Wein, Geld und schönem Gewandstoff, wurde er so gefeiert, daß er schließlich selbst glaubte, e r habe das Wichtigste dabei gethan. Wenigstens erzählte er noch in seinem hohen Alter mit voller Ueberzeugung aus jener Zeit: „Zu Marburg, als ich die inquisitio todt geschlagen hatte" u. s. w.

---

*) V. Erschlagen durch deutsche Edelleute 30. Juli 1233.

Siebzehntes Kapitel.

Das Ereigniß zu Marburg hatte groß Aufsehen erregt allerorten; in allen deutschen Gauen ward davon gesprochen. Die Thüringer und Hessen warteten gespannt, was Landgraf Heinrich dazu sagen würde. Rudolf hatte keine Sorgniß ob seiner Güter und Person, denn er war mächtig und besaß großen Anhang unter den Edlen, also, daß sie Alle den Landgrafen hätten im Zaume halten können. Das wußte Heinrich wohl; war ihm doch noch fest im Gedächtniß geblieben, wie die Großen seiner Lande vor fünf Jahren wie ein Mann gegen ihn standen und Rudolf wegen Elisabeth's Vertreibung ihm den Kopf gewaschen. Zwar baute er auf Vargula's Feinfühligkeit und Zartsinn in Herzens- und Verstandessachen, wenn man ihn nur zu nehmen wußte. Doch war ihm auch bekannt, wie scharf und gewaltig Rudolf werden konnte, wie er ein ganz andres Wesen wurde, sobald es an's Dreinschlagen ging um Rechtens willen. Der Geist beider Walther lebte in ihm, der des Sängers und der seines Vaters, des Feldherrn und Edelmannes. Von andrer Seite hatte Heinrich nichts zu fürchten, wenn er Konrad's Ermordung ruhig hinnahm. Der Papst und Kaiser Friedrich waren miteinander zu beschäftigt und das Reich in zu großen Wirren, als daß man viel darnach gefragt hätte. Auch ging dem Landgrafen schon jetzt im Kopf herum, was aus ihm werden sollte, sobald Hermann, Elisabeth's Sohn, mündig werden würde und die Regierung beanspruchen. Darum er denn beflissen war, den Sohn seines Bruders Ludwig wohl fürstlich zu halten, aber durch seine Erzieher ihn beständig in Bescheidenheit und Anspruchslosigkeit üben zu lassen. Daß feile Höflinge dies trefflich verstanden, war nicht zu verwundern;

die hielten dem jungen Thronerben mit teuflischem Frommheitsheucheln fortwährend das Vorbild seiner Mutter vor, wie diese nie nach weltlicher Ehre getrachtet, sondern Alles Gotte und den Menschen dahingegeben habe.

So kam es, daß die Vernichtung der dunklen Inquisitionsmänner äußerlich keine für die Edelleute nachtheiligen Folgen zeitigte; äußerlich! denn drinnen in der Menschenbrust ward Manches anders.

Das Bewußtsein der Macht und Größe hob seine Schwingen zu noch höherem Fluge. Rudolf hatte schon öfters die Rudelsburg mit Begehr angeschaut, wie auch andere Burgen, soweit sie Heinrich zu verleihen hatte. Jetzt häuften sich die Wünsche immer mehr und ohne daß es Rudolf wollte, ließ er ihnen doch die Zügel schießen. Sein Haus sollt' mächtiger noch werden, so mächtig, daß jeder seiner Söhne soviel haben konnte, als er jetzt.

So mag auch Mancher schon gedacht haben und noch denken: Wenn du mächtig wär'st und reich, so würd'st du Dies und Das und Jenes thun; hier beschützen und dort wohlthun. Du Thor! du siehst nicht die Versuchungen, die dem Mächtigen und Reichen auf dem Fuße folgen. Denn wenn's dazu kommt, benutzt er seine Macht, um sich zu rächen; den Reichthum, um zu prassen oder zu geizen. Es kann nicht Jeder für sich einstehn, noch mit Gewißheit Dies und Das und Jenes als sein zukünft'ges Thun bezeichnen.

‚Hätt'st du die Rudelsburg', so dachte Rudolf, ‚und die und jene Burg in Thüringen und Hessen, so würdest du der Erste in den Landen und groß und einflußreich gleichwie der Henneberg. Dann — — dann — — — doch fort mit dem Gedanken! —'

Verstimmt ging er im Zimmer hin und her, trat 'mal an's Fenster und erfreute sich der schönen Landschaft zu seinen Füßen; ging wieder hin und her, trat abermals darnach an's Fenster und schaute auf die mächt'ge Veste Rudelsburg mit großem Begehr.

‚Wie klein dein Vestlein ist! gar leicht hält's, es zu nehmen.

Mich dünkt, man hat es einst zuerst erbaut, darnach zu spät bemerkt, daß es zu schwach sei, und darum diese große Veste dort errichtet. — So bleibe ich mit Weib und Kind stets abhängig von der meißnischen Rudelsburg. — Wie, wenn Meißen und Thüringen einst mit einander haderten? Was ist dann Saaleck? — — Was hindert dich, zum Markgrafen zu halten? — Der kennt mich — — dann würde Rudelsburg — — — — Bin's meinen Kindern schuldig — sie müssen steigen, auf daß der Vargula Geschlecht emporblühe, wie Elisabeth in ihrem Segen ausgesprochen — — Soll ich warten, bis dieser Segen allein vom Himmel fällt? Die Hände in den Schooß legen? — — Sollte jetzt nicht günst'ge Zeit sein —: Heinrich ist Vormund Hermann's — ob er's bleiben wird? Bleiben will? — — — Wenn ein Henneberg sich verwandt machte mit dem Haus Wettin zu Meißen, so könnte doch auch ich in Thüringen empor —'

„Herr!" rief ein Page in's Zimmer, „draußen harret ein geistlicher Herr aus Mainz und begehrt mit Euch zu sprechen."

Rudolf zuckte wie vor sich selbst erschreckt zusammen. Er hatte jene Worte wohl mit dem Organe des Hörens vernommen, doch nicht mit Verständniß. Als ob er erwache, wiederholte er: „Wie? Ein Herr aus Mainz, sagst du? Der will mich sprechen?"

„Ja, Herr!"

„Er mag kommen."

Er kam, und weil ein Gast von gutem Aeußren nach weiter Reise zunächst gepflegt ward und später erst, beim Mahle, artig ausgefragt, woher er komme und weß Stands er sei, so erfuhr Rudolf erst jetzt, daß sein Gast Kaplan und als Sekretarius am Hofe des Erzbischofs von Mainz wohl bestallt sei. Das mußte ihn gar sehr verwundern, denn dieser Bischof hielt es einst mit Konrad und hätt' ihm billig Feind sein sollen. Jedoch beim Mahle sprach der Sekretarius so lind und lieb von Elisabeth, daß Rudolf gern ihm zuhörte und mit Behagen vernahm, der Erzbischof, sein Herr, hätt' sich beim Papst verwendet, daß die

verstorbne edle Frau sollt' heilig gesprochen werden, was auch der Papst genehmigt habe. So ward denn Rudolf dem Gaste von vornherein gar wohlgesinnt, Frau Hertha voller Huld, weil er was Geistliches war und dienend bei so hohem Kirchenfürsten. Das Gesicht des Gastes kam Rudolf bekannt vor, als hätt er's irgendwo einmal in anderer Gestalt gesehn, etwa bei Marburg. Doch konnte er sich nicht mehr daran erinnern.

Nach dem Mahle war Rudolf mit dem Gaste allein in seinem Gemache. Das Gespräch kam bald in Fluß und zunächst begreiflich auf die That in Marburg. Als Rudolf eifrig frug, wie der Erzbischof zu Mainz darüber denke, lächelte der Gast und sagte: „Hat anfänglich zwar Unmuth gehabt, doch weil ihm Konrad zu weit gegangen und von Person zuwider war, ist's ihm hinterher ganz recht gewesen. ‚Der Vargula ist ein thatkräftiger Mann', sagte der Erzbischof, ‚der wird gewiß zu denen halten, die ihm wohlwollen'. Und damit meinte er sich."

„Das ist mir lieb zu hören," sagte Rudolf, nicht ohne eine Art Erleichterung zu spüren. „Doch sprecht, was Euch zu mir geführt hat."

Von nun an begann der Abgesandte mit leiserer Stimme zu sprechen. Er entwickelte ihm umständlich, wie sein Herr den Stand der Dinge beobachte, im Interesse der Kirche beobachten müsse und die eventus rerum in Betracht ziehen. „Landgraf Heinrich ist nicht verheirathet," fuhr er später fort, „und Hermann wird dereinst den Thron erhalten. Hat der ihn inne, so wird es gut für Thüringen und Hessen; denn Hermann wird den frommen und nachgiebigen Sinn seiner seligen Mutter geerbt haben und gern dem Erzstuhle zu Mainz geben, was der an Ansprüchen im Hessenlande hat. — Nun kommen die Eventualitäten. — Gewiß wird Heinrich sein Mündel gut pflegen und heranziehn, und wann das mündig ist zum Herrschen, bescheiden sich zurückeziehn auf seine Burgen und als Ohm dem Bruderssohn nur hin und wieder rathen. Doch beim Erziehen könnte der Erzieher eventualiter meinen, der kostbare Knabe müsse, um ge-

sund und den Landen erhalten zu bleiben, recht wohl gepfleget und gespeiset werden, viel Fleischkost haben und recht warm gehalten sein im Zimmer, auf daß er sich nicht erkälte, noch durch Bewegung anstrenge. Eventualiter könnt' dann der Knabe weichlich werden oder vorzeitig üppig und schier zu Grunde gehen."

Rudolf hatte anfänglich mit Erstaunen und Kopfschütteln zugehört; doch das wandelte sich in Wahrscheinlichkeit, welche durch seinen Groll gegen Heinrich und die Erinnerung an Elisabeth's Vertreibung mälig zur Glaubwürdigkeit gedieh. Dennoch sagte er, den Boten unterbrechend: „Ihr seid sehr — weitsichtig!"

Unbeirrt fuhr Jener fort: „Und wenn das nicht zu fürchten wär', so könnte der Erzieher anderntheils eventualiter meinen, der Knabe müßt' einfach und kurz gehalten werden in der Kost, immer kürzer. Und müßt' auch abgehärtet werden für den Ritterdienst. Man wird den Knaben eventualiter in leichtem und in wenigem Gewand Frost und Wetter ertragen lehren. Eventualiter erkältet sich der Knabe, wird krank und die Aerzte behandeln ihn nach des Erziehers Meinung sehr gut, wenngleich man billig nicht erwarten kann, daß jedes errarum est humanum gänzlich ausgeschlossen sei."

„Nicht weiter, Kaplan! ich versteh' Euch," rief Rudolf und ging nachdenklich im Gemache hin und her. Darauf blieb er vor dem Kaplane stehen und sagte: „Ich liebe keine Umschweife; sprecht Eure Bedenken gerad' heraus. Wenn anders ich Euch recht versteh', so meinet Ihr kurz und gut: Der Landgraf werde seiner Zeit die Zügel der Regierung widerrechtlich in den Händen behalten —"

„Und kurz und gut der lieben, hochseligen Elisabeth Sohn auf irgend eine Weise beseitigen."

„Nein, Kaplan! das thut er nicht. Und sollt' ich merken, daß der Keim hierzu in seinem Gehirne sproßte, so gehe ich zu

ihm und sag' es ihm. Und gewiß! er wird der bessren Stimme hören."

„Edler Schenk von Vargula und Saaleck!" entgegnete der Sekretär in trüb klingendem Tone. „Habt Ihr denn nicht schon längst bemerkt, daß Heinrich Euern Rath nicht will, noch besser: scheut?"

„Woher wißt Ihr das?"

„Wir wissen viel in Mainz; wissen auch, daß Heinrich Euch nicht wohl will."

„Bei Gott! das ist der Fall! — Doch wer hat Euch gesagt —"

„Wollt gütigst Euch begnügen, daß wir's wissen. Seht, edler Vargula! das Alles ist ein Guß. Der Landgraf zürnet nicht dem Schenken Vargula, er zürnet der Geradheit und der Wahrheitsliebe, die Euer edler Vater selig als frommer, guter Christ in Euch gepflanzt. Er zürnt Euch drum auch, weil Ihr auch ein frommer, guter Christ seid, denn solcher kann nicht Missethaten dulden."

„Und doch hat Konrad mich dereinst als Ketzer ausgeschrien."

„Auch das ist uns bekannt," gab der Kaplan zur Antwort und fuhr lächelnd fort: „Glaubt mir, Herr! wir sind in Mainz nicht gar so schroff, als man uns nachsagt. Die Abweichungen, die Ihr hegt, stimmen oft mit unsren Meinungen wohl überein. Und wenn ein Mann, wie Ihr, noch weiter gehen sollte, so meinen wir, dies schadet Euch nicht, noch der Kirche; denn der Beweggrund in Euch ist doch gut und edel."

Verwundert hörte Rudolf diese Sprache. Nach kurzem Sinnen frug er: „So denkt der Erzbischof also gut von mir?"

„Er schätzt und liebt Euch; hätt's Euch gern schon früher bewiesen und Euch belehnt mit vielen Burgen und reichen Gütern im und am Hessenlande. Wollt' er doch wissen, die Vargulas hätten in ältrer Zeit bei Fulda manch groß Gebiet inne gehabt, das billig nun auf Euch übergehen müsse, also, daß Ihr mächt'ger

würdet als der Henneberg. — Doch habt Ihr immer Euch so fremd gehalten vor meinem Herrn und kalt zu ihm."

Erregt wanderte Rudolf wiederum hin und her. Wild glühende Wünsche zogen durch sein Hirn und raubten ihm fast die ruhige Besinnung; ‚fast‘ nur, denn nach einer Zeit des Schweigens frug er den Kaplan mißtrauisch: „Und sollt' der Erzbischof wirklich gar so huldvoll zu mir sein, da ich ihm doch vor fünfzehn Jahren unter Ludwig als Feind entgegenstand und seine Schaaren schlug?"

„O Vargula! wie könnt Ihr glauben, daß ein Kirchenfürst, der Jesu Christo dient, niemals vergeben und vergessen könne? Das ist ja längst verwunden und ward mit Ludwig friedlich doch verglichen. Auch unterscheidet der Herr Erzbischof Person und Sache, und diese kann er Euch doch nicht entgelten lassen. Ich bin betrübt, daß Ihr nicht bessre Meinung habt von —"

„Nein nein, Kaplan! 's war eine Seitenfrage. Nun ich gehört, er denkt nicht mehr daran, so ist mir's lieb".

„Und meinem Herrn würd's angenehm und lieb sein, wenn er erfährt, daß Ihr zu ihm seid wohlgesinnt, denn dann möcht' er Euch gern viel Gunst erweisen."

„Was meinet Ihr damit!"

„Nun, was ich vorhin von den Burgen sprach im Hessenlande und im Fürstenthume Mainz. Hier ist die Liste von den vielen Gütern. Steht Ihr zu ihm, so sähe er es gern, wenn sie dem großen, edelen Geschlecht der Vargula gehörten, vornehmlich Euch. Wenn nicht, so müßte er die Burgen zu seinem Schmerze andren, einzelnen Edelleuten angedeihen lassen."

Rudolf nahm die Liste zur Hand. Wenn er die vielen Güter konnt' sein eigen nennen, so war er an dem Ziele, das er zur Kräftigung seines Hauses sich gesteckt; war mächtiger als alle Großen in den Landen des Landgrafen. Wieder schaute er auf das Papier und sagte: „Bei Gott! das ist ein halbes Fürstenthum! — — doch sprecht, Kaplan! — Ich weiß, Ihr

Herrn thut nichts umsonst. Was fordert der Herr Erzbischof als Gegenleistung?"

„Als Gegenleistung? Fordern? Nein, Vargula! Ihr verkennt den hohen Herrn. Wünsche nur sind es, bloße Wünsche; vor Allem der, daß Ihr Euch Hermann's annehmt, sein behütet, auf daß er sicher seines Thrones ist."

„Das, lieber Kaplan, verspreche ich von ganzem Herzen."

„Und daß Ihr den Geschwistern Hermanns näher treten möget."

„Auch sie werd' ich beschützen; doch wüßt' ich sonst nicht, wie ich näher treten sollte".

Der Kaplan nahm eine freundlich-schelmische Miene an und sagte schmunzelnd: „Euer Erstgeborener ist jetzo über siebzehn Jahre alt. — Wer weiß, vielleicht macht es sich, daß er Sophia, Hermann's Schwester, dereinst als hohes Ehgemahl erhält?"

„Das ist unmöglich!" rief Rudolf mit fliegendem Athem.

„Warum unmöglich? Erinnert Euch doch: der Landgraf Heinrich wird alle Hebel in Bewegung setzen, daß Hermann nicht zur Regentschaft gelange. Er wird ihn mit einigen Burgen abspeisen und hochwillkommen heißen, wenn er Sophia so gut unterbringen kann an einen Mann, der mächtig zwar, jedoch kein Fürst ist, das heißt: kein regierender; denn solche würden später dreinreden. Habt Ihr Sophiam als Schwiegertochter, dann seid versichert, stehen hinter Euch gar starke Mächte, wenn Ihr nach vollzogner Ehestiftung für Hermann kräftig eintretet und — Ihr seid dann des Landgrafen Hermann Schwager."

Kein Skorpion konnt' sichrer stechen, als diese Aussicht. Die Worte fanden willigen, weil vorbereiteten Boden; die Saat schoß auf in kurzer Zeit.

Den gewaltigen Sturm im Innern zu mildern, stellte sich Rudolf mit gekreuzten Armen an's Fenster. Vor ihm prangte die starke Rudelsburg in hellem Glanze und reizte ihn zu weiterem Begehr. Da aber durchkreuzte sein Gehirn blitzähnlich der

Kern aus Walther's längst gelerntem Liedlein von der hoffärtigen Sechs und: daß er soll nicht allzusehr nach ird'schem Gut begehren. Seine Brust wogte heftig auf und nieder. Drauf wandt' er sich und frug: „Und das ist Alles, was ich thun soll?"

„Das ist Alles."

„Doch das liegt noch in weiter Ferne."

„Nicht so weit, als Ihr denkt, edler Herr! — Es handelt sich nur noch darum, daß Ihr Willens seid, die Vormundschaft über Hermann im nächsten Jahre zu übernehmen."

„Ich? — das ist ganz unmöglich."

„Nichts einfacher als das. Der Erzbischof wird Sorge tragen, daß Heinrich viel beschäftigt werde. Dann schlägt er mit drei Fürsten Euch zum Vormund vor, und sei's auch nur als Stellvertreter."

„Das läßt der Landgraf niemals zu."

„Er wird es wohl zulassen müssen. Ich will Euch mehr sagen, wenn auch noch mit Namensverschweigung. Seht" — sagte er leise — „es ist schon eine starke Macht vorhanden, die sich erboten hat, Euch sofort zu unterstützen, sobald Ihr mit Eurem Anhang Gewalt braucht, wann sich Heinrich sträubt."

„Was?" frug Rudolf erstaunt, „ich soll —"

„Ihr sollt dem Landgrafen ungehorsam werden, nur für diesen Fall; sollt —"

„Wie? Ich soll meinen Eid —"

„Dessen zu entbinden hat der Herr Erzbischof Machtbefugniß."

„So soll ich also meinen Herrn —"

„Mit einem Worte: Gefangen nehmen, bis er sich fügt."

Rudolf stand eine Weile sprachlos und starr vor dem Kaplan, als er dies hörte. Das Blut schoß ihm zu Kopf und mit erhobnen Fäusten rief er laut: „Kommt jetzt der Schurke 'rausgekrochen, Pfaff? Ich soll meinem Herrn, dem ich, wenngleich er wunderlich ist, Treue und Gehorsam zugeschworen, untreu

werden? Ich soll das Gelübde brechen, das ich seinem Vater auf dem Sterbebette gegeben: Seine Söhne zu beschützen gegen äußere und innere Feinde? Ihr prediget: ‚Seid unterthan euren Herren, auch den wunderlichen‘ — und jetzt zum andermal: ich soll Verräther werden? Verräther an dem Heiligsten: der Treue und Ergebung zu dem von Gott gesetzten Landesherrn? Und du und deine Sippe wagst es, mich dessen fähig zu halten? Ihr erfrecht Euch, von mir zu verlangen, was jeden guten Namen mit Koth besudelt, um wie viel mehr den fleckenlosen Namen Vargula? Ihr vom Welschthum angefressnen Hunde wollt das lautre Gold der deutschen Treue zu rost'gem Eisen machen? Eisen — noch ist mein Schwert nicht rostig; aber blutig soll es werden, indem es deine gift'ge Lästerzunge spaltet —“

Wüthend zog Rudolf sein Schwert und drang auf den Kaplan ein. Der war leichenblaß geworden, mit Mühe nur erhob er sich und lallte: „Einen wehrlosen Diener Gottes wollt Ihr tödten?“

„Diener Teufels, sag' lieber. Aber du hast Recht. Setz dich! ich werd' es ändern.“ Mit diesen Worten ging Rudolf hinaus und rief Schwertlein nebst zween Knappen.

Dem Kaplan trat kalter Todesschweiß auf die Stirn. Der Angsterfüllte suchte einen Ausweg durch die Fenster, ohne zu beachten, daß er beim Abstieg Hals und Beine brechen konnte. Doch ehe er sich ganz hinausgeschwungen, kam Schwertlein mit den andern Knappen. Mit einem Griffe packte und zog er ihn schmunzelnd zurück in's Gemach. Darauf wurden ihm die Hände auf den Rücken gebunden; einstweilen nahm ihn ein Thurmzimmer auf.

Rudolf aber schrieb einen kurzen Brief an seinen Herrn, worin er dem mittheilte, was man gegen ihn im Schilde führe.

Am andern Tage ward der Kaplan zur Wartburg geschafft unter sicherer Bedeckung, doch also, daß er frei ritt und seinem Stande angemessen behandelt ward.

Landgraf Heinrich ließ ihn nach einer Woche wieder laufen.

Ein edler Herr vom Hofe kam darauf im Auftrage Heinrich's zu Rudolf: Der Fürst begehre seines Rathes.

Von da an blieb der Schenk mit den Seinen auf Jahre am Hofe Heinrich's, hochgeehrt und begehrt in allen schwierigen Fragen. —

Die Jahre schwanden ohne sondere Ereignisse in Rudolf's Leben, wenn man die vom Landgrafen befohlenen Berennungen von Burgen raubgieriger Ritter nicht dahin rechnen will.

Im Jahre 1235 erfolgte die Heiligsprechung Elisabeth's durch Papst Gregor den Neunten. Heinrich baute — ob ihr, ob Rudolf's Beschwichtigung zu Liebe — zu Eisenach ein Kloster, sowie eine Kirche zu Ehren St. Johannis und der Elisabeth. Der Graf von Hohenstein ward als Bruder Elger der erste Prior. —

Ueber Lukardis hatte Rudolf lange nichts erfahren; nur hier und da ein Brief gab Kunde von dem Stand der Dinge im Hause Steudnitz. Die Zwillingstöchter Lukardis und Mechtildis waren zu holden Jungfrauen herangewachsen zur Freude ihrer Eltern und Bekannten ringsumher auf stolzen Burgen, also, daß manch Einer der Edlen in der Umgebung ein Auge auf sie geworfen. ‚Auf sie', muß es hier heißen, denn es geschah nicht Wenigen, daß sie den beiden Mägdlein zu gleicher Zeit minneten, weil deren Antlitz, Wuchs und Sprache sich kaum in etwas unterschieden.

Nur Ritter Heinz von Muchel, ein edler und gescheiter Herr, fand Unterschied, das heißt im Schein und Wesen beider Jungfräulein. Die hatten von der Mutter wohl gelernt, dies beides zu vermählen; sie gaben sich, wie sie im Innern waren. Weil nun Lukardis, die Tochter, sprudelnd war von Geist und doch bescheiden auch, nahm Ritter Muchel sie zum Ehgemahl*) als

---

*) I.

Glücklichster der Welt, denn Lukardis, die Mutter, verehrte er wie seine eigene und Steudnitz wie einen Freund. Mechtildis war gar sanft und neigte sich dem frommen Klosterwesen zu.

Ein herber Verlust führte Rudolf mit seiner Schwester wieder zusammen. Es war im Jahre 1237, als Abt Winemar in Porta das Zeitliche segnete. Da lag Lukardis bitter weinend an seinem Grabe und Rudolf wandt' sich um, der Trauer tiefe Rührung zu verbergen. Hand in Hand, wie durch das ganze Leben, wanderten die Geschwister voll Harm über den Verlust des theuersten Freundes durch die schönen Gärten des Klosters und sprachen mit dem neuen Abte Konrad, sowie mit Bischof Engehard von Naumburg viel von des Verstorbenen Tugenden.

Dann folgte Rudolf seiner Schwester nach Steudnitz und verlebte hier, soweit die Trauer es zuließ, zwei frohe Wochen mit der Familie und Hildegunde. Nur einmal ward er düster; das häusliche Glück, die schöne Harmonie in Steudnitz's Hause erinnerte ihn, daß er's so schön nicht habe. Doch drängte er das Selbstische zurück und ging im Glücke seiner Schwester auf. Den Tümpling auch besuchte er und ritt nach Dornburg, Camburg, Schkölen und Apolda. Hier und bei manchen andren Edlen noch konnt' er erfahren, wie man ihn hochhielt als Menschen und Waffengefährten.

Auf Saaleck verweilte er nach seiner Rückkehr von Steudnitz nur sechs Tage. Einsam wär's in der Burg gewesen, wenn nicht so Vieles drin gesprochen hätt' von Vaterglück, Geschwisterglück, wohl auch etwas von Gattenglück, wenn's gleich recht oft ihm getrübt worden war. Fast hatte er sich daran gewöhnt. Doch wenn er einen zu großen Abstand sah von Andrer Glück, kam ihm von Neuem die wehmüthige Erinnerung, wie er dereinst als junger Mann das Eheglück sich so ganz anders gedacht, als er es gefunden.

Dies und der Tod des Freundes stürmten auf ihn ein,

also, daß er verborgen in seinem Gemache zu weinen anfing. Er mochte wohl laut geworden sein, denn Schwertlein trat besorgt um seinen Herrn herein und frug ihn, ob ihm was zuwider sei. Als er so seinen Herrn in Thränen fand, ward ihm ganz verwirrt; so etwas hatte er noch nie gesehen und konnt' er sich von seinem Herrn nicht denken, den er immer nur gewohnt war in Schlachten zu sehen mit klugem Spähen und wuchtigem Dreinschlagen, dem Niemand widerstehen konnt'. Erschüttert kniete er vor Rudolf nieder und weinte mit ihm, bis dieser sich ermannte und wie in der Knabenzeit — als er zur Jutte sprach: ‚Sag' Niemand nicht, daß ich geweint‘ — so jetzt zu dem Getreuen sagte: „Schwertlein! gieb's Niemand kund, daß du mich heulen sahst und hörtest gleich einem Weibe.“

Schwertlein hatt's Niemandem gesagt, doch von der Stunde an, in der er seit wohl fünfzig Jahren zum ersten Male wieder geweint, geweint für seinen Herrn, war's ihm, als sei er mit diesem so eng verwachsen, daß er sich für verpflichtet hielt, ihm nachzulaufen wie ein treuer Hund auf Schritt und Tritt.

Als Rudolf gesammelt und wieder allein war, sprach auch noch Andres im Gemach mit ihm. Hier an dem Fenster hatte der versuchende Kaplan aus Mainz gestanden, dem er ganz deutlich angesagt, was deutsche Treue sei. Das richtete ihn empor; die süßen Verlockungen hatte er männlich überwunden. Wodurch? Durch eigne Kraft allein? — Er wußt' es wohl, daß ihm der Höchste half, als er durch den Boten ‚Gewissen‘ Walther's Lieder wieder aufgefrischt dem Gedächtniß zuführte. Und hier stand der Tisch, an dem er Walther's letzten Brief erhielt und las. Wie lange hatte er die Lieder Walther's nicht gelesen. Begierig nahm er sie zur Hand, die wohlverschlossenen, und las und ging im Hochgenuß der Kunst auf. Wie ein Dürstender sog er die edlen und schönen Gedanken des Dichters ein und labte sich in vollen Zügen. Und dort an der Wand hing sein Psalterium; er stimmte es und sang, und sang aus voller Kehle Lob, Preis und Dank dem

Herrn, daß wenn der auch das eine Ersehnte ihm versagt, doch so viel Andres noch gegeben habe, was das Menschenherz erfreut, vornehmlich solchen edlen Vater, solch köstliche Schwester, solchen Freund und Berather, deren Liebe und Lehre ewig fortlebt und zum Guten wirkt. Auch, daß der Herrgott ihm den Sinn erschlossen und ihn begabet zum Verständniß seiner Geistesfreuden — das Alles erhob und stärkte ihn, der nach so langer rauher Zeit des Schwertführens die Leyer wieder schlagen konnte voll Genuß. Ein stilles Dankgebet nach oben schloß diese Stunde und gab dem Oftgeprüften und Neugestählten Freudigkeit zum Leben.

Herr Hugo von der Rudelsburg ließ ihn den ganzen Tag nicht fort, als Rudolf seinen nachbarlichen Freund besuchte. Frau Ilse hatte ihre Kinder wohl gezogen und war gar lieb und huldsam, also, daß es dem Besuch nicht schwer ward, den ganzen Tag zu weilen. Auch vom Schwager Gregorius sprach man viel und seiner Familie. Ein Knäblein ward vor Jahren den drei Mägdlein zugefügt. Herr Hugo hatte den Verwandten mehr als einmal geschrieben, sie Alle sollten kommen zu Besuch auf lange Zeit; doch sein Herr Schwager hätte drauf geantwortet, es sei nicht unter vier Jahren daran zu denken wegen vieler gelehrter Arbeit; auch müßten Johanna, Elisabeth und der Sohn noch mehr herauswachsen, auf daß sie der Reise Anstrengung entsprechende Kraft entgegenzusetzen vermöchten. Rudolf gab seine Freude kund, dereinst die Anverwandten kennen zu lernen, wenn anders nicht der Hofdienst oder Krieg ihn ferne hielt.

„Du *wirst* dich freuen," sagte Hugo drauf zu ihm. „Mein Schwager ist ein braver grundgelahrter Herr; doch besser noch spricht sich's mit meiner Schwester Gotelinde. Einfach ist sie und schlicht dem ersten Scheine nach. Wenn aber ein Gespräch beginnt, das tiefer schöpft im Geiste, wirst du mir wiedersagen: ‚der Bruder übertreibt nicht; es steckt Verstand und warmherzig

Gemüth in ihr zu gleichen Theilen, also, daß es eine Lust ist, mit ihr zu reden'."

Auch Sigert's ward gedacht in treuer Freundschaft. Bei der Gelegenheit erwähnte Hugo, daß schändlich Volk den Grabstein oft beschädige, der Sigert's Erde deckt. Wahrscheinlich sei die Glaubenswuth die Ursach, die annoch spuke, wenn auch nur vereinzelt.

Das bewog Rudolf, zur Wetteburg zu reiten, um der Grabstätte des unvergessnen Freundes einen festen Schutz zu geben. Da geschah es bei Prießnitz an den Linden, daß Vargula und Schwertlein nicht allsogleich vorwärts konnten. Eine größere Anzahl Dorfbewohner versperrte den Weg. „Geht auseinander!" rief Rudolf; — „was steht Ihr hier und gaffet?"

„Gnäd'ger Herr!" sagte ein alter, ihm wohlbekannter Bauer; „'s ist eine Hochzeit und wir können nicht gut weichen, denn itzo beginnt das Zusammensprechen, darbei Alles still sein soll."

Die Reiter hielten ihre Pferde an und schauten zu. Ein Ring von Hochzeitsgästen hatte sich gebildet, darein ein alter weiser Mann das Brautpaar führte. Dann frug er Jedes dreimal feierlich: ‚So Ihr Euch wollt zur Ehe nehmen, so sprechet Ja.' Als drauf das Paar dreimal und laut hatt' Ja gesagt, gab er sie zusammen. Drauf sangen Alle das Brautlied; der Bräutigam trat der Braut auf den Fuß. Alsdann ward beglückwünscht und in einem langen Zuge zum Hochzeitsmahl gegangen; der Hirsebrei mit Speck schien sehnsüchtig darauf zu warten.

Als die Reiter Raum gewonnen und weiter ritten, begann Schwertlein: „Herr! sie muß schon an die Dreißig sein."

„Wer?"

„Die Juliane."

„Wer ist Juliane?"

„Herr! das ist, der ich einmal ein Lied gemacht."

„Ich besinne mich," rief Rudolf lachend. „Das Liedlein

machte mich damals fast vom Pferde fallen. Wie aber kommst du auf Juliane?"

„Herr! das war die Braut."

Rudolf drehte sich nach Schwertlein um. Der wollte mit der umgekehrten Hand über die Augen fahren. Als aber sein Herr ihn anblickte, ließ er die Hand gleich einem Blitze schnell herab. So konnte Rudolf sehen, wie dem Meisterknappen zwei Perlen über die Wangen liefen.

„Laß dich's nicht anfechten, alter Knabe!" tröstete Rudolf mitleidig und fügte leise für sich noch hinzu: „Armer Kerl."

Die Wetteburg war nur von einer Seite zugänglich. Dort stand ein artig Häuschen, zu welchem Feld und Garten gehörten.

„Schwertlein!" sagte Vargula, darauf hindeutend. „Das bekommst du, wenn deine Knochen zu mürbe sind für's Dreinschlagen. Kannst in deinen alten Tagen drin wirthschaften und sorgenlos leben."

Da sprengte Schwertlein an Rudolf's Seite und sagte gerührt: „Herr! das segne Euch Gott. Ich danke Euch!"

Dann blieb er die vorschriftmäßigen fünf Schritte zurück und murmelte in den Bart hinein: „Aber schön war sie immer noch von Angesicht." —

Des Freundes Grab zu Wetteburg erhielt den Schutz, der ihm von Nöthen und der Schloßvogt den Befehl, den ersten besten, der es stören wollte, niederzustechen ohne Weiteres und sei es selbst ein Priester. — —

Lukardis konnt' des hingeschiedenen Abtes nicht vergessen. An ihm und an dem Kloster Porta hing sie in Treuen; daher sie denn schon ao 1239 dem Kloster einen Hof in Dorndorf schenkte mit Erlaubniß ihrer Töchter Lukardis und Mechtildis. Als Zeuge diente ihr Schwiegersohn Henricus de Muchile. So Alles auch heute noch genau zu lesen ist in einer Schulpforta gehörenden alten Urkunde, beginnend: ‚Wir, von Gottes Gnaden Lukardis von Studenitz, verfügen hierdurch —'*) u. s. w. —

*) I. Urkunde in der Bibliothek zu Schulpforta.

Als Rudolf in die Wartburg zurückgekehrt war, fand er viel Arbeit vor als Schenk, als Hermann's Schützer und als Hausvater. Sophia, Elisabeth's zweitgeborens Kind, des jungen Hermann's Schwester, sollt' ehebaldigst Hochzeit feiern mit dem Herzog von Brabant. Hermann war kräftig aufgewachsen und ritterlich geworden; für seinen Ohm Heinrich zu ritterlich, wie dem Schenken dünken wollte. Und was den Hausvater betrifft, so beschloß er, seine heranwachsenden Söhne unterzubringen; Rudolf und Heinrich von Vargula erhielten ao 1240 Tautenburg zum Herrensitz. Rudolf, der Vater, blieb auf der Wartburg mit Hertha und den kleineren der Kinder. Es kam ihm vor, als bemerkte er am Landgrafen ein ausgesprochen zweideutig Wesen und könne sein Verbleiben dem jungen Hermann nöthig sein. Der Landgraf hatte diesem noch eine Erzieherin beigegeben; Frau Bertha von Sebeche war's.*) Die wollte mit ihren grauen stechenden Augen dem Schenken von Vargula nicht recht gefallen.

Achtzehntes Kapitel.

Seit langer Zeit war in's Schloß Vargula wieder Leben gekommen. Rudolf hatte die Seinen dorthin geleitet, nachdem die beiden ältesten Söhne sich nach Tautenburg begeben.

Für des Schenken Familienkreis war die Wohnung im Ritterhause der Wartburg zu eng geworden, der Aufenthalt hier auf die Dauer weniger angenehm, als in einer der Burgen und

*) II.

Schlösser seines reichen Besitzes. Das machte nicht allein der eng erscheinende Raum, noch mancherlei Ursachen kamen dazu.

Rudolf überdachte die ganze Zeit, in der er drei Herrschern gedient. Hermann, das ist: der Erste, kennzeichnete sich durch sein häufiges Schwanken in dem, wie er sich zum Oberhaupte des Reiches stellen solle, weil ihm die Befestigung seiner Hausmacht wichtiger erschien, als die Kräftigung Alldeutschlands nach Außen und im Innern. Das hatte ihm viele Kämpfe und Unruhen gebracht. Aber die Zeit unter ihm war doch durch seine Kunstliebe eine begeisternde, sein Regiment im Hause ein hiervon getragenes, darum edel. Ludwig verband ritterliches Wesen mit innigster Frömmigkeit; die Sorge um Kaiser und Reich stand ihm eben so hoch, wie die Fürsorge um seine eigenen Länder. Was er sprach und that, war echt deutsch, das ist: kernig und gewissenhaft. Nur wurde das Andenken an den besten aller Herrscher durch die Leiden Elisabeth's getrübt. Das gab keine frohe Zeit. Und jetzt hatte Vargula einen Gebieter, dessen von Rudolf als zweideutig erkanntes Wesen sich Zug um Zug bestätigte. Wer, wie Hermann, des Reiches Gesammtwohl hintansetzt und weit mehr für sein Haus sorgt, hat doch noch immer die Tugend, daß er nicht allein an sich denkt, sondern auch an die gesicherte Zukunft seiner Nachkommen. Heinrich hatte aber auch nicht einmal diese Rücksichtnahme. Seine Person sollte mächtig werden oder bleiben. Er wollte sich als Heinrich behaupten: darum denn auch die Mittel zu diesem Endzwecke heut gut, morgen schlimm waren. Was Wunder, wenn Rudolf ungern am Hofe weilte. Er hätte sich am liebsten auf seine Güter zurückgezogen, wenn er nicht das Gelübde gethan, die Nachkommen Hermann's, insonderheit Elisabeth's, zu schirmen, und das erforderte seine Betheiligung am Hofleben, das gab dem Schenken Kraft zur Ausdauer.

So sinnend saß er in seinem Gemache in Vargula und prüfte, wie er sich in Zukunft bei Hofe und sonst im Leben zu

verhalten habe. Da ward er durch seine zurückgebliebenen Kinder unterbrochen. Roswitha, die älteste der blühenden Töchter, trat hinzu und frug: „Es dünkt mich, mein Herr Vater sei betrübt und vieler Gedanken voll.“

„Hab' nur gesonnen, wie der Zeiten Wechsel oft ans dem Wechsel der Gesinnung kommt, die einem Herrscher innewohnt.“

Darauf erzählte er, soweit er Andren davon sagen durfte, von dem, was ihn zur Stunde viel beschäftigte, und daß die christliche und Dienstes-Pflicht ihn nöthige, die Seinen wieder zu verlassen. Daran schloß er die Lehre, daß nur die Reinheit der Gesinnung Kraft gebe und Ausdauer, Widerwärtigkeiten entgegen zu treten; daß keine Hinterthür im Innern sollt' geduldet werden, wenn man sich prüft in seinem Thun und Lassen.

Nur eine halbe Stunde währte das Gespräch, doch war es inhaltsvoll und dazu angethan, daß seiner Kinder Geist konnt' lange davon zehren. Aus eigener Erfahrung, vornehmlich aus Walther's Art zu rathen, hatte er gelernt, daß kurze Lehren, voll reichen Inhalts und zu rechter Zeit gegeben, viel besser wirken, behalten und beachtet werden, als viel moralisiren Tag um Tag; denn dieses wird oft kleinlich, verwirrt die Uebersicht von dem, was wichtig ist für's Leben und machet die Belehrten nicht zu selten stöckisch.

Rudolf nahm Abschied von den Seinen und ritt bedächtig zur Wartburg zurück. Wer es gewissenhaft nimmt mit Raths-ertheilung an Andere, der pflegt darnach sich selbst zu fragen, wie es um *ihn* stehe. Das ist gar gut, denn wer fortwährend lehrt und mahnt, redet sich nicht selten ein, daß, *weil* er Lehren zur Vervollkommnung gebe, er selbst vollkommen sei. Das aber trübt die Selbsterkenntniß. Auch Rudolf frug sich unterwegs, ob *nur* die Pflicht und sein Gelübde ihn vom Hause treibe? Da fand er dennoch eine Hinterthür; er merkte, daß eine Stimme leise in ihm sprach: ‚Betrüge dich nicht selbst! du bist deß inne worden, daß, wenn du lange Zeit vom Hause wegwar'st,

dein Eheweib bei deiner Rückkehr milder wurde und freundlicher. Drum wolltest du dich hin und wieder selten machen um deiner selbst willen, nicht blos der Pflichterfüllung wegen.‘

Noch hatte Rudolf die Bieberbach bei Friedrichswerth nicht durchritten, als ihn ein entgegenkommender Sendbote des Landgrafen aus seinem Sinnen riß. ‚Eiligst zur Wartburg kommen!‘ war das Geheiß, das Heinrich ihm durch den Boten wissen ließ. In schnellem Trabe setzte Rudolf den Ritt fort. Seine Gedanken gingen auf den Landgrafen und den jungen Hermann über. An ersterem hatte Rudolf wiederholt ein unruhiges Wesen bemerkt, je näher die Zeit gekommen, welche Hermann mündig zur Regierung machte. Seitdem dieser nun mündig war und billig hätte den Thron besteigen sollen, machte Heinrich Winkelzüge und ließ den berechtigten Erben nie zu voller Alleinherrschaft gelangen. Auf der einen Seite fürchtete er die Einmengung seiner Großen unter Rudolf's Führung; sie Alle schienen ihn zu beobachten. Darum setzte er Hermann als Fürsten ein, gab ihm das Hessenland zur Verwaltung und ließ dem Neffen in kleinen Regierungssachen selbständig freie Hand. Er gab diesem sogar den Titel ‚Landgraf‘, aber nur ‚von Hessen‘. Handelte es sich aber um die Oberherrlichkeit, also, daß auch Thüringen mit in Frage kam, so unterzeichnete er stets mit Hermann.

Auf der andern Seite wollte er sich doch das Heft nicht aus den Händen reißen lassen; er wollte das Oberhaupt bleiben und mindestens Thüringen allein beherrschen. Als ihn Rudolf dereinst gefragt hatte, warum Hermann nicht auf der Wartburg residire, gab Heinrich ausweichende Antworten und ließ den Neffen irgend einen neuen Regierungsakt selbständig ausführen, damit den lästigen Fragern auf einige Zeit der Mund gestopft werde.

So standen die Sachen, als Rudolf sein Schloß Vargula verließ und zur Wartburg zurückkehrte. Hier hörte er von Heinrich, Hermann weile zur Zeit in Kreuzberg bei Bischofsheim,

nur an vier Meilen von Fulda östlich entfernt. Dort sei der junge Fürst schwer erkrankt; darum denn Rudolf zu ihm reisen und dem Landgrafen Kunde von seinem Befinden geben sollte. Wenngleich Heinrich den Auftrag mit Betrübniß ertheilte, zog doch durch Rudolf's Kopf eine böse Ahnung. In Kreuzberg sollte diese zur Wahrheit werden.

Hermann klagte über heftige Schmerzen im Unterleibe und theilte dem Schenken mit, Bertha von Sebeche, seine Pflegerin, suche die Ursache in einer Erkältung auf der Jagd. Das war nicht unwahrscheinlich. Als der Fürst aber zwei Tage nach Rudolf's Ankunft immer heftiger erkrankte, schöpfte Vargula Verdacht und ließ die Sebeche scharf bewachen. Von dem Kranken konnte er nichts Weiteres erfahren; der wand sich vor Schmerzen hin und her und stöhnte zum Gotterbarmen, also, daß Rudolf mit einem Gemisch von Mitleid und Entrüstung am Krankenlager stand. Nur mit Mühe brachte der Leidende noch die Worte hervor: ‚Man solle ihn bei seiner Mutter in Marburg begraben lassen'. Bestürzt frug Rudolf nochmals nach Entstehung und Art der Krankheit. Er erhielt keine Antwort mehr; Hermann war bald darauf gestorben.*)

Schmerzerfüllt betete Rudolf an der Bahre lange Zeit. Dann übertrug er dem Schenken des Verstorbenen, Guntram von Schweinsberg, die Hut der fürstlichen Leiche und brachte die Sebeche als Gefangene auf die Wartburg. Heinrich ließ sie einstweilen in sicheres Gewahrsam bringen und trauerte tief mitsammt dem ganzen Hofe dermaßen, daß die Leute sagten: „Wie ist er doch voll großen Schmerzes und Leides um den Verlust.“

Selbst Rudolf glaubte an die Aufrichtigkeit der Trauer; auch dann noch, als es hieß, die Sebeche sei plötzlich entwichen, oder, wenn dies besser klingt: abgereist.

Jetzt galt es, vom Landgrafen eine Untersuchung zu ver-

*) II. VI.

langen. Schon wurden Stimmen laut im Lande, der Tod des jungen Hermann sei nicht mit rechten Dingen zugegangen.

Als Rudolf zur Audienz zugelassen wurde, fand er den Truchseß beim Landgrafen. Dieser blieb nicht gern auf lange Zeit allein.

„Was bringst du, Vargula?“ frug Heinrich.

„Herr Fürste! wollet in Gnaden gewähren, daß ich mit Euch unter vier Augen sprechen darf. Das, was ich zu sagen für meine Pflicht erachte, erheischt —“

„Der Truchseß bleibt da,“ gab Heinrich kurz zur Antwort.

Rudolf besann sich kurze Zeit. Drauf hub er an: „Ich denke noch der Zeit zurück, da Ihr noch klein waret und ich im Gefolge mich befand, welches das königliche Kind Elisabeth aus Ungarn holen sollte. Damals, als ich des Kindleins Jammern hörte ob der Trennung von Mutter und Vater, ging mir's durch die Seele und that ich einen Schwur, sie zu schützen mit Leib und Leben. Und abermal, als die hohe Fürstin einst Gaben austheilte, gelobte ich ihr, sie und ihre Kindlein zu hüten in aller Gefahr. Nun die Heilige selig dahingeschieden nach langen Leiden, hat nur die junge Fürstin Sophia ein besseres Loos empfangen, denn sie ist Herzogin von Brabant und hab' ich Ursach, anzunehmen, daß sie glücklich ist, weil in fremden Landen. Hier hatte ich nicht nöthig, des Gelübdes zu gedenken. Von ihrem fürstlichen Bruder aber, des allsoplötzlich hingerafften Herrn Landgrafen Hermann, will mich bedünken, als dürfe ich nicht müssig bleiben; als müsse seine heilige Mutter von droben herabrufen: ‚Vargula! rühre dich! man hat mir meinen Sohn —“

„Truchseß!“ rief Heinrich plötzlich; „laß mich mit Vargula allein.“

Mit starken Schritten ging der Landgraf im Gemach hin und her. Drauf blieb er vor Rudolf stehen und sagte hochaufgerichtet: „Vargula! du hast schon einmal kühnlich zu mir geredet. Weil ich damals nachgab, scheinest du jetzo Muth bekommen zu

haben, dich abermal in meines Hauses innre Angelegenheiten zu mischen. Bedenke: Ich habe deines Rathes nicht begehrt."

„Herr Fürst! mich sendet Gott."

„Das kann ein Jeder sagen."

„Um wie viel mehr nicht Einer, der bewiesen hat, daß er mit Leib und Leben Euch ergeben ist."

„Das ist der Schwarzburg auch, ingleichen Meynhardt, Helderungen und die andren Edlen."

„Das ist wohl wahr, Herr Fürst!" sagte Rudolf und fuhr mit starker Stimme fort: „Doch lasset Euch versichern, wenn ich jetzo nicht hier stünde — bei Gott! so thät's ein Anderer an meiner Statt! Denn Gott kann solche Greuel nicht ungestraft lassen."

Ob dieser kühnen Worte ward Heinrich zornig und rief mit erhobner Rechten bebend: „Schenk! — noch ein solches Wort und du liegst im Thurm!"

Da richtete sich Rudolf hoch auf und sagte bestimmt: „Landgraf Heinrich Raspe! — Ich hatte Euch dereinst den Kaplan aus Mainz zugeschickt als Gefangenen. Damals ließ ich Euch weiter nichts wissen als: der Erzbischof wolle Euch verderben und wodurch. Nicht aber sagt' ich Euch, daß das Eingehen auf die sicheren Versprechungen des Erzbischofs mich würde gar mächtig gemacht haben, also, daß ich jetzt hier stünd' an Hermann's Seite gleich seiner rechten Hand, und **Ihr** lägt jetzt im Thurm!"

Zu Heinrich's Zorn gesellte sich große Betroffenheit. „Also Verschwörung!?" rief er bleich aus.

Rudolf trat einen Schritt näher und sagte schnell: „Verschwörung und Vernichtung Eurer selbst, wenn Ihr es wagtet, uns zu widerstreben."

Mißtrauisch trat der Landgraf einen Schritt zurück, legte die Rechte an den Schwertgriff und sagte finster drohend: „Und

du hast diesen Plan bisher verschoben nur! wähnst nun den Augenblick gekommen und forderst jetzt, ich soll Euch weichen?"

„Nein, Herr Fürste! lockert nicht das Schwert! Das hattet Ihr und habet Ihr nicht nöthig. Ich hätte können gleich einem Fürsten werden um Euch als Preis; hätt' können mein Geschlecht mächtig emporsteigen sehen zur Reichsunmittelbarkeit um Euch als Preis. Ich grollte Euch ob Eurer Zurückweisung meiner und meines Raths. Ich hätte können Euch gefährlich werden und arg zu Schaden. — Herr Fürste!" fuhr Rudolf ruhiger fort und warf sein Schwert weg, „hier liegt mein Schwert! ich bin Euch nicht zu Schaden. Denn wenn Ihr auch gleich unhübsch seid und wunderlich, so stehet doch als Gottes Gebot geschrieben: ‚Seid unterthan Euern Herren, auch den wunderlichen.' Und was mein Vater selig mir dereinst gesagt: ‚Sei treu dem Landesherrn bis auf den letzten Athem. Und wendet er sich wider Gott, so sag's ihm dreimal, viermal, vielemal, um ihn für's Himmelreich wieder zu erobern', — das habe ich bewahrt in treu'stem Herzen! und — soll ich offen sein? Ich denke mir, ich bin Euch mehr als Schenk und mehr als Feldherr; denn Eurem hohen Vater selig hab' ich's gelobt, daß ich Euch Freund wollt' sein."

Der Landgraf war überrascht ob dieser Wendung, aber auch bewegt. Nicht ohne Rührung sagte er: „Steh auf, Vargula! ich will es gerne glauben. Doch was ist, das dich zu sagen drängt?"

Da packte Rudolf tiefes Mitleid zu dem Fürsten; die Thränen traten ihm in die Augen und mit unsicherer Stimme sagte er im innigsten Tone: „Mein Fürst! Ich stehe hier vor Euch und Gottes Angesicht und denke mir, es schaut auf uns herab die holde Frau Elisabeth, die heilige, und höret Alles, was wir sprechen. — Sagt! — habt Ihr etwa erfahren — daß der selige — Fürst Hermann — sei an — Gift gestorben?"

Nur mühsam brachte Rudolf diese Worte vor. Auch Hein=

rich's Augen füllten sich; doch ward er schier betroffen und sagte unsicher: „Nein, Vargula! das kann ich nimmer glauben."

„Ich hab' so ein gewisses Fühlen, als hätt' Bertha von Sebeche dabei die Hand im Spiele, um Lohn, um Ehrsucht oder sonst'gem Grunde. Ihr hattet sie entlassen ohne Untersuchung. Der Tod erfordert Sühne, wenn er — was ich fürchte — gewaltsam war. Das Land spricht schon davon und fordert gleichfalls Sühne. Herr Fürst! man spricht es schon zu laut. Laßt jene Frau von Neuem holen! laßt untersuchen, untersuchet selbst, und wenn sich eine Missethat ergiebt, so laßt den Schuld'gen büßen mit dem Leben."

„Vargula! ich habe selbst Verdacht gehabt und es genau geprüft. Doch die von Sebeche trifft keine Schuld, hat doch der Schenke Schweinsberg, durch seine Lauterkeit und Treue wohlbekannt, darüber ausgesagt: Er habe meines lieben, sel'gen Bruders Sohn gar oft gebeten, nicht allzu jach zu jagen in des Herbstes rauhen Stürmen. Doch Hermann habe sich nicht sagen lassen und sei den üblen Folgen der Erkältung unterlegen."

Nach diesen Worten sah Rudolf dem Landgrafen ernst und unverwandt in's Auge. Verwirrt blickte Heinrich zur Seite und ließ sein Haupt sinken, als Rudolf forschend frug: „Und war Euch Hermann's Tod nicht hoch willkommen?"

Heinrich wandte sich ab; Rudolf trat traurig nahe an ihn heran und frug leise noch einmal: „Und war Euch Hermann's Tod nicht hoch willkommen?"

Da begann der Landgraf zu weinen und verbarg sein Antlitz mit den Händen. Als er nach einer Weile sich gefaßt, sagte er: „Nein, nein, Vargula! du thust mir Unrecht. Wohl hätte ich nur ungern die Zügel der Regierung abgegeben, hätte gern auch Thüringen für mich behalten. Doch mit dem schnellen Tode hab' ich nichts zu schaffen; bei Gott, Vargula! so wahr ich vor dir stehe!"

„Gepriesen sei der Allmächtige, daß es also steht. Doch

ist nicht eine innere Stimme in Euch, die Euch sagt: ‚Hätt'st du von vornherein dem münd'gen Fürsten Alles überlassen, wie's recht war, so weilte er noch unter uns und waltete mit Weisheit seines Vaters, mit Güte seiner Mutter in seinen Landen!?‘ Mußt' nicht des Landes Wohl Euch höher stehn, als Euer eignes? O prüft Euch, Herr! und lauschet, ob das Gewissen Euch nicht sage: ‚Wärst anders du gewesen, wär' es anders kommen!?‘ Die That ist ja geschehn und läßt sich nicht rückgängig machen. Aber: Auf daß Ihr Eurer Seelen Seligkeit nicht verlieret — sprecht! ist nicht so etwas von Reue und Buße in Euch? — O schämt Euch nicht, mein Fürst! es zu gestehen; es vor Euch selbst im Herzen zu gestehen, nicht vor mir. Ich bin — wenn auch ein Freund — doch auch Euer Diener. Doch um Eurer selbst möcht' ich Euch sagen: Spüret Ihr eine mahnende Stimme des Gewissens, seid Ihr reuig und voll Buße, wenn etwa was nicht rein ist — O dann ist Alles wieder gut! Dann wird die Heilige da oben für Euch bitten und Euch herniederrufen: ‚Auch Das soll dir vergeben sein‘. — Mein Fürst! seid ehrlich an Euch selbst, wie ich es jetzo bin in Treuen und Ergebung."

Da beugte Heinrich seine Kniee und weinte abermals und lange Zeit, also, daß auch Rudolf seinen Thränen freien Lauf ließ und knieend betete im Stillen für den Landesherrn, deß Wesen von der innren Buße zeugte.

Als dieser wieder sich erhob, fuhr Rudolf fort: „Noch eine Bitte, Herr, hab' ich zu nennen. Herr Fürste Hermann verlangte kurz vor seinem Tode, man solle ihn bei seiner hohen Mutter in Marburg begraben. Erfüllt ihm diesen letzten Wunsch."

Doch Heinrich ward betroffen und rief: „Nein, nein! — nicht wahr!? Damit Elisabeth ihn wieder erwecke?"

Ein einziger vorwurfsvoller Blick Rudolf's jagte dem Landgrafen die tiefe Röthe in's Gesicht. Doch die letzten Gesprächsworte riefen diesem bald das Bewußtsein wieder zurück, daß er jetzt unumschränkter Herr sei, daß er durch keinen Streitigen etwas zu

fürchten habe. Darum brach er das Gespräch ab. Doch reichte er seinem Schenken die Hand und sagte voll Hulden:

„Vargula! bleib' mir der Freund. Du stehest mir am nächsten. Auch kann ich von jetzt deines Staats-Raths nicht mehr entbehren. Leb' wohl für jetzt und bleibe auf der Wartburg. Ich bin gesonnen, mich mit Gertrud, des Herzogs von Oesterreich Tochter, zu vermählen. Das wird dir auch als Schenk viel Arbeit geben."

„So segne Euch Gott!" sagte Rudolf beim Fortgehen; „Euch und die hohe Braut und einstges Ehgemahl, daß es Euch Nachkommen gäbe und manchen edlen Ludowinger." —

Die Untersuchung über das verdächtig schnelle Hinscheiden Hermann's verlief im Sand. Einige im Lande urtheilten, die Sebeche habe ihn vergiftet; Andere: Der Landgraf hätt's bewerkstelligt; wieder Andere: Es sei von Solchen ausgegangen, die — wenn Heinrich keine Kinder erlangt hätte — erbberecht gewesen wären.*)

Heinrich's Heirath fand bald statt. Es ward ihm aber im ersten Jahre kein Kind geschenkt. Der Blitz zerstörte selben Jahres, 1241, den großen Thurm und das Münzhaus,**) beide mit Blei bedeckt, und das Volk prophezeite: Das sei ein Anzeichen Gottes, daß auch hinfüro — wie es wirklich geschah — keine Kinder kommen würden.

Das war für Rudolf keine gute Mär. Er fürchtete, das ohnehin in sich uneinige deutsche Reich würde noch mehr zerrissen und die landgräflichen Lande schwer heimgesucht werden, wenn nicht Ordnung darein käme. Darum bestimmete er seinen Landesherrn, schon jetzt Fürsorge zu treffen, daß die Erbfolge nach seinem Tode geregelt sei. Daraufhin wendete sich Landgraf

*) II. **) II. XVI.

Heinrich an den Kaiser. Der wollte sich den Markgrafen Heinrich von Meißen, Dietrich's Sohn und des Landgrafen Neffen, zum Freunde machen und erließ ao 1242 eine Eventualbelehnung Thüringens und Hessens an den Markgrafen, also, daß nach des etwa kinderlosen Landgrafen Tod, der Meißner Markgraf den Thron über die schönen Lande erben sollte.

Darob ward Rudolf beruhigt; er wußte nun das Land und Reich von Zweifeln fern, die leicht zu Kämpfen führen mußten, und hielt des Kaisers Machtgebot und Entscheidung für recht und unverbrüchlich fest.

Daß des Kaisers Wahl von anderen Erbansprechern Heinrich von Meißen traf, war Rudolf angenehm, denn er kannte den Markgrafen als liebenswürdig, gerecht, gescheit, gütig, maßhaltend in allen Dingen und auch wohlbefähigt zur Dichtung schöner Lieder, die uns bis heutigen Tags annoch erhalten sind.

Weil nun zur Zeit im Lande Ruhe war und Rudolf einen Stellvertreter hatte für den Schenkendienst, erbat er sich vom Landgrafen Urlaub, um mit den Seinen ungestört in dem geliebten Saaleck zu verweilen, der Schwester nah' zu sein, die treuen Nachbarn auf der Rudelsburg zu sehen und Tautenburg, Wetteburg und andre reiche Güter zu pflegen und zu mehren. Der Lenz war noch nicht ganz erwacht, als Rudolf schon hinab in's schöne Saalthal blickte, beruhigt und befriedigt, daß sein Herr in Gott mit Reue Frieden hatte gefunden.

Neunzehntes Kapitel.

Drei Monate vor Rudolf's Rückkehr nach Saaleck war die Wohnung Ritter Hugo's um und um gekehrt worden. Man räumte Zimmer, welche die Familie bisher inne gehabt, ordnete die anstoßenden und schaffte Tische, Bänke, Sessel und andere Wohngegenstände hinein; auch ward des Fußbodens Estrich sorgsam mit Teppichen belegt zu größerer Behaglichkeit.

Des Ritters Schwager, Herr Gregorius, war mit seiner ganzen Familie zu Besuch gekommen, wie seit Jahren versprochen worden. Sein Ehgemahl Gotelinde bewohnte mit ihren drei Töchterlein Johanna, Carolina und Elisabeth eine Kemenate, von wo aus man den Blick hat auf Burg Saaleck. Gregorius mit seinem dreizehnjährigen Söhnchen Heinz, der als ein Spätling noch hinzugekommen war, hatte ein Gemach inne, das die Aussicht auf Lengefeld darbot.

So ward Herrn Hugo's Haus noch einmal recht lebendig, denn die vier Kinder des gelehrten Herrn erwiesen sich als lebhaft und geweckt.

Als Rudolf in der Rudelsburg erschien, fand er die befreundeten Insassen in eifrigem Gespräch begriffen; fast klang's wie Streit. So war es auch. Gregorius wollte wieder abreisen nach vierteljährigem Besuch, Frau Ilse und ihr Ehgemahl dagegen wehrten solchen Gedanken und drangen darauf, daß sie noch länger bleiben sollten; nach solcher langen und umständlichen Reise, die nicht so leicht von Neuem zu erwarten stand, müßten die Verwandten länger weilen. Es ward lebhaft verhandelt, bis man eins wurde: Gregorius sollt' noch acht Tage zugeben und dann nur mit Carolina, deren er der Wirthschaft halber in seinem Heime nicht entrathen konnte, zurückreisen. Gotelinde mit Johanna, Elisabeth

und Heinz aber mußte Gregorius annoch zurücklassen auf länger als ein Jahr. Das war dem Eheherrn zu lang, darob nun über's Zeitmaß eine neue Verhandlung in Fluß gerieth, doch Rudolf's Eintritt unterbrach sie.

Die Vorstellung war bald beendet, das Gespräch in vollem Laufe. Nicht kurze Zeit unterhielt sich Rudolf mit Gregorius. Der war ein ernster aber wohlwollender Herr und kam gar bald in Disputation mit Vargula, wer Alles erbberechtigt sei zum Throne Thüringens und Hessens, wenn Landgraf Heinrich keine Kinder hinterließe. Gregorius erstaunte, als er von Rudolf hörte, daß — wenn des Kaisers Eventualbelehnung nicht geschehen wäre — sich wohl mehr als ein halb Dutzend Parteien melden würden, als da unter Anderen sind: Sophia von Brabant, die Tochter Elisabeth's, für ihren Sohn Heinrich; Graf Siegfried von Anhalt, der in seinem Siegel bereits die Worte führt: ‚Erbe von Thüringen'; Markgraf Heinrich von Meißen; wohl auch Graf Hermann von Henneberg und der Erzbischof Siegfried von Mainz, dem das Hessenland schon längst in die Augen gestochen hatte.

„Nach dem, was ich von Euch erfahren, edler Herr!" sagte Gregorius, „würde es sich hier, falls die Eventualbelehnung nicht vorhanden wäre, um eine engere Wahl handeln zwischen Sophia's Sohn Heinrich und dem Markgrafen Heinrich von Meißen, denn nach dem Grundsatze des longobardischen Lehnrechtes sind die Collateralen des letzten kinderlosen Lehnsträgers erbberechtigt, nicht qua collaterales, sondern qua descendentes patris praedefuncti. Indessen ist nach longobardischem Rechte die Nachfolge der weiblichen Descendenz nur eine besondere Ausnahme. Da nun auch das holländische Recht bestimmt, daß ein Tochtersohn der Sohnestochter vorgehe, so wird diese rechtliche Lage den Kaiser Friedrich ohnstreitig bewogen haben, sich für den Tochtersohn, Heinrich von Meißen, zu entscheiden."

„Es ist mir lieb," sagte Rudolf, „von Euch als einem Ge-

lehrten des Staatsrechts zu erfahren, daß dem Markgrafen von Meißen unbedingt das Recht zur Seite steht. Denn ich muß offen bekennen, daß ich Anfangs schwankend ward, ob nicht Sophia sollte vorgezogen werden. Sophia steht mir als die Tochter der heiligen Elisabeth nahe und wären Herzensstimmen entscheidend, so hätte ich gern gesehn, sie erhielte für ihren Sohn die beiden Länder. Doch der Verstand muß sich an das halten, was Rechtens ist. Wohl hatte ich des Kaisers Entscheidung geehrt, weil sie eben vom Kaiser kam. Aber nun ich höre, daß er nach dem, was zu Recht besteht, verfahren ist, ist mir's gewiß: der Markgraf von Meißen ist der Berechtigte und Sophia — wie leid mir's auch thut — muß zurückstehn."

„Ich wünsche nur das Eine," sagte Gregorius, „daß des Kaisers Entscheid nicht angefochten werde nach dem Tode Heinrich Raspe's; denn sonst würd' großer Wirrwarr werden hier in Euren Landen."

„Wie es auch kommen möge, Herr Gregorius! ich bin mir im Verstande und Gewissen klar, wie ich mich stellen muß. Zudem ist der erlauchte Heinrich von Meißen ein durchaus edler und gescheiter Mann, voll Maß, und Freund der Dichtung, ja selbst Dichter."

Dies letzte Wort gab dem Gespräche eine andre Wendung, auch Gotelinde sprach darein. Nicht wartete sie erst schüchtern ab, bis sie — wie's anderweitig Vorschrift war — angeredet wurde. Ein ganz andrer, ein frischer, muntrer Geist waltete in der Familie des Gelehrten; darum denn auch das Gespräch bald ein allgemeines ward, an dem ein Jeder theilnehmen konnte.

„Ich kenne ein Liedlein des erlauchten Markgrafen," sagte Gotelinde. „Wir Frauen haben alle Ursach, ihm hold zu sein, denn er besingt mit Freuden das häusliche Glück. So er doch in einem Verse anhebt: ‚O reicher Gott, wie sanft das thut! — Wen freundlich grüßt sein lieblich Weib — Dem wird so freudenreich der Muth — So froh das Herz, so froh der Leib. — Hoch

in die Lüfte fähret er, — Sein Muth der fleuget hoch empor — Gleich einem Adler stolz und hehr'. Soll da ein Weib ihm zürnen?" setzte sie lächelnd hinzu.

„Und ein Mann um so weniger," sagte Gregorius; „denn was der Erlauchte hier sagt, klingt in Tausenden von Männerherzen wider, so sicher auch in den unseren."

Mit diesen Worten gab er seinem holden Weibe einen Kuß auf die Stirn. Rudolf wandte sich betrübt ab; ein so inniges Eheglück, wie der Markgraf schilderte und er vor sich sah, fand er zu Hause nicht. Ein Zug von Schwermuth lagerte sich auf sein Antlitz; nur Ilse sah es und Gotelinde. Doch bald stimmte er wieder in den muntren Ton mit ein, der in dem trauten Kreise herrschte.

Elisabeth schlug ihre dunkelbraunen schönen Augen auf und schaute wie traumverloren zum blauen Himmel, das sah Rudolf und ward überrascht. „Habt auch Ihr, werth Jungfräulein," frug er sie, „von unsren deutschen Sängern der Lieder etliche gelesen?"

„Ja, edler Herr!" antwortete die holde Maid. „Der Vater hat uns oft an trauten Abenden vorgelesen, was Walther von der Vogelweide, Wolfram, Heinrich von Veldecke, und wie sie Alle heißen, gedacht und gedichtet."

„Und hat es Euch gefallen?"

„Die Liedlein sind mir stets durch's Herz gegangen. Und spät am Abend noch, oft bis in die Nacht, hab' ich darüber nachgedacht und Gott gepriesen, was er für schöne Geistesfreud uns doch verliehen schon auf Erden."

Theilnehmend blickte Rudolf auf die Maid, als sie dies sagte. Dann wandt' er sich an Hugo und frug: „Sag' an! findest du nicht auch Aehnlichkeit zwischen deiner liebwerthen Schwestertochter und Elisabeth der Heiligen?"

„Bei allen Wettern, Vargula! hast Recht! — Ich bemerk' es jetzt zum ersten Male. Nur hatte die Fürstin eine bräunliche

Gesichtsfarbe und Gotelinde's Elisabeth ist weiß und roth. Doch sonst: in Aug' und Haar und Haltung gleicht sie ihr nicht wenig. Ich hab' die selige Fürstin dereinst gesehn, als Landgraf Ludwig ward begraben."

„Wie wunderbar!" fiel Frau Ilse ein; „so doch auch der Name übereinstimmt. Doch habe ich bisher geglaubt, die heilige Elisabeth hätte blaue Augen und blondes Haar gehabt."

„Nein, werthe Frau," entgegnete Rudolf. „Legt Eurer Nichte einen Mantel um und gebt ihr einen Korb mit Brot gefüllt, so habt Ihr bis auf des Angesichtes Farbe ein treues Abbild jener heiligen Frau."

Drauf fiel Johanna neckend ein: „So wollen wir Elisabeth, der Schwester mein, mit braunem Farbstoff ihre Wangen färben."

„Nein, nein!" rief ganz entsetzt Elisabeth. „Das duld' ich nicht."

Doch mußt' sie herzlich lachen ob des Einfalls der sonnig-heitren Schwester, und Alle lachten mit; auch Rudolf, der noch hinzufügte: „Wie gern hätt' ich die arme Fürstin einmal so herzig lachen gesehn und gehört, wie Jungfrau Elisabeth, Euer Töchterlein. Doch blieb sie immer ernst."

Das brachte das Gespräch auf längst vergangne Zeiten. Nicht traurig war's und trübe; denn man gedachte der Fürstin hohen Tugenden. Auch fehlte es bei der Erinnerung nicht an Stoff zu mildem Lächeln; gar Manches gab es aus des königlichen Kindes Leben, was erheiternd war.

Erst spät am Abend trennte man sich und Rudolf kehrte befriedigt zurück nach seiner Burg.

Die nächsten Tage verbrachte er im lebhaften Verkehr mit Gregorius; von ihm konnt' er gar Vieles lernen, und der von Rudolf. Der Knabe Heinz ward schnell bekannt in Saaleck. Gern streifte er mit beigegebnen Knappen durch Wald und Flur. Lebhaften Geistes erzählte er sodann im Wohngemache wieder, was Alles er gesehn, und daß er Ritter werden wollte. Rudolf gefiel der Knabe, der

niemals unbeschenkt aus Saaleck heimging. Und als der Tag des Abschieds kam; als Herr Gregorius mit Carolina schied, da gab's ein großes Trauern, also, daß Hugo fast ärgerlich geworden wär'; schien's doch, als blieb die Schwester sein nicht gern bei ihm zurück.

Doch Gotelinde sagte: „Laß dich's nicht verwundern, Bruder! — Mein Ehgemahl ist mir gar lieb und werth und mein Kind. Darum ich sie nicht gern vermisse. Auch ist die Reise ja nicht ohne Fahr."

„Beruhige dich!" sprach Hugo tröstend. „Die Deinen haben Rudelsburger gut Geleit bis Meißen. Von dort an wird ein Brief von mir für die Gestellung weiteren Geleites sorgen. — Dir und Johanna, Elisabeth und Heinz soll es schon wohlgefallen hier. — Der edle Vargula ist nicht allein ein großer Kriegesheld, er ist auch feingebildet und gelehrt. Und schöne Weisen kennt er und die Lieder alle, die er gesammelt hat von unsren Dichtern. Macht selbst sogar ein Lied und spielt auf dem Psalterium, das ihm einst Ungarns König hatt' geschenkt."

„Deß freu ich mich zu hören," sagte Gotelinde. „So können wir mit ihm bei Euch manch schön und gut Gespräch führen und dem Spiele des Psalteriums lauschen. Und wenn dazu Johanna und Elisabeth singen, so mein' ich, müßt's sich's bei meinem lieben Bruder und der theuren Ilse wie im Himmel wohnen."

Besänftigt drückte Hugo ihr die Hand nach diesen Worten.

Rudolf besuchte am Tage nach Gregorius' Abschied Lukardis und sah in Tautenburg nach seinen Söhnen, die stattlich und ritterlich aufgewachsen waren, doch leider nicht in allen Dingen einig. Es schien, als könnten sich die Brüder nicht vertragen, Rudolf, der Sohn, war lebhaft, edel angelegt und offnen Kopfes, doch auch zu Zorn geneigt. Heinrich dagegen eher mürrisch, genau, und konnt' die Freuden nicht einsehn und begreifen, die sein Bruder fand in geistigen Genüssen.

Darüber ward Rudolf, der Vater, betrübt und sann, daß er

die Brüder trenne; etwa: daß Rudolf einst die Saaleckburg bezöge. Es wollt' ihm dünken, als ähnele der eine Sohn der Mutter, der andre ihm, also, daß der Gegensatz ihm nicht sonderlich erbaulich war. —

Nach langer Zeit fand er nun wieder Muße, den Geist zu erfreuen; nahm Walther's unvergänglichen Liederschatz wieder vor und versenkte sich mit Behagen in eine andere, selbstgeschaffene Welt. Und als er von Gotelinde's Wunsch erfuhr, daß er auf dem Psalterium begleiten möge zum Sange der frischen Stimmen ihrer Töchterlein, da nahm er das verrostete Instrument hervor, putzte und säuberte es und stimmte die Saiten zu reinem Klange.

Das waren wonnige Tage, wann er konnt' drüben in der Rudelsburg Garten sitzen und spielen und dazu die lieblichen Stimmen der beiden Mägdlein tönten, daß es widerhallte. Oder, wann er aus Walther's Liedern vorlas und dem Zuhörerkreise gar Manches erzählte aus des unvergeßlichen geliebten Freundes Leben. Da lauschten Alle gern seiner Rede und weinten, wann Trauriges erwähnt ward, und lachten herzlich, wann er von eines Meisterknappen Versuch erzählte, für seine Herzenskönigin ein Liedlein im Stalle zu erfinden. Da schaute Elisabeth mit ihrer schönen Augen Aufschlag sinnend empor und sagte:

„O hätt' ich Walthern können singen hören. Ich mein', ich hätte mit ihm jubeln müssen, wann er von Lenzeslust gesungen und holder Frauen Lob. Und wann ein traurig Lied ertönt wär', hätt' ich mit ihm weinen müssen. Und was Ihr uns gelesen habt von seinen Liedern zu Deutschlands Ehre, das hätte Widerhall gefunden auch in mir.“

Als Rudolf sie anschaute und die verständnißinnigen Worte hörte, ward ihm gar warm um's Herz, und begeistert schilderte er weiter, was Alles er mit Walther hatt' durchlebt.

Drauf sprach auch Gotelinde, klug und verständig, und doch zugleich voll tiefen Frauengemüths.

„Wie schön,“ sagte sie, „wenn Menschen sich zusammen=

finden, die einig sind im Schönen und im Höchsten. Es ist, als kennte man sich schon seit vielen Jahren. Und wenn nun gar ein Loblied tönt auf unsern Herrn und Christ und unsre Seele kann's so ganz erfassen, da, edler Vargula, ist mir es oft zu Muth, als wär' schon hier das Himmelreich."

Da faßte Rudolf andachtsvoll sein Saiteninstrument und spielte eines Psalmes einfache, herzerquickende Weise. Johanna und Elisabeth kannten sie und sangen leise zu der Melodei. Der Vollmond schien darein und auf die Sängerinnen; still war's im Thal; nur weiche Nebel lagerten sich auf den vom Saalefluß durchzognen Wiesen. Und immer leiser wurde der Gesang der letzten Strophe: „Was betrübst du dich, meine Seele, und bist unruhig in mir? Harre auf Gott; denn ich werde ihm noch danken, daß er meines Angesichtes Hilfe und mein Gott ist."

Und als dies ausgeklungen, falteten Alle die Hände und beteten still. Rudolf aber trat zur Seite an die Brustwehr der Burgmauer, fest auf den Felsen gemauert, der senkrecht aus der Saale hoch hinaufragt.

Rudolf's Brust bewegte sich stürmisch auf und nieder; ihr entströmte manch ein schwerer Seufzer. Die mochten wohl immer lauter geworden sein, denn Gotelinde trat nach einer Weile zu ihm hin, legte ihre Hand auf seinen Arm und frug mitleidig: „Seid Ihr unglücklich?"

Rudolf rang nach Fassung; wie oft im Leben hatte er sich darin üben müssen. Auch hier erlangte er sie; doch hörte Gotelinde ein leises Zittern seiner Stimme, als er ihr leise antwortete: „Werthe Frau! es hat ein Jeder wohl sein Kreuz zu tragen, so auch ich. Da heißt es stark bleiben und nicht wanken."

„Und beten, edler Vargula. Denn im Gebet erhalten wir die Kraft, das Wollen in Vollbringen zu verwandeln."

„Dank' Euch, Frau Gotelinde! — So gedenket im Gebete meiner auch, daß ich erstarke." —

Als Rudolf Abschied genommen, ging er schnell hinab. Da,

wo die Kesselschlucht ausmündet auf die Wiese, blieb er stehen und schaute hinauf nach dem Gartenplätzchen. Er konnte im Mondschein deutlich die lichten Kleider der Frauen sehen. Krampfhaft preßte er die Hand auf das schnell schlagende Herz. ‚Elisabeth!‘ hauchte es aus seinem Munde und feurige Strahlen seiner Augen suchten hinauf zu dringen zu der reinen holdschönen Jungfrau.

Die Nacht über blieb ihm der Schlaf fern; erst am Morgen versank er auf einige Stunden in erquickenden Schlummer. Als er erwachte, kam ihm Alles wie ein Traum vor. ‚Thorheit!‘ sprach er zu sich selbst und ritt nach Steudnitz. Lukardis hatte ihren Bruder noch nie so gesehen, wie er war: gesprächig, theils ernst, theils lustig; still in sich gekehrt und dann wieder Mechtildis zum Tanze schwenkend.

Wenige Tage darauf war Rudolf wieder auf der Rudelsburg. Heut herrschte die Heiterkeit aller Orten, dafür war von Johanna gesorgt, die in Ilse's Tochter eine Gefährtin gefunden. Erstere hatte einen Traum erzählt, den sie gehabt. Der Schreiber von Schwertlein's Liedlein hätte breitbeinig mit untergestemmten Armen vor ihr gestanden und deklamirt: „Aus einer Zahl von Seelen — wollt' er sich eine wählen — doch weil das Geld ihm fehlte — er sich nicht weiter quälte.“ Als dies Gotelindes muntres Töchterlein nachahmte, stand es ihr so drollig, daß auch Elisabeth mit lachte und Rudolf, seines männlichen Ernstes ganz vergessend, mit einstimmte. Wie minniglich war doch das herzige Lachen der holden Maid.

Als man sich des beginnenden Regens wegen in eines der großen Gemächer begab, fand auch hier der Froh- und Uebermuth seine Fortsetzung, so daß selbst der sonst ernste Ritter Hugo seinen Platz verließ und seinen Nichten freundlich mit den Worten in die Wangen kniff: „Ihr Wettermädels!“

Noch viele der schönen Abende folgten, noch manche reine

schöne Stunde der Geistesvergnügung und Herzerhebung, manch munterer und ernster Sang.

Es folgten aber auch manche schwere Seufzer Rudolf's, manch Gestöhn und unruhige Nächte. Was er an der Fürstin Elisabeth edlen Zügen als himmlisch verklärt bewunderte, fand er hier irdisch verkörpert und entzückend in Gregorius' Tochter Elisabeth. Längst hatte er sich eingestehen müssen, mit welcher Allgewalt es ihn zu der geliebten Maid zog. Was sollte daraus werden? Wie konnte er jemals erwarten, daß seine Minne erwiedert werde, ihm, dem fünfzigjährigen Ehemann von einer lieblichen jungen Maid!? Mit aller Gewalt kämpfte Rudolf dagegen an; er unterlag regelmäßig. In ihrer Nähe ward er froh, ward begeistert, wieder zu singen und zu dichten, wie ihm Lukardis einst gerathen. Doch fern von ihr überfiel ihn tiefe Schwermuth. Wie oft fand ihn Schwertlein allein für sich sitzend im Busch, an der Saale, drüben auf den Bergen, finster, verschlossen, auch mit verhüllten Augen. Es fiel dem Meisterknappen auf, also, daß der beschloß, seinem Herrn hin und wieder ungesehen nachzugehen.

Noch nie gekannte Seligkeit der innigsten Liebe wechselte mit entsetzlichen Qualen der Seele. Rudolf konnte sich nicht loswinden; wieder und immer wieder zog es ihn mächtig hinauf in Elisabeth's Nähe. Hier athmete er auf in still verborgner tiefer Liebe, um darnach, wann er allein, allmählich in einen Zustand des Verzweifelns zu gerathen.

Alles, was Elisabeth in den Händen gehabt, ja, was sie nur betrachtet, war ihm lieb und werth. Heinz, der muntere Knabe, lebte mehr in Saaleck als bei den Seinen; das machte, weil Rudolf ihn wegen dessen Aehnlichkeit mit der wonnigen Maid nicht von sich ließ.

So konnte und durfte es nicht mehr fortgehen. Es ist aber viel leichter, Zorn, Rachegelüste und andere Regungen der Seele aus dem Inneren zu vertreiben, als innige Liebe. Gebietet

Einem, er solle nicht mehr lieben, so fordert man dasselbe wie: Er solle mit offnen Augen nicht sehen. Kommt nicht von Außen her Hülfe, so unterliegt gar Mancher, der ohne Hoffnung, ohne Aussicht liebt. Doch Hülfe kam; Rudolf ward zur Wartburg beschieden.

Wiederum war ein unselig Wirrniß im deutschen Reich entstanden. Papst Gregor hatte das Zeitliche gesegnet. Der neue Oberhirt, Cölestin, erlag nach kurzer Zeit dem Fieber. In der Wahl eines neuen Papstes zeigten sich die Kardinäle uneinig; etliche von ihnen wollten einen Welschen, andere einen kaiserlich Gesinnten haben. Wenngleich nun Kaiser Friedrich dem Erzbischof von Mainz so manche Gunst erwiesen, ihn sogar zum Reichsverweser ernannt hatte, lohnte doch dieser des Kaisers Huld übel. In Verbindung mit dem Erzbischof von Köln verschwor er sich gegen Friedrich. Das kam an's Tageslicht; derhalb denn Friedrich den Landgrafen Heinrich Raspe zum Reichsverweser ernannte. Der Kampf brach wieder los.*)

Landgraf Heinrich zog gern gegen den Mainzer. War er einestheils dem Kaiser zum Dank verpflichtet, so hatte er auch noch im Gedächtniß, daß der Erzbischof durch einen seiner Kapläne versucht hatte, Rudolf auf seine Seite zu bringen, um Heinrich zu entfernen. Darum ward schnell gerüstet und Rudolf zog mit Heinrich's Heer aus, den Mainzer zu bestrafen. Bei Wetzlar verband er sich mit dem Grafen von Jülich. Der wollte mit der gesammten Macht sich auf die Schaaren beider Erzbischöfe werfen, und erst nach langer Ueberredung gelang es Rudolf, den von Jülich zu überzeugen, daß sie so bei Homburg in die Falle gerathen müßten. Endlich ging er auf Vargula's Plan ein: die beiden bischöflichen Heere durch Scheinangriffe zu zerspalten, also, daß die sich die Rücken zukehrten. Darauf sollte Jülich den Kölner von der westlichen Seite angreifen, Rudolf

*) VI.

den Mainzer von der östlichen. So ward der Feind geschwächt und, von entgegengesetzten Seiten angegriffen, verwirrt.

Graf von Jülich war ein wackrer Kämpe und hatte nicht bereut, daß er auf Vargula's durchdachten Plan eingegangen. Es kam zur Schlacht. Während der Graf in des Kölner Schaaren eindrang, hieb Rudolf auf der andern Seite ein. Schwertlein saß wie jugendlich auf seinem Roß und schmunzelnd, denn es ging gegen Pfaffen. Rudolf stürzte sich mit aller Wucht in das feindliche Heer, den Seinen voran. Das wollte dem kampfergrauten alten Schwertlein, der nie von seines Herrn Nähe wich, nicht behagen. Er wußte, daß er sich wohl etwas herausnehmen durfte; daher ritt er hart an Rudolf heran und sagte:

„Herr! geht hier zur Seiten, nicht voran. Wenn Ihr voraus stürmt, seid Ihr der Ersten Einer, der da fällt. Das hieße aber, uns Allen den Kopf abschlagen und der Pfaff gewinnt."

Rudolf achtete nicht des guten Rathes.

„Schweig, Schwertlein!" sagte er kurz und ritt den voraus stehenden feindlichen Bogenschützen immer näher. Doch Schwertlein ließ sich nicht so leicht abweisen.

„Gnädigster Herr!" rief er in dem sich immer mehr entwickelnden Schlachtgetümmel aus; „meine Haare sind weiß und ich bin alt; um mich ist's nicht schade. Aber Ihr müßt Euch erhalten, auch für die Leitung."

Der Treue wußte nicht, was Rudolf trieb, sich allen Feldherrnregeln zuwider persönlich in das dickste Kampfgewühl zu stürzen. Er hätte den Tod willkommen geheißen; auf seinem Herzen lagen schwere Centnerlasten, von denen er meinte, daß sie im Leben niemals abzuschütteln seien. Als Schwertlein die Fruchtlosigkeit seiner Bitten sah, ward er ärgerlich und rief: „So hole der Teufel die ganze Pfaffensöldner!" und mit Nr. 3, dem grimmigsten aller seiner Schlagarten, hieb er zur Seite seines Herrn auf den Feind ein, parirte die auf Rudolf geführten Stöße mit seinem Schild und Leibe, ritt wohl auch voran, um

einen Lanzenstich von Vargula abzuwenden. Jetzt hörte er nicht, als Rudolf sagte: „Geh hinter mich, Alter! deine Knochen sind mürbe.“ Er entgegnete nur mit einem ‚Hoho!‘ und stürmte mit vorwärts; den Herrn verlor er keine Sekunde lang aus den Augen. Rudolf's Pferd ward niedergestochen, so daß Vargula herabfiel und die Gefahr für ihn groß war. Doch Schwertlein deckte ihn, gab ihm schnell sein eigen Roß und kämpfte zu Fuß an seiner Seite, bis ihm ein neuer Gaul zugeführt ward.

Als des Landgrafen Ritter das todesverachtende Dreinstürmen Rudolf's sahen, folgten sie in gleicher Weise nach. Die Wucht des Anpralles und der Thüringer Hiebe war zu groß; der Feind wich zurück. Beim Zurückweichen aber stießen die Mainzer auf bewaffnete Abtheilungen; die erkannten sie nicht, sondern hielten sie für Gegner und schlugen auf sie ein. So geriethen sich die Vorstöße der Verbündeten irrthümlich in die Haare; Vargula drängte nach, und als entfernte, langgezogne Trompetensignale die Nähe des Grafen von Jülich bekundeten, war nach Verabredung das Zeichen gegeben, nunmehr mit Allem, was Mordwaffe hieß, von Neuem einzudringen. Der Feind ward in die Enge getrieben; wenige Stunden des erbittertsten Kampfes noch und er mußte sich ergeben. Rudolf hatte die Mainzer auf's Haupt geschlagen. Wohl hielten die anderen Verbündeten noch Stand, aber Jülich hatte den Erzbischof von Köln gefangen genommen*) und damit entsank ihnen der Muth.

Der Sieg war nach heißem Ringen glänzend errungen, denn der Feinde Heer erwies sich beträchtlich stärker als das der Thüringer. Die folgenden Tage brachten wohl noch etliche Kämpfe mit Einzelschaaren, doch wurden auch diese bewältigt.

So erhielt des Kaisers Sache eine günstige Wendung. — Als Rudolf vom Grafen Jülich mit Händedruck Abschied

*) VI.

genommen, richtete er die ersten Worte an Schwertlein. „Meisterknappe!“ rief er.

„Herr, hier bin ich,“ sagte der Alte.

„Du hast dich brav gehalten. Ich stehe wiederum in deiner Schuld. Alter! laß es nun genug sein. Von jetzt an ruhe und beziehe das Gütlein an der Wetteburg, das ich dir dereinst verliehen.“

Als Schwertlein dies vernommen, zog er sein Gesicht zu sondren Falten zusammen, also, daß der Uneingeweihte nicht gewußt hätt', was die bedeuten sollten. Rudolf kannte diesen Ausdruck. Zum Ueberfluß rannen dem Alten einige Thränen über die Wangen, als er entgegnete: „Herr! thut mir nur das nicht an, daß ich mich soll von Euch trennen. Laßt mich bei Euch weilen, wo Ihr auch seid. Ich will Euch dienen und nachlaufen wie ein Pudelhund.“

„So sei es!“ sagte Rudolf gerührt. „Gieb mir deine Hand! Du sollst mir nicht mehr von der Seite weichen; doch lass' ich dich nicht in den Kampf.“

Auf Burg Saaleck empfing Hertha den abermals ruhmgekrönten Eheherrn freundlich, doch sonst nicht mehr. Sie war zu sehr daran gewöhnt an's Scheiden, an's Bangen für sein Leben, an's Wiedersehn.

Als die Kunde von Rudolf's Rückkehr und Sieg in die Rudelsburg gedrungen, machte sich Ritter Hugo mit all den Seinen sammt Schwester und deren Kindern auf, den Sieger in seiner Burg zu begrüßen. Gotelinde und ihre Kinder, die nicht an so Außerordentliches gewöhnt waren, betrachteten Rudolf begeistert gleich einem Helden, und Elisabeth sollt' ihm mit Feierlichkeit einen Eichkranz auf's Haupt legen, aber Heinz wartete des Zeitpunkts nicht; er sprang voraus und bald trug ihn Rudolf auf seinen Armen; so kam er ihnen entgegen, als sie Einlaß begehrten in Burg Saaleck.

Der Schlachten Gedränge und Sorgen hatten Rudolf's

stark keimende Minne zu der wonnigen Maid nicht unterdrücken können, doch auf Zeit gemildert. Als er aber aus Elisabeth's Händen den Kranz auf's Haupt gelegt bekam, als ihn die Maid dabei mit freudestrahlenden Augen bewundernd in die eignen Augen blickte und mit wohllautender Stimme den Sänger und Sieger willkommen hieß und pries, ward er verwirrt und konnt' Anfangs kein Wort hervorbringen. — Da begannen die früheren Qualen von Neuem.

Zwanzigstes Kapitel.

Landgraf Heinrich war wohlzufrieden mit dem Ausgange des Streites; er gewährte seinem Schenken Vargula Zeit, in Saaleck auszuruhen bis in das folgende Jahr 1243. Das brachte einen sondren Lenz herbei, halb Wonnemonat, halb rauh und stürmisch, just wie es auch in Rudolf's Herzen war.

Droben in der Rudelsburg prangte sein Lenz; unten in der Einsamkeit stürmte es in seiner Brust immer heftiger. Er suchte stille Wege auf und rang mit sich, ohne Sieger zu bleiben wie bei Homburg und nach so vielen Schlachten. Seine Liebe zu der Lieblichen hatte sich so mächtig entwickelt, daß er sie nicht mehr dämpfen konnte. War er bei Elisabeth, so nahm er sich zusammen, vergaß, was doch nicht vergessen werden sollte, und hatte Augenblicke ird'scher Seligkeit, als sei die Minnigliche sein eigen. War er für sich allein, so zog ein wilder Schmerz durch seine Brust. Halb in Verzweiflung hielt er den Kopf in seinen

Händen, daß er nicht zerspringe; manch Thal und Waldberg hörten seine schweren Seufzer. Auch noch ein Andrer hörte sie. Schwertlein sah verwundert das gänzlich veränderte Wesen seines Herrn. Dieser, sonst so kernig bestimmt und doch auch leutselig, grüßte kaum die Vorübergehenden und war zerstreut. Und als der Alte seinem Herrn einst nachlief und den im Walde wie zerknickt auf dem Boden kauern sah, da beschloß er, ihn nicht aus den Augen zu lassen und ihm nachzulaufen gleich einem treuen Hunde.

Auch zu Hause bezwang sich Rudolf, dessen ganzes Leben so reich war an Gelegenheit zu dem verschiedentlichsten Selbstbezwingen, das ihm sein Freund Walther schon in der Jugendzeit so warm an's Herz gelegt hatte. Doch konnte Rudolf den Ausdruck des Harmes und tiefer Schwermuth nicht bändigen.

So fand ihn Lukardis, als sie mit Mechtildis den Bruder nach langer Zeit der Trennung besuchte. Da Rudolf ihrer ansichtig ward, vergaß er auf Augenblicke seines Harmes und war ganz der alte. Doch am Abend, als Lukardis ihn in seinem Gemache aufsuchte, mit ihm wegen eines Gutsaustausches zu sprechen, war er wieder zurückgesunken in tiefe Schwermuth. Zwar nahm er sich zusammen, als die Schwester eintrat, doch hatte diese den Zug des Harmes wohl bemerkt. Darum, ehe sie ihn ob des Geschäftes Sache fragen wollte, legte sie ihre Hände auf seine Achseln, sah ihm forschend in's Gesicht und sagte: „Wie hast du dich verändert, Rudolf! jetzt seh' ich's erst. Dein Haar ist dünn geworden, deine Stirn zeigt schon bedenklich Falten, und hier um deinen Mund — o Gott! das sind die tief eingeschnittnen Linien des Kummers. — Nein! zwinge dich nicht zu gekünsteltem Lächeln. Du hast etwas! Sag' an, was grämt dich? Ist von Neuem was geschehn in deinem Hause? Oder hat —"

„Laß gut sein, Schwester!" sagte Rudolf abwehrend und nahm alle Kraft zusammen. „Ich werde älter und hab' nicht mehr die Biegsamkeit der Jugend."

„O sage so was nicht!“ entgegnete Lukardis. „Du bist so frisch an Leib und Geist und wirst und mußt's noch lange bleiben. Wenn auch später, im eigentlichen Alter, die Hülle nachläßt und der wandelnden Zeit sich fügen muß, dein Geist wird immer jung bleiben und dein Herz. Und jetzt bist du doch noch in kräft'gen Mannesjahren! — Um wie viel mehr muß mich die Falte stören zu beiden Seiten deines Mundes. — Nein, wende dich nicht ab! — Hierher gesehn, du Wortbrüchiger! — Wer hat denn einst versprochen, dem Schwesterherzen mitzutheilen, was da quält und drückt? — Rudolf! — Leugne nicht, du hast einen Kummer.“

Rudolf's Brust hob und senkte sich lebhaft auf und nieder. Was ihn ergriffen hatte, wollte er für sich behalten, mit in's Grab nehmen. Auch wollte er der Schwester nicht zu tragen geben. Als diese aber leise innig sagte: „Wo anders bist du wohl besser aufgehoben als hier am Herzen deiner Lukardis?“ — da sprang das Schloß der Zurückhaltung, und leise theilte Rudolf der Schwester mit, was ihm geschehen ohne all sein oder Andrer Zuthun.

„Du weißt,“ fuhr er in seiner Beichte fort, „wie ich mir so ganz anders Eheglück gedacht und Minne. Ich fand kein Glück im eignen Haus. Hab' selten einen Augenblick gehabt, in dem's mich sehnte, daheim zu weilen. Hier wehte rauhe Luft und werd' ich nicht verstanden. Und bin doch liebbedürftig und muß Liebe haben als Ausgleich für mein rauhes Kriegerleben. Dürr ward's in mir und selber rauh; es erstickte alle Lust, mich aufzuschwingen zu Walther's Geist und Werken, und das Psalterium verrostete in seinem Winkel. Im Schlachtgewühle und im rastlosen, neidischen, ränkesüchtigen Hofleben war mir wohl dagegen; es zerstreute mich doch wenigstens. So hab' ich mich dahingeschleppt schon seit Jahrzehnten. Und jetzt muß mir's geschehen zum ersten Mal in meinem Leben, daß ich fühle, was Liebe ist. Jetzt find' ich die wonnige Maid, die allein mein Herz erfüllen

kann. Und Alles in mir drängt sich zu ihr hin — Tag und Nacht denke ich an sie, die Einziggeliebte — und möcht' verzweifeln, wenn ich sie einen Tag lang nicht gesehn, und schreie auf in der Einsamkeit vor Schmerz, denn durch die innigste Liebe hindurch dröhnt ein lautes kaltes ‚Unmöglich!‘ — und wenn ich mich thöricht hinein versenke in den Gedanken: Wenn's nun doch möglich wäre — sehe ich im Geiste den Schrecken in den Augen der unendlich Geliebten, wie sie an mir hinaufschaut und die Kummerfalten im Gesicht und das von Gram und Sorgen gelichtete Haar bei dem Gedanken schauernd betrachtet, ich alter Mann wolle oder möchte mit der lieblichen blutjungen Maid vereint durch's Leben gehen. Auch da schreit laut ein hart ‚Unmöglich!‘ drein, und wo ich hinschau' tönet es ‚unmöglich!‘ — und kann doch lassen nicht von ihr, und weiß nicht mehr, was ich denk' — bin wie der Wandrer, den in der dürren heißen Wüste gedürstet lange Zeit und der nun auf einmal ein Paradies mit erquickenden Quellen und grünen Matten vor sich sieht — ich laufe, will greifen darnach — jetzt endlich fasse ich und sehe, was das Herz entzücken kann — da schreit es auch zum Wanderer ‚Unmöglich!‘ — 's ist nur ein unerreichbar Spiegelbild! und unglücklicher als je sink' ich zurück in alte Dürre — — der Liebe höchste Seligkeit empfinden und doch kein Austausch denkbar — kein Ausweg — als — — — O Gott, bewahre mich vor Selbstmord!" —

Mit lautem Schrei sank Rudolf auf einen Sessel am Tische nieder und verbarg sein Angesicht mit beiden Händen.

Bebend setzte sich Lukardis an seine Seite, schlang ihren Arm um seinen Nacken und lehnte sich weinend an seine Schulter. In ihrem Busen hörte sie eine Saite erzittern, die letzte in der Harfe, durch die einst Aeolus den Zephyr säuseln ließ zu einem sel'gen, aber kurzen Liede und langen Leide.

Vergeblich suchte sie sich zu fassen; des Bruders wohlverstandnes tiefes Weh schnitt ihr durch's Herz. Mit bebender

Stimme sagte sie zu ihm: „Du arme und gequälte Seele! — was windest du dich hin und her und kannst's nicht fassen!? — Und aus dem Herzen klingt dir Schrei auf Schrei und packt es die Verzweiflung, daß auf ewig ewig sollt' geschieden sein und ganz unmöglich, zu besitzen, was das Herz so innig und liebbedürftig heiß begehrt!? — Und wo es einmal wagt, zwei Schläge nur zu thun voll Hoffnung, da treibt es die Entsagung nur zu wilderen Schlägen und alle Lebensfreudigkeit verläßt es. — Ach Gott! ich fühle, daß ich dich nicht trösten kann — ich muß nur weinen, immer wieder weinen! — komm! wein' mit mir, daß deine Thränen ableiten aus dem Herzen des Lebens tiefstes Leid, das sich läßt denken. — Weine, weine! die Thränen sind vom Himmel uns gegeben als Ersatz — — Ach Gott! — — ich kann es nicht das Trösten! —"

Und schluchzend mischte sie den letzten Ausklang ihres eignen Wehes mit des Bruders Schmerz und lockte ihm die salz'ge Fluth hervor, die längst nicht mehr geflossene. Voll Liebe legte Rudolf seinen Arm um sie und Beide weinten lange Zeit sich aus und sagten nichts; doch ihrer Herzen Sprache war beredt und kündete, daß getheilter Schmerz nur halber ist und so sich leichter tragen läßt.

Erleichtert fühlte sich auch der Gequälte. Er drückte seine Schwester warm an's Herz, und als sie schieden, um zu versuchen, durch Schlaf die andere Schmerzeshälfte noch zu mindern, bat ihn Lukardis: „Laß uns Beide beten, daß dir der Herr in Gnaden beisteh' und dich heile!" —

Am andern Morgen fand Lukardis den Bruder in sich gekehrt, doch ruhiger. Die Besprechung des Geschäftes lenkte die tiefinnersten Gedanken ab, und Lukardis trennte sich von ihm mit Hoffnung, die nicht zu Schanden werden läßt; wenn auch der Schwester Blick beim Abschied noch von Wehmuth zeugte, die mit den Thränen aus den Augen quoll. In's Ohr flüsterte sie

ihm die Worte zu: „Sei ein Mann! Und wenn ich nöthig bin, so rufe mich.“ —

Rudolf sah ihr lange nach, als sie mit den begleitenden Knappen nach Steudnitz zurückritt. Darauf machte er sich im Hofe zu schaffen, besah die Falken und die Pferde und ging hinab in's Städtchen Saaleck, dort einen Streit zu schlichten zwischen zänk'schen Bürgern.

Er nahm sich vor, auf eine Woche die Rudelsburg nicht zu betreten. Es gelang ihm fast. Doch eh' die Frist verstrichen und die Frauen Ilse und Gotelinde ihm vor dem Thor der Burg Vorwürfe machten, daß er so lange sich nicht blicken lasse, da zog es ihn mit Macht hinauf.

Es war auch wonnig droben; warme Junilüfte wehten um die Burg und trugen den Duft des blühenden Holunders und Jasmins in das Gärtchen, wo heut der Kreis der Freunde war versammelt. Heinz hatte sich an Rudolf gelehnt und schaute ihm die Worte vom Munde ab, wann der sich öffnete, um zu erzählen. Auch Johanna konnt' nicht müde werden, zu hören vom Schlachtgewühl. Aengstlich lauschte sie der Rede Rudolf's, wie der die Schlacht bei Tennstädt ihr beschrieb. Doch hell ertönte ihr Gelächter, als sie erfuhr, daß Schwertlein erst ein Stück vom Wildschweinbraten abgebissen und dann erst Stollberg gefangen habe in aller Ruhe.

Elisabeth verlangte Anderes zu hören.

„Wohl vernehm' ich gern von Heldenthaten,“ sagte sie; „doch mehr noch muthet es mich an, vom Sänger Walther zu hören. Wollet die Güte haben, edler Herr! uns zu sagen, ob er auf seinem Lehen auch recht glücklich lebte?“

„War er verheirathet?“ frug Gotelinde.

„Er war es nicht,“ sagte Rudolf; „bis an sein Lebensende nicht.“

„Warum nicht?“ frug Frau Ilse; „hat er doch der reinen Minne Lob und Preis gesungen.“

„Der Grund ist traurig," entgegnete Vargula, „und nicht geeignet, die heut'ge frohe Stimmung zu erhalten."

„So erzählt es uns ein andermal," bat Gotelinde.

Heinz aber wollt' durchaus noch mehr von Schlachten hören und drang in Rudolf, mehr noch zu erzählen. Doch Elisabeth wehrte ihm: „Nicht unbescheiden, Heinz! du hast soeben erst davon gehört. — Doch, edler Herr, ist es denn gar so traurig? Ich meine, wenn der Grund edel war und groß, könnt' er nicht traurig stimmen. Bitte! erzählet!"

Das war für Rudolf wie Befehl. Und wenn Alles zu Grunde gegangen wäre, er hätte schon auf dieses ‚Bitte' hin erzählt.

Als er hierzu anhub, verschwieg er alle Namen der noch Lebenden, also, daß die Zuhörer sie nicht kennen lernen konnten. Herrn Walther's Weh erschütterte die Frauen; manch Thränlein floß auf ihre Arbeit nieder. Und als Rudolf am Schlusse der Geschichte erzählte, wie die holde Maid, die er nicht Hildegunde, sondern Frida nannte, der einst'gen Nonne, der grausamen Zerstörerin ihres höchsten Erdenglücks von Herzen vergeben habe, da faltete Elisabeth die Hände, blickte auf zum Himmel und sagte: „O wie schön!"

Und ‚o wie schön!' tönte es auch in Rudolf's Brust, ‚wie schön von Geiste und von Angesicht'.

Verschwunden war die verständige Ueberlegung; der Vorsatz, sich allmählich in das Unabänderliche zu finden. Sein Herz schlug mehr als zwei Schläge der süßen Hoffnung, da Rudolf in der Nacht die Rudelsburg verließ. In seinem Gemach nahm er die Feder zur Hand und sang der Minne, ihr der Holden zu Lob und Preis.

Das Ringen begann von Neuem.

Der Sommer verstrich, mit ihm Rudolf's letzter Rest von Frohsinn; der mußte der Schwermuth weichen. Rudolf hätte sollen Tautenburg besuchen — er that es nicht. Er ward von

Dem von Tümpling eingeladen — er ritt nicht hin. Er hätte sollen abreisen, um die selige unglückselige Liebe nicht mehr zu nähren — er rührte sich nicht von der Stelle. Wie von einem Zauber gebannt blieb er haften auf dem Boden, der die beiden Nachbarburgen trägt.

Es folgten gemeinschaftliche Ausflüge in die schönen Gauen ringsumher. Rudolf's Augen kamen nicht von Elisabeth weg, als sie anmuthig, nichts ahnend ihm zur Seite ritt. Es folgten weitere unterhaltende Abende; auch in der Saaleckburg wurden einige verlebt. Immer mehr fand Rudolf in Elisabeth die Tiefe eines edlen Frauengemüthes und feiner Bildung, deren Gemisch ihn von vornherein so magnetisch an die liebreizende Maid gefesselt hatte. Er konnte den liebgewordnen Kreis nicht mehr missen. Gotelinde's kluges gütiges Wesen, Johanna's munterer und geweckter Geist und des kleinen Heinz Zutraulichkeit wurden ihm ebenfalls unentbehrlich. Er sann zurück und konnte sich noch besinnen, daß ein solcher Verkehr mit so geistig fein begabten und edlen Menschen wohl nur ein einziges Mal noch vorgekommen: am Hofe Hermann's I., zu Zeiten Walther's und Wolfram's.

Schwertlein wurde immer einsilbiger und mürrischer. Stets war er seinem Herrn heimlich nachgelaufen und hatte ihn behütet; dessen Schwermuth wollte ihm gar nicht gefallen. Derhalb nahm sich der Alte vor, ihn geradezu einmal in's Gesicht zu fragen, was er denn eigentlich habe. Das hatte er zu Anfang Juni auch gethan, aber zu unrechter Zeit. Rudolf war damals soeben von der Rudelsburg herabgekommen, in jeder Hand ein Sträußchen haltend, gegeben von dem Schwesternpaare Gregorius. Elisabeth's Strauß bestand aus Maiblumen und Vergißmeinnicht. Da strahlte sein Gesicht vor Freude. Als ihm darauf Schwertlein jene Frage gestellt, hatte er zu seinem Erstaunen die Antwort erhalten: „Nichts habe ich. Sei nur munter und lustig, alter Knabe! wie ich!" — Und gleichwohl war sein

Herr Tags darauf in schlimmerem Zustande denn je zuvor. Der Herrin wollte er nichts sagen; vor der hatte er einen Heiden-respekt, und die Leute aus der Besatzung waren in seinen Augen Gelbschnäbel. Aber das Nachlaufen setzte er emsig fort, so oft er nur konnte.

Der Herbst war erschienen, aber nicht in seiner Rauhheit, ja an dem einen Abend, den Rudolf wieder in der Rudelsburg zugebracht, war es sogar lau. Der halbe Mond erglänzte schon silberweiß am Himmel, und als sein Licht gelb ward und die Bäume Schatten warfen, konnt' man denken, es sei eine Maiennacht.

Licht und Schatten gab's auch in der Rudelsburg. Hier war ein junger Edelmann von wohlerzogner Art zu Besuch; der machte nach ritterlicher Sitte den Frauen den Hof und war lustig und guter Dinge, also, daß auch Elisabeth und Johanna in seinen heitern Ton einstimmten, soweit sittige Zurückhaltung es zuließ. Das machte Rudolf staunen, denn des jungen Mannes Wort und Weise war nur blankes Zinn, kein altes Gold. Wie konnte es möglich sein, daß die holde Maid mit dem Drange nach geistiger Hoheit Wohlgefallen fand an Schellengeläute? Wohl rief in Rudolf's Brust eine Stimme: ‚Sie ist jung und lebensfroh; warum sollte sie nicht, wenn auch nur vielleicht vorübergehend, Behagen finden an eines jungen, frischen Mannes lust'ger Weise?‘, doch Vargula ward eifersüchtig, zum ersten Mal in seinem Leben. Und der Egoismus der Eifersucht drückte alle vernünftigere Regung nieder. Er mischte sich in die Unterhaltung, fand aber kein Entgegenkommen. Darauf zog er sich voll Schwermuth und schwer gebändigter Erregung zurück. Zwar sah er, wie Johanna traurig-mitleidig auf ihn blickte und zu fragen schien: ‚Was hast du, du armer, unglücklicher Mann, daß du so traurig bist?‘, aber die Eine, deren Holdseligkeit ihm zum ersten Male im Leben innige Liebe erweckt hatte, schien ihn heute links liegen zu lassen. Wie mit einem Zauberschlage stand vor ihm das Bild an der Wartburg, als er, der Jüngling, sich an

Walther schmiegte und frug: ‚Was ist denn Minne?‘ — und als der Freund antwortete: ‚Minne ist zweier Herzen Freud'. Theilen sie beide gleich, so ist die rechte Minne da; tritt aber keine Theilung ein, so thut sie weh.‘

Und das tiefe Weh in Rudolf's Brust ward immer größer. Mit Mühe nur konnt' er mit den Aelteren sprechen, es litt ihn nicht länger, er mußte fort, hinaus in's Freie.

Als er Abschied nahm, grüßte ihn Elisabeth nicht unfreundlich, aber kurz.

Da schwand alle Besonnenheit aus ihm. Was lange Zeit in ihm gegährt hatte, ward jetzt reif, traurig reif. Verstört ging er den Berg hinab, der die Rudelsburg trägt. Ein Wirrwarr von Gedanken brodelte in seinem glühenden Herzen. ‚Hab' einst warme, innige Liebe entgegengebracht und dafür Jahrzehnte lang barsche Rauhheit empfangen. Jetzt erst fühle ich der Liebe Maienlust — zu spät! zu spät! — Herr Gott! warum, warum gerade mir das? — — — Und es ist ganz unmöglich!‘ — Und dieses Unmöglich verfolgte den Geplagten immer mehr. Aus Schwermuth ward wilde Verzweiflung. Nur noch ein Gedanke beschäftigte ihn: dieses entsetzlich quälende Leben abzuschütteln. Aus der letzten Schlacht war er heil zurückgekehrt; eine neue stand zur Zeit nicht in Aussicht. Schwarz lag die Gegenwart vor ihm und bleiern auf ihm. Von klarem Denken war keine Rede mehr.

Auf der Wiese, da, wo die Saale sich nach großem Bogen der Rudelsburg zuwendet, saß ein Mann, still und stumm; der blickte starr in die matt beleuchteten Fluthen. Als Rudolf dahin gelangte, stutzte er beim Anblicke dieses Menschen. Doch setzte er sich nicht weit von ihm nieder, nachdem er gefunden, daß der Mann ein Fremder war. Halb irre sah auch er starr in die schnellgleitende Fluth; die konnte so schön abkühlen, konnte eindringen bis in das glühende Herz; dann schwänden in seliger

Empfindung die Sinne — es rauschte um ihn in lieblicher Musik: ‚Erlöst! erlöst!‘ —

Eine Bewegung des Mannes lenkte Rudolf's Blick von der Fluth ab; er hatte dessen Anwesenheit vergessen.

„Wer bist du!?“ frug er den Fremden.

„Ein Mann!“ gab der kurz zur Antwort.

Rudolf wiederholte für sich diese Worte. ‚Ein Mann!‘ — ‚Sei ein Mann!‘ hatte ihm Lukardis beim Abschiede gesagt.

Da stieß er ein lautes kurzes Gelächter der Verwirrung aus. Sein Geist umnachtete sich mehr und mehr; die Fragen an den Fremden wurden immer hastiger und erregter. „Was für ein Mann?“ frug er weiter.

„Ein elender.“

„Warum?“

„Geht dir nichts an!“

Nach kurzer Pause frug Rudolf weiter:

„Sag' mir's! ich bin auch elend.“

Der Fremde blieb stumm. Trotz der Wirrniß fühlte Rudolf Theilnahme für ihn, Mitleid eines mit Leidenden. Freundlich sagte er darauf: „Sag' mir's, elender Mann! du kannst reden. Schütt' dein Herz aus. Ich will's auch thun.“

Verwundert blickte der Fremde auf seinen Nachbar; doch ging er auf dessen Wunsch ein.

„Wer du bist,“ sagte er, „weiß ich nicht. Aber du hast gute Kleider an und wirst wohl wissen, daß Frauen auch schöne Kleider anhaben und daß es Edelleute giebt, die —“

„Weiter, weiter!“

„Sieh', Mann! ich hatt' ein feines Lieb, weiß und roth. Und die hatt' auch ein schönes Kleid an. Das gefiel einem jungen Edelmanne wohl, also, daß er ihr sagte, er würde wiederkommen. Und als ich nach zween Tagen in ihrer Eltern Haus trat, machte mir die Alte vor der Nase die Thüre lachend zu und sagte, ich wär' zu alt für ihre Tochter —“

„Nun! und die Tochter?“

„Die lachte mit! — so lachte sie —“ und nun schlug der Mann eine höllische Lache auf. Auch Rudolf stimmte ein.

„Das ist lustig! — Ich bin auch alt. — Weißt du was, Mann!? — Ich kenne einen Ort, wo wir wieder jung werden. Holla! komm mit! hier werden wir jung und naß — thut nichts —“

Kräftig faßte er den willig folgenden Mann beim Arme und zog ihn an die Saale. Dort frug er ihn nochmals: „Zu alt! — — Und ist's gar nicht mehr möglich?“

„Ist unmöglich!“

„Unmöglich! unmöglich!“ schrie Rudolf verzweifelt auf; — „komm, Freund, hier wird's besser!“

Ein lauter plumpender Schall ertönte, daß es an den Felsen widerhallte. Beide waren in der Fluth versunken.

Aber gleich darauf ertönte ein zweiter plumpender Laut. Ein Mann in weißen Haaren schwamm im Wasser; der drängte einen anderen Mann an eine seichtere Stelle. Dort begannen Beide mit einander heftig zu ringen.

„Laß mich los, du Teufel!“ schrie der Eine.

„Herr! — Herr!“ rief der Andere athemlos. „Ich bin's! — — kommt — — o thut doch das nicht!“ — Das Ringen ging immer weiter und der Alte wäre sicher unterlegen, wenn es fortgesetzt worden wäre. Da blickte der Greis nach oben, schrie auf: „Herrgott! ich kann nicht anders!“ und versetzte dem Andern einen Faustschlag an die Schläfe, daß der bewußtlos wurde.

Zehn Minuten darauf lag Schwertlein an dem regungslosen Körper seines Herrn auf der trockenen Wiese und weinte wie ein Kind.

Darauf hat er ihn mit großer Mühe fortgetragen bis in die Burg Saaleck, bis in's Bette des an Leib und Seele Geretteten.

Der fremde Mann war untergegangen. —

Andern Tages lag Rudolf in wildem Fieber. An seinem Bette kniete Hertha wie zerknickt und schluchzte. Als ihr Schwertlein gestern am Spätabend den durchnäßten, bewußtlosen Gatten gebracht, hatte der Alte gesagt: ‚der Herr sei ausgerutscht‘. Durch Hertha's Kopf war aber plötzlich wie ein Blitzstrahl der Gedanke gekommen, daß es absichtlich geschehen sei. Und warum? — Sie konnte es nicht ergründen; bis ihr eine Stimme sagte, wenn auch nur leise: ‚Du hast ihm wohl nie das reine Glück gebracht, wonach es ihn sehnsüchtig verlangte‘. Und weil die Nacht über, die sie bei ihm verwachte, keine Sinnesablenkungen kamen, gewann jene Stimme immer mehr Raum, also, daß sie heller und heller erklang. Da hatte sie sich niedergebeugt. Es bedurfte erst eines so gewaltigen Ereignisses, um ihr Inneres aufzudecken, um sich selbst etwas einzugestehen.

Weg war ihr alter Stolz auf ihr Wallingensches Geschlecht; die Rauhheit ihres Wesens aufgelöst in weiche Reue.

Als Rudolf erwachte, kannte er Niemanden. Dennoch rief er beim Anblicke Hertha's: „Fort! fort!“ Und wer ihm in des Fieberwahnes Verdrehung nicht angenehm schien, dem tönte ebenfalls dieses ‚Fort, fort!‘ entgegen. Weinend schickte Hertha Schwertlein hinein; den sah er groß an, ließ ihn aber still am Lager sitzen.

In der Rudelsburg war das Gerücht entstanden, Rudolf sei gefallen und habe sich verletzt. Heinz sollte sich erkundigen und so stürmte der Knabe ohne eine Anmeldung abzuwarten in Rudolf's Schlafgemach. Als er dessen wirres Auge und bleiches Antlitz sah, begann er zu weinen und faßte Rudolf's Hand. Er ward nicht fortgewiesen. Nach des weinenden Knaben Rückkehr kam Ritter Hugo. Traurig ging er wieder, auch er mußte das ‚Fort!‘ hören und als ihm Schwertlein auf sein Fragen dasselbe sagte: „Er ist ausgerutscht,“ ging er kopfschüttelnd heimwärts.

Das Fieber ward ärger; Schwertlein konnte die Kraft des

Herrn nicht mehr bändigen, da mußte Eisenhardt ihm als Wächter beistehen. Der hörte hin und wieder in Rudolf's Phantasien das Wort ‚Elisabeth' und glaubte, sein Herr riefe die heilige Elisabeth an; Schwertlein allein, der schlichte Mensch, verstand es richtig, schwieg aber wie das Grab.

Den folgenden Tag kam eiligst die herbeigerufene Schwester aus Steudnitz. Zitternd trat sie ein; sie erkannte sofort, was sich wirklich zugetragen; mocht's wohl gleich bei der ersten Nachricht geahnt haben, denn sie konnte vor Zittern nicht reiten und mußt ein Wäglein benutzen.

Auch ihr schallte Rudolf's ‚Fort!' entgegen, mehrere Male. Aber obgleich des Bruders Erregung immer größer ward, blieb sie doch, und als sie ihre weiche Hand auf seine Stirne legte, ward der aufrecht sitzende Kranke ruhiger, legte sich auf Lukardis' Bitten nieder und lächelte. Drauf schlief er fest ein.

Zwei mächtige Thürme sieht man heutzutage nur noch von Saaleck und sonst nur wenig Gemäuer. Wer dort steht, ahnt nicht, wie viel Thränen dereinst im Oberstock geflossen, welch tiefes Wehe die Herzen der einstigen Bewohner durchschnitten. Die Mauern sind zerfallen, Thränen und Wehe sind geblieben und erben sich fort von Geschlecht zu Geschlecht. Und immer und immer wieder, wenn ich in so alt-ehrwürdigen Ruinen stand wie Saaleck und Rudelsburg, hab' ich viel lieber daran gedacht: ‚Was mögen ihre Bewohner dereinst gelitten haben', als daß ich in den rohen Ton Manches der Jetztzeit einstimmte, in der man Ritter und Frauen bis zum Ueberdruß lächerlich macht und als Fratzen und Karrikaturen zeichnet. Könnten die so Gehöhnten und Geschmähten, die sich nicht mehr verantworten können, aufstehen aus dem Grabe, so würden sie wohl sagen: ‚Ihr Elenden! was hebt Ihr immer nur unsere Fehler hervor und nicht das Gute, das wir doch auch hatten! denkt an Eure eignen Gebrechen und Sünden und laßt uns in Ruh'. — Und wenn man den

Berg besteigt, der die Perle Deutschlands, die Wartburg, trägt, und hört dort — wo ein Walther von der Vogelweide gewandelt, eine Elisabeth und ein Luther — aus der Jugend Mund lautes Gejohle und widerliche Witze, da überkommt Einen ein Ekel und der traurige Gedanke: ‚das also ist die hoffnungsvolle Jugend!?‘ O Jüngling, der du dieses liesest! verweile an dieser Stelle! lege das Buch einstweilen weg und überlege ehrlich mein gutgemeintes Wort. Stimme nicht mit in den zersetzenden Ton der Flachen und Rohen ein! verweile gern bei dem, was früher wirklich gut und schön war; nicht aus unbestimmtem schwärmerischen Drange zum Idealen, sondern aus Gerechtigkeit, der Perle aus der Krone des höchsten Ideals: der heiligen Gebote unsers Allvaters droben und seiner Vollkommenheit.

Eine schwere Woche war verstrichen. Rudolf hatte sich unter Lukardis' und Hertha's treuer Pflege wieder erholt. Sein kräftiger, gestählter Körper widerstand allen Stößen. Aber im Innern war noch kein Gleichgewicht eingetreten. Tiefe Schwermuth erfaßte den geistig Leidenden von Neuem. Nur Eines hatte er gewonnen: In einer stillen Stunde war's, als Schwertlein auf sein weißes Haupt wies und zu seinem Herrn sagte: „Herr! wenn diese Haare noch braun wären, so würden sie jetzt weiß geworden sein.“

„Warum?“ frug Rudolf.

Da hatte Schwertlein anfänglich in großer Bewegung vor ihm gestanden und dann knieend flehentlich gebeten unter Thränen: „Herr! — wollet nicht so in die Grube fahren, wie Ihr's im Willen hattet. Ich bin ein schlechter Christ — und kann die Pfaffen nicht leiden — und die mögen auch mich nicht leiden, weil ich immer — das Blaue vom Himmel geflucht — aber — ich denk' mir immer: 's ist Sünde, wenn Einer von selbst das vertrackte Leben enden will — ja Herr! 's ist Sünde, und die kann unser Herrgott nicht leiden — und — hol' mich der Teufel,

Herr! ich hab' mir immer gedacht — wenn du so wärst — wie dein Herr — so müßte unser Herrgott sagen, wenn ich sterb' —: Komm, alter Junge! — geh in' Himmel ein, denn du bist wie dein Herr — — — Und wenn mein Herr — noch einmal so was macht — — so — Herr! ich bin alt und letzthin gar gebrechlich geworden — so hätt' ich nicht mehr die Kraft — Euch herauszuholen — und dann — — — — — Lieber gnädiger Herr! nehmt Euch nimmer das Leben!"

Tief bewegt stand Rudolf vor dem alten Haudegen; von dem hätte er nie solche Worte erwartet, nie solche Kundgebungen seines, zu keiner Zeit geoffenbarten Herzens.

„Steh auf, Schwertlein!" sagte er. „Ich thu' es nicht wieder."

„Herr! versprecht mir's in die Hand!"

„Nun wohl! — hier hast du sie."

Darauf grinste Schwertlein freundlich seinen Herrn an und wollt' dessen Hand küssen. Rudolf aber drückte das schneeweiße Haupt an seine Brust und hielt ihn umschlungen wie einen Freund. Mit freudeleuchtenden Augen blickte er zum Himmel und betete die reuigen Worte: „Herr Gott! — du hast mir viel gegeben."

„Komm, Alter!" fügte er dann hinzu. „Setz' dich in meinen Sessel. Das traurige Bad hat dich müde gemacht und mürbe. — So! bleib sitzen. Ich hol' dir einen Krug guten Weins; du mußt dich stärken."

Als Rudolf mit dem selbstgeholten Weine zurückkehrte, fand er den Greis in festem Schlummer. Da hat er den Alten, der ihm und seinem Vater so treu gedient, so oft für Beide Hiebe aufgefangen, lange angeblickt in Wehmuth und Dankbarkeit. Drauf deckte er ihn sorgfältig zu, daß die rauher gewordene Herbstluft ihm nicht schade, und schnitt dem Alten mit der Scheere eine weiße Locke ab. Die legte er in ein Schubfach, allwo Walther's Lieder lagen, Landgraf Hermann's kleiner Silberbecher

und — ein verdorrt Sträußchen von Maiblumen und Vergißmeinnicht.

Als er der Blumen ersah, beugte er sein Haupt und flüsterte weinend: „Herr Gott! warum verlässest du mich so lange! — Warum lässest du mich verzweifeln in meiner Noth. Du siehst ja Alles! — warum hilfst du mir nicht?"

Die Thür öffnete sich unhörbar. Lukardis trat ein; ganz leise, denn sie sah des Bruders Haupt gebeugt und den schlummernden Alten. Darauf legte sie sanft die Hand auf Rudolf's Schulter und sagte: „Laß die Schwermuth deiner nicht Herr werden. Komm mit in's Nebengemach, daß Schwertlein nicht erwache; denn ich habe dir etwas zu sagen."

Hier in dem kleinen Nebenraume haben die Geschwister länger als zwei Stunden bei einander gesessen und viel besprochen, was zum Heile und zur Heilung diente. Hier erfuhr er auch, wie reuig Hertha geweint, wie sorgsam sie ihn gepflegt Tag und Nacht.

„Rudolf!" sagte Lukardis. „Zürne mir nicht. Aber ich konnt' mir nicht mehr helfen; 's war besser so —"

„Was ist!"

„Ich bin zu Gotelinde gegangen und habe ihr und auch Elisabeth — Alles gesagt. — Nein, bleib freundlich und ruhig. Sieh! als ich mit Allem zu Ende war, weinten die Beiden und konnten lange nicht Worte finden zur Erwiederung. Dann sprang Elisabeth auf und klagte: „Ach wie geht mir sein Leid durch's Herz! — Mutter! ich will für ihn beten!" Und als Gotelinde weinend sagte: „Thu das, Kind! wir Alle wollen beten," da sind wir Alle in die offene Kapelle gegangen und sind dort niedergesunken vor dem großen Altar und haben gebetet. Und Elisabeth hob ihre Hände auf und ihr Gebet ward immer lauter, also, daß ich hörte, wie sie voll Inbrunst flehte: „Herr Jesu Christe, hilf ihm! Herr Jesu Christe, hilf ihm! Herr Jesus hilf ihm und sei ihm gnädig". Und als wir uns ausgebetet und

ausgeweint hatten, Rudolf! da hab' ich mir gedacht: Wenn solcher inniger Gebete Flehen nicht erhöret wird, so kann es keinen Gott mehr geben."

Als Rudolf dies vernommen, faltete er seine Hände, und verklärt nach oben blickend flüsterte er: „Du Reine, du Liebe, du Gute! du hast für mich gebetet? Das ist die höchste Liebe, die je ein Mensch zum andern hegen kann: Wenn er für ihn betet. — Und hast für mich geweint?" — und niedergebeugt verhüllte er sein Angesicht und weinte lange Zeit mit Lukardis. Elisabeth's Gebet aber mußte erhört worden sein; denn nachdem er sich ausgeweint, sagte er: „Lukardis! — Mir ist, als ob ich Hertha umarmen müsse." —

In Hertha's Kemenate ward ein Bund geschlossen, dadurch zween Eheleute wieder sich gefunden zu einem wärmeren und trauterem Leben. Vergeben war Alles und Hertha liebreich und freundlich, also, daß am heutigen Abend Rudolf das Psalterium zur Hand nahm und spielte. Lukardis mußt noch eine Woche weilen und Hildegunde wurde geholt, so daß der alte Kreis sich wieder bilden konnte, nur neu verjüngt.

Nicht aus war's mit der Liebe zu der holden Maid. Doch anders ward's und seine Neigung so, daß sie vor Gott bestehen konnte. ‚Sie hat für mich gebetet!' Dies einzige Wort gab Rudolf's Liebe eine Richtung gleich der, die Walther eingeschlagen, wann er rein und begeistert den Frauen und der Minne sang. Elisabeth kam ihm verklärter vor und schöner noch als zuvor. Wenn er sie sich dachte in der Kirche für ihn betend, da näherte sich ihr liebes Bild dem der heiligen Elisabeth. Und unbeschadet um des Hauses Glück blieb ihm Elisabeth im Herzen lieb und werth. Nun konnt' er wieder singen, wieder dichten; denn er hatte rein und wahr gefunden, was hierzu nöthig ist: Begeisterung. Und begeistert ward er immerdar, wann er voll Dank der holden Maid gedachte und was sie gethan: ‚Sie hat für mich gebetet.'

Als Rudolf in der Rudelsburg erschien, streckten sich ihm

vier Hände entgegen: Gotelinde, Johanna und Elisabeth reichten ihm die ihrigen zu fester, lautrer, schöner Freundschaft. Und Heinz nahm Rudolf's beide Hände und schüttelte sie treuherzig, also, daß Vargula sagte: „Laßt mir den Knaben da, ich möchte den kleinen Nichtsnutz nicht gern missen. Auch möge er als Pfand dienen, daß Ihr wiederkommet einst zu noch längerem Besuch wie jetzt."

Nur wenig Wochen waren übrig noch, da mußte Gotelinde heim zum Eheherrn; die Frist war abgelaufen. Da ward kein Abend ungenutzt gelassen und Saaleck wie Rudelsburg hallte oft wider von gutem Klange des Psalteriums und der Mägdlein Zwiegesang. —

Der Abschied war geschehen, aber er wurde für Rudolf nicht leicht. Doch hob ihn Elisabeth's letzter Händedruck und letztes Wort: ‚Wir bleiben innig treue Freunde.' Und heim fand er ein freundlich Weib und Friede zog ein in sein Haus. Es gab keinen spiegelglatten See, aber das Lebensschiff war außer Gefahr und steuerte ruhig seinem großen Ziele zu. —

Nur einmal noch gingen die Wogen höher und drohten Rudolf zu verschlingen. Nach zwei Jahren gelangte an Ritter Hugo und Frau Ilse die Einladung des Schwagers Gregorius zu Elisabeth's Hochzeit; ein junger Gelehrter und Schüler ihres Vaters ward ihr Gatte.

Da merkte Rudolf, wie ein bezwungenes Herz einer zu Schutt und Trümmern niedergebrannten Stadt gleicht. Da zuckte hier und da noch eine hohe Flamme auf und sengte, was umher sich für gerettet hielt. Doch kam ein milder Regen aus den Augen und beruhigte die auflodernden Feuersäulen, daß es zischte und sprühte. Darauf ward wieder Ruhe, die Ruhe edler warmer Freundschaft, unverwelklich schön und wohlthuend.

Doch wehmüthig blieb's ihm auf Saaleck; drum gab er

schon im Jahre 1244 die Burg seinem ältesten Sohne Rudolf*) und zog sich zurück auf die Wartburg.

Einundzwanzigstes Kapitel.

Es ward bisher ein Lebensbild entrollt, das uns zeigt, wie in der Jugend die Wellen hoch gehen, in Mannesjahren nach und nach gebändigt werden durch starke Dämme, aber darum noch nicht ganz feste. Denn wer im reifsten Mannesalter glaubt, er stehe fest, kann es gar leicht erleben, daß eine starke Welle ihn erfaßt und fortzuspülen droht in's tiefe Meer.

In Rudolf's Leben hörten die inneren Stürme von nun an mälig auf; der Greis erst glich der sanftgewellten See.

Die äußern Stürme aber mehrten sich, für Rudolf bis zum letzten Athemzug.

Im Jahre 1246 ward sein Herr, der Landgraf Heinrich, von einer Anzahl deutscher Prälaten zu Würzburg als König erwählt; das war am 22. Mai. Papst Innocenz IV. bestätigte ihn; darum man Heinrich nur den Pfaffenkönig nannte.

Keine Rose ohne Dorn; keine Krone ohne Kampf.

Konrad von Hohenstaufen zog gegen Heinrich zu Felde. Bei Ulm trafen sich Beider Heere. Durch Rudolf's Kriegskunst und Tapferkeit gewann der Landgraf zwar die Schlacht, doch wurde dieser selbst verwundet und genöthigt, auf die Wartburg zurückzukehren. Das war im Februar des Jahres 1247. Noch in

*) I.

selbigem Monat starb er. Unter tosendem Unwetter ward Heinrich im St. Catharinenkloster vor Eisenach begraben. Mit ihm verlor Vargula den dritten Landesherrn.

Gregorius' einstige Besorgniß, man werde sich nach des Landgrafen Tode wenig an des Kaisers Eventualbelehnung an Markgraf Heinrich von Meißen kehren, war wohlbegründet; denn von nun an begann ein von Sophia von Brabant angeregter, langjähriger und blutiger Krieg um die Erbfolge. All' die Parteien, so schon früher genannt, traten auf und stellten Forderungen.

Nicht kann es hier der Zweck sein, diesen Krieg in's Einzelne zu beschreiben. Dies wär' auch schwierig; denn wenig Kunde nur liegt vor aus alter Zeit und hiervon wieder ist nicht Alles zuverlässig.

Den Hauptwerth legte ich auf innre Stürme. Weil die vorüber, sei hinfüro der Kämpfe nur insoweit gedacht, als Rudolf's Sein und Wirken dabei in Frage kommt.

Sophia, die verwittwete Herzogin von Brabant, war dieselbe, die man einst in der Wartburg als neugebornes Kindlein umstand und um dessen Lieblichkeit pries. Die traurigen Schicksale ihrer heiliggesprochnen Mutter Elisabeth hatten sie ergrimmt; daher sie denn jetzt als eine bestimmte, kriegerische und kampfeszähe Frau auftrat, um ihrem Sohn, dem ‚Kind von Hessen', die Thüringer und die Hessen-Lande zu sichern. Ihr standen Andre bei; vor Allem Herzog Albrecht von Braunschweig.

Auch Markgraf Heinrich hatte Anhänger, wenn schon viel weniger; doch seine Hausmacht war größer.

An die Großen beider Länder trat nun die Frage heran, für Wen sie sich entscheiden sollten, ob für Sophia, ob für Heinrich. Das war ein wichtiger Punkt, denn ihre Gesammtmacht war von Bedeutung.

Da gab's manche Zusammenkunft, manche Besprechung und Erörterung, aber auch ein tiefes Weh für Rudolf von Vargula.

Graf Schwarzburg, sein alter Freund und Waffengefährte, stellte sich auf Sophia's Seite. Rudolf hielt ihm das rechtlich Begründete von Heinrich's Ansprüchen vor, sagte ihm, daß er nicht der Neigung folgen dürfe, sondern dem, was klares Recht ist; er bat ihn, that es flehentlich — umsonst! Der Graf hing wie die meisten Großen an Sophia, weil sie die Tochter der unvergeßlichen Elisabeth war.

Auf einen Hieb fällt kein Baum. Rudolf versuchte nochmals, den Freund in dessen Stammburg umzustimmen. Mit klarem Denken und Worten bewies er ihm, daß der Meißner Markgraf das Erbrecht in erster Linie habe; er brachte ihm hierzu Urkunden mit zu vollem Beleg. Doch Schwarzburg beharrte auf seinem Willen und begann einen Angriff auf Vargula's Herz.

„Rudolf!" sagte er am Schlusse voll Wärme. „Hast du denn Alles wieder vergessen, was wir für Elisabeth und ihre Kinder einst gelobt haben? Sind wir nicht immer treu Hand in Hand gegangen? Warst du es nicht, der uns zusammenrief zu ihrem Schutze, zu dem wir willig folgten? Denk dran zurück, wie man die arme Frau behandelte; wie Heinrich sie verjagte und sie und ihre Kinder hungern ließ. Denk dran zurück, wie der junge Hermann ward gehalten und — wie er endete!! — — Soll denn die Zurücksetzung der Mutter fort und fort auf die Kinder übergehen? Auch auf Sophia? Nein, Rudolf! jetzt kommt der Augenblick, in dem wir einhellig an Elisabeth's Kind Sophia wieder gut machen müssen, was wir zu Lebzeiten des Landgrafen Heinrich gefehlt, da wir zuließen, daß der junge Hermann nicht voll den Thron einnahm. — Du sprachst von einem Rechte, das Menschen erst gemacht. Ich aber gehe dem von Gott geschaffenen Gewissen nach, und dieses sagt mir deutlich, was ich thun soll."

Rudolf ging bewegt in Schwarzburg's großem Gemache auf und ab, nicht ohne innern Kampf. Doch der war bald entschieden.

„Günther! — Wenn Jemand sich Elisabeth's und ihrer Kinder angenommen, wenn's galt, Ungerechtigkeiten und Untugendlichkeiten von ihnen abzuwenden, so — sagt mir auch mein Gewissen — bin ich es. Und glaube mir, es fällt mir schwer, nicht der Stimme des Herzens folgen zu können. Doch hier handelt es sich nicht um eine Ungerechtigkeit, die einem Kinde der heiligen Frau widerfahren soll, sondern um ein verbrieftes und gesetzliches Recht. Enthielten diese rechtlichen Bestimmungen Böses, was klar wider Gott ist, bei meiner Ehre! ich würde Bestimmung Bestimmung sein lassen und Gotte dienen. So aber ist's ein altes, wohlüberlegtes Gesetz, unparteiisch gegeben, um die zu sichern, die Gott auf einen Thron gesetzt. Günther! wenn wir nur immer unserer Neigung folgen wollten und nicht dem Rechte, was würde dann aus dir und deinen Rechten? Was würde aus uns Allen? Aus dem Reiche? Zerfallen würde Alles und der rohen Willkür preisgegeben. Neigung besticht, je wärmer sie ist, und raubt uns den Boden der Sachlichkeit im Urtheil. Neigung kann sogar leicht zur Willkür werden. Günther! glaube mir, ich hab' in meinem Leben viel bekämpfen, am meisten mich selbst bezwingen müssen. Glaube mir auch: mir ist der Streit zwischen Neigung und Recht, Wunsch und Pflicht nicht leicht geworden. Hier aber steht mir Gewissen und Recht zusammen."

„Recht kennt nicht immer Billigkeit und Milderung."

„Nur dann, wenn Recht ein Unrecht ist."

„Doch Billigkeit ist des Gesetzes Zierde."

„So lange nur, als das bestehende Recht eines Andern nicht verletzt wird."

„Du kannst nicht sagen: Was besteht, ist immer recht. Dann müßtest du des Papstes bestehende Einmischung in unser deutsches Reich auch billigen."

„Du hast es gesagt: ‚Einmischung'. Einmischung begeht Einer, der draußen bleiben soll. Nein, Günther! der Papst

hat einige Rechte sich angemaßt durch Umstoßung des alten Rechts. Was aber wird in unserm Falle umgestoßen? Die Erbgesetze waren eher da als Elisabeth und Sophia, und deine Neigung nur will diese umstoßen, nicht ein Bewußtsein, daß das Gesetz an sich Unrecht enthielte. Und hierin liegt der Fehler, dem du anheimfällst; du trennst gerechtermaßen nicht Person und Sache. — Sei folgerichtig!"

„Das bin ich."

„Nein, das bist du nicht. Du tadelst den Papst, daß er sich auflehne gegen unsre deutschen Rechte, und lehnest doch dich selbst auf gegen Kaisers Gebot und die Eventualbelehnung."

Schwarzburg schwieg und sah finster vor sich hin. Dann sprang er auf und sagte: „Nein nein, das geht mir wider jeden Strich. Ich kann mich nicht versteifen auf ein kaltes Recht, wo sonnenklar für Andere Wärme erforderlich ist."

„Die Sonne kann nicht warm sein ohne Licht, und licht ist hier das Recht, nicht kalt. — O Günther! ich seh' zu meinem tiefen Leide, daß du, der sonst so Besonnene, nur dunkeln Gefühlen folgst und die nicht abwägst mit der Helle der Vernunft."

„Rudolf!" rief Schwarzburg zornroth; „sieh' zu deinen Worten!"

„Ich kann nicht anders sagen, als ich's finde."

„Was mein Gewissen räth, das thu' ich."

„Das thu' ich auch," sprach Rudolf.

„Dann ist dein Gewissen matt und übertäubt."

Als Rudolf hierauf heftig antwortete: „Günther! das ist Beleidigung!" — da schwoll auch ihm die Zornesader. Doch geübt im Selbstbezwingen, beherrschte er sich bald auch hier. Trauernd faßte er Schwarzburg's Hand und legte seine Rechte auf dessen Schulter. „Günther!" sagte er schmerzlich, „du alter treuer Freund und Waffenbruder! — das geht doch gar nicht an, daß Schildgefährten wider einander kämpfen!?"

„O Rudolf!" rief Schwarzburg, vergeblich suchend, seine

Rührung zu unterdrücken. „Ich folge meiner ehrlichen Ueberzeugung."

„Du reines Herz! — — Schwarzburg!" fuhr er tief gerührt fort, „ich hab' im Leben viel geweint, und scheint es mir, als sei das Thränenfäßlein schier vertrocknet. Doch nun ich Brust an Brust dich innig hier umschlinge, seh' ich, 's ist für den Freund noch Vorrath da. — Sieh' meine bittenden Thränen! — — Schwarzburg! folge mir!"

Lautlos hielten sich Beide umschlungen. Günther preßte den Freund fest an die Brust und sagte mit zitternder Stimme: „Wir wollen uns im Kampf nicht sehen. — Leb' wohl! — — Leb' wohl!" —

Noch ein Druck und Rudolf verließ gesenkten Hauptes ohne Umblick Gemach und Burg. —

Als Günther's Gattin drauf dies wahrgenommen, eilte sie zu ihrem Eheherrn. „Um Gott! was lässest du den Freund so gehen?"

„Wir stimmen nicht zusammen im Streite, der dem Land bevorsteht."

„O hättest du dem Rathe Vargula's gefolgt; der war ja immer gut und recht. Jetzt seh' ich trüb und bange in die Zukunft."

„Weib! mach' den Abschied mir nicht schwerer noch, als er schon ist. Laß mich allein!" —

Und als er so allein am Fenster stand und schaute in's tiefe Schwarzathal hinab zur Straße, allwo ein Reitersmann mit seinen Knappen ritt, da perlten aus den Augen dicke, seltne Thränen.

Der Ritter aber unten schaute nicht die Schöne der köstlichen Landschaft, sah nicht die hohen steilen Waldberge, hörte nicht auf das Rauschen der von steilen Felsen begrenzten Schwarza noch auf die Vögel, die in diesem Thüringer Paradiese friedlich sangen. Mit dem Frieden war's auf viele Jahre aus. Alle die

Parteien, welche Rudolf einst dem Gregorius als erbanspruchsvoll bezeichnet, erhoben sich. Ihnen traten die mächtigsten Geschlechter bei; voran die Grafen von Gleichen, die von Käfernburg, Schwarzburg und Rabenswald; ingleichen die Grafen von Beichlingen, Stolberg, Hohnstein und eine Anzahl freier Herren.

Dieser Gesammtmacht gegenüber hatte der Meißner Markgraf zu kämpfen. Aus Thüringen waren fast nur die ritterbürtigen Ministerialen treu geblieben, nicht wenige durch Rudolf's Beredsamkeit.

Markgraf Heinrich wußte, was er in diesem besaß, und ertheilte ihm den Oberbefehl.

Mit schnellem Ueberblick erkannte Rudolf, daß die weitere Umgebung von Eisenach häufiger Schauplatz der Feindseligkeiten werden würde; daher er denn die Seinigen nach Burg Saaleck zurückbrachte. Die stand unter dem sicheren Schutze der Veste Rudelsburg. Auch Rudolf II. und Heinrich hatten durch ihren Vater längst Kriegstüchtigkeit erlangt, darum zogen Beide mit ihm, vorläufig nur zur Ausrüstung eines Heeres, während Graf Hermann I. von Henneberg die meißnischen Schaaren ordnete.

Der Markgraf hatte Rudolf's Warnung, die Besatzung der Wartburg nicht zu schwächen unbeachtet gelassen. Er hielt sie auch bei wenig Mannschaft für unbezwinglich. Das rächte sich; denn als Vargula in der Richtung auf Eckartsberga marschirte, wurde die Burg und die Stadt Eisenach durch die brabantische Partei genommen.

Der Graf von Anhalt fiel in's nördliche Thüringen ein und verwüstete um Kloster Oldisleben die Gegend.

Rudolf aber nahm mit Kraft Eckartsberga und Weißensee ein. Von hier aus unterwarf er in Einzelkämpfen einen guten Theil des Landes. Vor Allem lag ihm daran, die widerspenstigen Grafen zu züchtigen.

Zu größeren Zusammenstößen kam es aber erst im Jahre

1248. In grimmer Januarkälte hatte Rudolf die Besitzungen der Grafen von Gleichen verwüstet, als er hörte, die Gesammtmacht der thüringischen Grafen marschire auf Mühlhausen zu. Ohne Weiteres wendete er sich dorthin, begierig, die Abtrünnigen anzugreifen. Da er aber auch im Gleichen'schen Besatzungen zurückgelassen, ergab es sich, daß seine Streitkräfte fast nur halb so stark waren als die der Gegner. Bauend auf seine Kriegskunst und die Eifersüchteleien der Grafen untereinander, ging er trotzdem entschlossen vor und traf bei Mühlhausen, allwo man an mehr als zwei und dreiviertel Jahrhunderte später Thomas Münzer hingerichtet hat, den Feind. Am 11. Februar kam es zum Gefecht. Geschickt ging Rudolf in Richtung des Windes vor; so hatte er am Morgen ein heftiges Schneegestöber im Rücken, die Feinde bekamen es in's Gesicht.

Die Schlacht begann und das Schlachten. Schwarzburg und Vargula trafen sich, wichen sich aber aus. Anfänglich war das Waffenglück auf Rudolf's Seite; trotz der bedeutenden Minderzahl warf er die Gegner, die ebenso sein Geschick als sein Ungestüm kannten. Doch als das Gestöber aufhörte und die Sonne hell auf den blutgedrängten Schnee schien, gewannen die Grafen das Uebergewicht. Zürnend und mit verbissenem Grimme mußte Rudolf weichen; die Gegner drängten hart. Schon war er in Gefahr, umzingelt zu werden, als ihm zwei Eilboten zu Pferde die Nachricht brachten, der meißnische Burggraf von Kirchberg sei mit seiner Mannschaft im Anzuge. Allsogleich befahl er seinen Rittern, den Platz um jeden Preis zu behaupten. Da wurde denn heiß gekämpft. Es erfolgte zwar fortgesetztes Zurückdrängen, aber im rechtem Augenblicke langte Kirchberg an. In Zeit von kaum einer Stunde war der Sieg entschieden. Mitten im Getümmel traf Rudolf wieder auf Schwarzburg; der und sein Sohn wurden von den Meißnischen entwaffnet und gefangen genommen, ingleichen zwei Grafen von Käfernburg. Vargula zuckte mit den

Achseln, als er dies sah. „Ich kann dir's nicht ersparen, Schwarzburg!" sagte er — „doch sei unbesorgt um dein Leben."

Der Fang war gut, doch nicht ausschlaggebend. Der Graf von Gleichen war bei Mühlhausen entkommen und setzte nun andernorts die Kämpfe fort. Auch hatten die Anhalter und ihre Verbündeten die Stadt Weißensee besetzt. Da erschien im Sommer Markgraf Heinrich und nahm sie wieder ein, während Vargula das Jahr über an anderen Stellen des Landes einen Grafen nach dem andern bezwang.

Dies setzte sich bis in's Jahr 1249 fort. Doch als Rudolf die wohlgerüsteten Gegner bei Gotha mit Wucht auf's Haupt geschlagen hatte, krochen die Feinde zu Kreuze. Darauf ward am 1. Juli zu Weißenfels ein Vertrag geschlossen, wonach sämmtliche Grafen und Herren den Markgrafen Heinrich nebst seinen Söhnen als rechtsmäßigen Herrn anerkannten und gelobten, ihn und das Land gegen Jedermann zu vertheidigen. Im Uebrigen sollte Alles vergeben und vergessen sein.

Das haben denn Alle wirklich und ehrlich gehalten.

Der Anhalter begab sich auch des Streites und wurde auf Rudolf's Rath mit Geld abgefunden. Das war gar weise, denn so verlor die brabantische Partei mit einem Schlage zwei mächtige Helfer.

Aber noch stand die Herzogin von Brabant als Gegner da, ebenso das Mainzer Erzstift. Auch drängte der ewig händelsüchtige Herzog von Braunschweig von Münden aus das Werrathal aufwärts. Die Kämpfe setzten sich fort, bis endlich Sophia mit dem Markgrafen ein vorläufiges Abkommen traf. Die Herzogin sollte Hessen regieren und gab die Wartburg und Eisenach zurück.

Hiernach zog Rudolf von Vargula dem Erzbischof von Mainz zu Leibe; wo er auf Widerstand traf, wurde mit Schärfe verfahren. Das ging nicht ohne verschiedentliche Kämpfe ab. In Mainz mocht' man genug haben von Vargula's, schon aus

früherer Zeit bekannter Kraft und Gewalt. Es kam im Laufe des Jahres 1254 zu gütlichem Vergleich, also, daß Markgraf Heinrich das Mainzer Marschallamt erhielt und sämmtliche beträchtliche Lehen, die schon Heinrich Raspe besessen hatte.

Es war hohe Zeit, daß es zu einem Stillstand kam; denn Rudolf hatte im letzten Treffen einen Lanzenstich in den linken Arm erhalten, so daß dieser zur Zeit unbrauchbar wurde. Er zog sich zur Heilung nach Saaleck zurück.

Hier fand er treue liebevolle Pflege. Mehr als zwei Jahre hatte Hertha ihren Eheherrn nicht gesehn. Drum war, so sehr die Wunde auch brannte, die Zeit der Ruhe eine wohlthuende; es herrschte Friede im Hause.

Ritter Hugo war zur Zeit noch nicht zurückgekehrt; er ward erst später aus dem Meißnischen erwartet. Doch konnte Frau Ilse viel erzählen, als sie nach Saaleck kam, Rudolf zu begrüßen. Auch brachte sie viel Briefe mit, die lange Zeit in der Rudelsburg gelegen. Gregorius hatte an Rudolf geschrieben, auch Gotelinde, der Jüngling Heinz und Johanna. Was alle sie geschrieben, athmete innigste Freundschaft. Auch that ihm die Versicherung wohl, sie könnten der schönen Zeit in der Rudelsburg nie vergessen; sie zehrten wie oft davon und der Freund sei gar häufig des Gespräches Mittelpunkt.

Ungeduldig suchte Rudolf unter den Papieren nach einem Briefe von Elisabeth's Hand; er fand keinen. Verstimmt legte er die anderen bei Seite. Doch als Tags darauf Frau Ilse nochmals kam, ihm ein vergessenes Schreiben zu überreichen, ward sein Wunsch erfüllt. Er fühlte sein Herz lebhafter schlagen, als er den Brief öffnete. Was er darinnen fand, erfüllte ihn mit unbeschreiblicher Wonne. So rein und edel schlug wohl kaum ein Frauenherz als das ihre; das las Rudolf aus jeder Zeile heraus, las es wieder und immer wieder. Elisabeth schilderte zugleich ihr häusliches Glück, das ihr Herr Ehgemahl ihr bereite. Da empfand Rudolf einen leisen Stich durch's Herz, nur einen

schnell vorübergehenden. Doch wie sich selbst strafend sagte er zu sich: ‚Du Thor und Eigennütziger! — Wenn sie nur glücklich ist.‘ Und still faltete er die Hände zu einem Gebete für ihr Wohlergehen.

Die Wunde heilte; doch konnte Rudolf seinen linken Arm noch nicht ausreichend bewegen. Die Unthätigkeit machte ihn unruhig; aber er gab Hertha's Bitten nach und blieb noch einen Monat in Saaleck. Auch der alte greise Schwertlein hatte ihn wiederholt gebeten, den Arm doch ja noch zu schonen; er kenne das. Und Rudolf bereute nicht, dem Alten nachgegeben zu haben; mit seinem Dableiben erfüllte er den letzten Wunsch des treuesten der Diener.

So stürmisch und gefahrvoll dessen Leben war, so sanft gestaltete sich sein Ende; er schlummerte ruhig ein. Darauf erwachte er auf eine Stunde und sagte noch zu seinem Herrn: „Gnädiger Herr! — hab' immer gewünscht, daß Ihr bei meinen Lebzeiten die Rudelsburg erhalten möchtet. Hab' vergebens gelauert. — Na, was nicht ist, das kann noch werden. — Hätt' dann gern manchmal auf der Bank gesessen, wo — Juliane immer saß — — — Herr! glaubt Ihr, daß mich der Herrgott in Himmel 'rein lassen wird?"

Da schämte sich Rudolf seiner Thränen nicht. Er faßte die Hand des Alten und sagte: „Ja, du treue Seele! dich nimmt der Herrgott um deiner Treue willen auf. Auch hast du mich gerettet und abgehalten von einem sündigen Schritt. Das wird dir der Herrgott wohl vergelten."

Darauf verzog sich das vielgerunzelte Gesicht Schwertlein's zu einem freundlichen Lächeln. So ist er eingeschlafen, so sah er auch noch aus, als sein narbenbedeckter Leib auf der Bahre lag und die Thränen der Vargula's dem Dahingeschiedenen das schönste Zeugniß ausstellten.

Auch Rudolf stand bereits im Greisenalter. Er hatte 63 Jahre zurückgelegt, als Sophia von Brabant, durch den Frieden

des Markgrafen mit Mainz mißtrauisch geworden, ao 1256 abermals mit Feindseligkeiten begann. Zunächst zog sie mit des Herzogs von Braunschweig Hülfe gegen den Mainzer Erzbischof, um diesem seine hessischen Ansprüche zu verleiden. Doch war immerhin gerathen, daß Vargula seines Herrn Truppen in Kriegsbereitschaft hielt; man mußte gewärtig sein, daß die streitsüchtige und kampfzähe Sophia jeden Monat auch in Thüringen wieder einfiel.

Die Wartburg war wieder in den Händen der Wettiner, ebenso Eisenach. Dorthin begab sich Rudolf mit den ihm verbliebenen Seinigen.

Wie anders war es in der Burg, im Ritterhause geworden. Während sie Sophia inne hatte, war Manches verändert worden. Walther's Stüblein hatte man durch eine Zwischenwand wollen in zwei Räume zerlegen, aber Rudolf ließ den angefangenen Bau wegreißen und Alles wieder herstellen. Doch war es nicht mehr wie früher und schien auch, als ob die Weihe, die dem Stüblein innewohnte, gestört worden sei.

So entschwindet uns, wenn wir alt werden, Vieles, was wir lieb gewonnen haben, eins nach dem andern, auf daß wir nicht zu zähe daran hangen und die Sehnsucht nach oben uns mälig für jenes Reich vorbereiten helfe.

Rudolf war nicht unthätig geblieben; er unterhielt beständig einen Stamm fester Ritter, reihte deren nicht wenige ein und unterwies diese fortwährend in der Kriegskunst. Das ergab sich als weise und nothwendig; denn als Sophia, durch den Braunschweiger unterstützt, Kreuzburg ao 1260 genommen hatte und verbrennen lassen, wendete sie sich hartgesotten wiederum gegen Thüringen. Rudolf zog ihr entgegen. Weil aber die Braunschweiger vor Vargula einen Heidenrespekt besaßen, machten sie einen Umweg. Hierdurch und in Folge geschickten Wegfangens von Vargula's Kundschaftern gelang es dem Herzog, Eisenach zu erreichen und zu besetzen. Die Freude sollte nicht lange dauern. Der Herzog von Braunschweig mußte sich nothgedrungen um

seine Stammlande bekümmern und hinterließ in Eisenach eine Besatzung. Das war für Sophia ein Schlag; denn nun rückte Rudolf vor die Stadt voll Ingrimm darüber, daß die Eisenacher die Herzogin schon wieder treulos eingelassen. Nicht ließ er erst Belagerungswerkzeuge aufstellen, mit ungestümer Tapferkeit ging's zum Sturm. Nach zehnstündigem Kampfe strömte das Blut der Braunschweiger in den Gassen Eisenachs und lagen die vornehmsten Bürger gefesselt im Thurm.

Noch gab es manche Einzelkämpfe zu bestehen. Hier griff Schwarzburg thätig mit ein. Beide Freunde sahen sich dabei zum letzten Male. Nach einer Umarmung trennten sie sich; Rudolf ging alsbald zur Wartburg zurück und Günther in's Himmelreich ein, tief betrauert von Vargula und vielen Edlen des Landes.

Während Sophia ingrimmig über den verfehlten Streich im Hessenlande weilte, konnte Rudolf der Ruhe pflegen. In Walther's Stübchen hat er da oft geruht auf des Freundes Sessel, mit dessen Liedern in der Hand; hat oft zurückgedacht an die Jugendzeit, oft gelächelt über das viele begehrliche Wünschen von vergänglichen, eitlen Dingen; oft auch ernst ausgesehen bei der Erinnerung an so manches tiefe Leid des Lebens.

Seine Söhne waren zu kräftigen, blühenden Männern herangewachsen und hatten sich ausgezeichnet durch Kriegstüchtigkeit und Tapferkeit. Großvater war Vargula, und die reine Freude an seinen Enkeln, sobald er seinen Sohn Rudolf in Saaleck besuchte oder Heinrich in Tautenburg und Konrad auf der Wetteburg, versüßte ihm sein Alter. Von seinen beiden Töchtern war Lukardis gestorben, Roswitha unverheirathet geblieben; die half der Mutter treulich in der Pflege des edlen Vaters.

Hugo lebte noch, war aber gebrechlich geworden, also, daß er den Markgrafen gebeten, ihn des Amtes eines Hauptmannes

auf der Rudelsburg zu entheben; doch Heinrich ging nicht darauf ein, war jetzt auch zu beschäftigt.

Lukardis hat viel Freude erlebt. Ihren Bruder besuchte sie im Ganzen noch dreimal, das vierte Mal zum Abschiednehmen. Trotz des ergrauten Haares war sie noch schön, edler Haltung und blühenden Gesichtes. Schön blieb sie auch bis zuletzt durch Anmuth und Seele, die aus ihren Augen sprach. Dem Kloster Porta haben die Geschwister immerdar treu angehangen, wenngleich Winemar's Nachfolger, die Aebte Konrad und Heinrich, den Freund nie ganz ersetzen konnten.

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Nicht allzulange währte Rudolf's ruhiges Glück. Hätte Sophia nur eine Ader von ihrer Mutter gehabt, so würde sie das durch sie veranlaßte Blutvergießen, Brennen und Sengen, nur um ihr Herrschgelüst für den Sohn zu befriedigen, vielleicht auch aus Rachsucht gegen ihr Heimathland — nicht fortgesetzt haben. So aber trat das unersättliche Weib im Jahre 1263 abermals auf und bewog den, ihr durch Verheirathung einer Tochter verwandt gewordenen Herzog Albrecht von Braunschweig, wiederum gegen Markgraf Heinrich von Meißen zu Felde zu ziehen.

Rudolf hatte hiervon nur durch dunkles Gerücht erfahren. Wer, wie er, bereits nahe an siebzig Jahre alt ist, fährt nicht so schnell oder unnöthig darein. Vor der Hand wartete er noch auf Nachricht und Aufträge aus Meißen, ließ aber aus Vorsicht

durch etliche Edle, darunter seine Söhne, immerhin eine kleine Macht zusammenziehen.

Endlich ward ihm mit aller Bestimmtheit durch seine Eilbotschafter die Kunde, der Braunschweiger sei soeben durch Naumburger und Merseburger Gebiet verheerend gezogen und hätte seinen Marsch auf Halle zu fortgesetzt, wahrscheinlich, um von da aus Leipzig anzugreifen. Vom Markgrafen Heinrich und dessen Söhnen Albrecht und Dietrich sei aber unbegreiflicherweise nichts zu hören und zu sehen.

Da raffte Rudolf wie ein alter Löwe noch einmal seine ganze Kraft zusammen. Hundert Ritter nebst etwas kampfgeübtem Fußvolk standen schon bereit.*) Nicht achtete Vargula auf die Beschwerden des weiten, für sein Alter beschwerlichen Rittes nach Leipzig. Die Treue zu seinem Herrn überwand jede Versuchung zu Bequemlichkeiten. In Eilmärschen erreichte er mit seiner Schaar am 24. Oktober die Stadt Leipzig, in der Meinung, hier den Markgrafen zu finden. Statt dessen traf er dessen junge Söhne an, zu seiner Verwunderung unthätig und unentschlossen. Als er denen darob Vorwürfe machte und darauf drang, daß sie zu Felde ziehen sollten, meinten die Brüder, der Braunschweiger sei zu mächtig gegen Vargula's Schaar.

Rudolf aber antwortete ärgerlich: „So wisset Ihr nicht, was ihr an Euern Leipzigern habt.“

Sprach's und ging davon, um mit seinem nächsten Gefolge in der Stadt umherzureiten.

Vargula's Name war weit über Thüringen und das Osterland hinaus rühmlich bekannt. Nun er sich den bedrängten Leipzigern zeigte, gab's ein Hurrah und Mützenschwenken allenthalben. Der Jubel vergrößerte sich mehr und mehr, denn was er zu den jungen Fürsten gesagt von den Leipzigern, ward bald bekannt. Und als nun Rudolf gar vom Rathhaus kam, wo er

*) XII.

mit dem Magistrate über ein Aufgebot streitbarer Bürger*) gesprochen, da erbrauste der ganze Markt von kräftigem Männerhurrah und wollte das kein Ende nehmen. Doch plötzlich ward's stiller. Alles reckte die Hälse und schaute nach dem freigelassenen Kreis, in dessen Mitte Rudolf zu Pferde hielt. Es mußt' etwas Besonderes sein. Eine kleine Gruppe Menschen hatte sich durch den Volksknäuel bis zu Vargula gedrängt. Das wär' nicht so leicht möglich gewesen, wenn nicht zuvor ein Hauptmann der städtischen Bürgerwehr Platz geschafft hätte. Nach ihm folgte ein gegen 45 Jahre alter Mann mit pelzgefüttertem, ärmellosen dunkeln Ueberkleide angethan und Pelzhut.

„Das ist der hochgelahrte Herr Rulmann," sagte einer der Zuschauer; „die hinter ihm sein Eheweib."

Und dieses Eheweib, gar schön geschmückt und noch in guten Jahren, trat zu Rudolf und übereichte ihm einen großen Eichenkranz.

Verwundert betrachtete Vargula die huldigende Gruppe. Als er seinen Dank aussprach, blickte Rulmann's schmucke Ehefrau zu ihm empor.

„Bei Gott!" rief Rudolf überrascht und setzte nach einer Weile leise hinzu: „Elisabeth!?"

Drauf stieg er schnell vom Pferde, reichte der Wiedergefundenen die Hand und blieb anfänglich sprachlos.

„Ja, edler Herr! 's ist Eure alte Freundin. Und dies hier ist mein liebes Ehgemahl, Herr Rulman, der mir gern hat zugestimmt, als er den Wunsch gehört, ich wollt' Euch schmücken mit dem Eichenkranz."

„Wie aber kommst du Theure — kommt Ihr hierher nach Leipzig?" frug Rudolf erstaunt.

„Ich bin schon an sechs Jahre hier," erwiederte Rulman, „und hoch erfreut, den edlen Mann zu sehn, von dem mein lieb-

---

*) X. II.

werth Eheweib mir so oft und viel erzählt voll treuen Gedenkens."

„Wenn Ihr wüßtet, wie Ihr mein Herz erfreutet auf die alten Tage, Ihr würdet mir verzeihn, wenn ich jetzt nicht gehörige Worte zum Danke finde. — Doch wer ist dieser Herr? Ein Hauptmann behelmter städt'scher Krieger?"

„Herr! wenn Ihr Euch entsinnt, ich hab' dereinst in Saaleck als Knabe oft auf Euren Knien gesessen."

„Was? — Heinz? — — Heinz, mein alter, guter Junge! was bist du für ein kräft'ger Mann geworden; wohl an die dreißig Jahre?"

„Vier und dreißig, Herr!"

„Verzeiht!" fiel Rulman ein, „wenn wir Euch aufgehalten und nun noch bitten: Haltet bei uns Einkehr! auf daß Ihr mir und meinem Eheweibe Freude macht und Ehre gebet."

„Ich dank' Euch, dank' Euch innig! doch jetzo ist nicht Zeit zur Rast; muß heute noch die Leipziger mustern, so mit mir zu Felde ziehn. — — Elisabeth! Ihr habet meiner oft gedacht — und gern?"

„Ach wie so gern!" versetzte Elisabeth mit holdem Erröthen.

Da streckte sich der Greis lang aus, stand stramm und steif da und sagte: „Das ist ein gut Vorzeichen für die Schlacht. — Für heut lebt wohl. Wir sehn uns wieder."

„Bei uns?" frug Elisabeth.

„Bei Euch, Ihr Lieben, ganz gewiß, wann ich zurückkehr'. Und droben, wann ich bleibe. Wie Gott will."

Als Rudolf wieder aufstieg und das Volk den Kranz an seinem Arme hangen sah, ward's wiederum begeistert und rief dem Helden unablässig zu. Elisabeth aber und ihr Eheherr wurden von nun an Gegenstand zustimmender Bewunderung in der ganzen Stadt. —

Die Musterung war zu Ende und Rudolf befriedigt; noch

mehr die jungen Fürsten, die nun die Stunde des Kampfes nicht erwarten konnten.

Am Morgen des 26. Oktobers ging es fort. Voraus sprengte die stattliche Ritterschaar Vargula's, geschmückt, als ging's zu einem Hochzeitsschmaus. Da lugte manch ein lieblich Leipziger Kind sehnsüchtig zum Fenster hinaus; manch ein weiß Tüchlein wurde zum Gruße geschwenkt; manch ein Handkuß zum Danke hinaufgesandt an die holden rothen Mäulchen im Fensterrahmen. Den Rittern folgten die kernigen Gestalten der Leipziger Bürger; voran die schmucken schlanken Armbrust- und Bogenschützen; die hatten längst sich meisterlich eingeschossen und einmarschirt, also, daß Rudolf zu den Leipzigern nach der Musterung gesagt hatte: „Männer! — Meine Ritter und Eure Pfeile, Schwerter und Speere — und wir haben die ganze Sippe im Sacke."

Den Bognern folgten die Spießgesellen mit ihren muskelstarken Armen; die Keulenschläger und Schleuderer. Den Schluß bildeten die Schwertkämpfer, zu Pferde und zu Fuß, im Harnisch und Eisenhut und Helm.

Die Trommeln wirbelten, die Pfeifen klangen, und munter zog die kriegsbereite Schaar zum Thor hinaus. — —

Es war ein starker Marsch bis nach Besenstädt, südwestlich von Wettin,*) mehr als zwölf Stunden lang. Dort hatte sich der Feind festgesetzt und erwartete in starker Stellung den Angriff. Der geschah schon am Morgen des 27. Oktobers.*) Rudolf vertheilte die Bogner nach zwei Seiten. Mit Behagen sah er die Pfeile und Armbrustbolzen fliegen. Was konnten die Leipziger gut schießen! wie scharf nahmen sie ihren Mann auf's Korn und wie behend und flink waren sie, wann's galt, schnell eine andre Stellung einzunehmen, um von dort den Hagel ihrer wohlgezielten Geschosse dem Feinde von Neuem fühlen zu lassen.

---

*) X.

Die Bresche in des Feindes Heer war gut geschossen, Verwirrung in der Vorhut überall. Da sandte Vargula die Lanzenbürger und Kolbenschläger in des Feindes Reihen. Wuchtig hieben die Leipziger drein, tief stießen sie die Speere und doch flink bald links, bald rechts. Der Feind kam zum Weichen. Doch hielt er sich auf seinem nächsten Standpunkt hartnäckig fest. Jetzt fiel ein Theil von Vargula's Ritterschaar ein; der Kampf ward noch hitziger als zuvor, der Feind noch zäher und wollte nicht weichen. Rudolf verfolgte den Gang der Schlacht mit großer Aufmerksamkeit; war der Feind so thöricht und ging in die Falle, seinen linken Flügel zu verstärken, so war gewonnen. Rudolf selbst richtete auf diesen Flügel einen Scheinangriff. Die Braunschweiger ließen sich täuschen. Schnell befahl er nun, auf der andern Seite zu drängen; die Ritter hieben, die Leipziger stachen wacker drein, und als es gegen Mittag war, begannen einzelne Abtheilungen zu fliehen, immer mehr, bis das ganze Heer des Herzogs von Braunschweig vor dem bedeutend kleineren Vargula's in volle Auflösung und Flucht gerieth. Viel konnt' nicht fliehen; die Pfeile, Bolzen und Speere waren flinker.

Rudolf's Faust zuckte, als er so wacker kämpfen sah; noch einmal stürzte er sich selbst in die Schlacht; noch einmal begab er sich in's stärkste Gewühl, allwo es nicht gelingen wollte, des Herzogs habhaft zu werden. Ein Schwerthieb Vargula's und der Herzog Albrecht von Braunschweig lag verwundet zu Boden und war Rudolf's Gefangener. Auch die Grafen von Anhalt, Graf Johann von Eberstein, Heinrich von Zcwirn und viele Edle wurden gehascht und sonst noch an 300 bis 400 Gefangene gemacht.*)

Es war ein glorreicher Sieg, der die letzte Waffenthat Rudolf's von Vargula krönte; ein Sieg, der den langbedrängten Ländern endlich dauernde Ruhe verschaffte und der edlen Dynastie

---

*) X. III.

der Wettiner den festen, nie wieder angegriffenen Besitz von Thüringen. So endete nach 14 Jahren der von einem Weibe hervorgerufene Krieg mit seinen Schrecken und Elend. Wohl hatte manch ein braver Leipziger in's Gras beißen müssen, aber es geschah auf heldenmäßige Weise, also, daß noch heut die Leipziger Schützengilde mit Stolz auf ihre wackeren Vorfahren des 13. Jahrhunderts blicken kann.

Noch einen schweren Preis forderte der Sieg. Rudolf war nicht leicht verwundet und für immer kampfunfähig gemacht worden. Heinz Gregorius, der junge Kauf- und Handelsherr, ritterlich mit in den Strauß gezogen, verließ wider die Regel seine Mannen, als er den Sieg voraussah. Ihn trieb es an des theuren väterlichen Freundes Seite, um ihm im Nothfall beizustehn. Als er bemerkte, daß Rudolf blutete und sich nach der Schlacht nur mühsam auf dem Pferde erhielt, sprang er mit zween seiner Leute hinzu, hob ihn herunter und trug ihn auf einer feinen weichen Sänfte zurück in's Lager. Von dort ward Vargula, nachdem er sich erholt, in einem weichgepolsterten Wäglein gen Leipzig gefahren. Am Morgen nach dem Schlachttage lag er wohlgebettet in einem traulichen Gemache Rulman's.

Hier kam er bald zu Kräften, wenn er auch nur wenig auf- und abgehen durfte.

Als Rulman von ihm erfuhr, daß er sich getraue, Besuche zu empfangen, führte der Gelehrte Elisabeth zu ihm. Da verklärte sich das Antlitz des schönen Greises; in seinen Augen glänzte es, als wollten sie der Seele Sprache verrathen: ‚Ich bin dir noch immer gut, wenn auch in andrer Weise‘. „Ihr seid die Ursach, daß die Schlacht gewonnen ward," sagte er, der Freundin lächelnd die Hand haltend. „Denn als Ihr mir sagtet auf dem Markt zu Leipzig: ‚Ach wie so gern hab' ich Eurer gedacht‘, da kam in mich ein neues Leben, als wär' ich noch ein kräft'ger Mann von fünfzig Jahren wie dereinst, als ich — — Nein, nein, Elisabeth! Ihr braucht nicht zu erröthen. Das ist

ja längst vorbei. Aber Ihr seid doch immer geblieben, die mich begeistert hat zu dichten und zu singen, sei's auch nur in Gedanken; die mich erlöset hat durch ihr Gebet von schwerem Schmerz. Und wenn mir die Versuchung einst noch kam, mit meinem treuen Eheweib zu schmälen, da dachte ich an Euch und Eure Freundschaft; die war die rechte Minne, denn wie uns Walther singt: „— wer die Minne eines guten Weibes hat, der schreckt vor jeder Missethat zurück", — so machte Eure Minne mich auch besser. — Und kürzlich hat sie mich verjüngt, also, daß ich dreinschlagen konnte, wie ein junger Ritter."

„O Herr!" begann Elisabeth. Doch Rudolf unterbrach sie schnell und bat: „Nicht ‚Herr', Elisabeth! sagt ‚Freund' und sagt's recht oft. Wer weiß, wie lange ich auf Erden es noch hören kann."

„O theurer, lieber Freund!" erwiederte da Elisabeth innig, „wolle Gott, daß Ihr's noch zwanzig Jahre hören könnt! daß Ihr uns Allen wohl erhalten bleibt und Euer Geist. Und — darf ich mir erlauben? — daß auch Andere es hören können —" Mit diesen Worten öffnete sie die Thür und führte eine alte Frau und eine jüngere herein.

„Frau Gotelinde!" rief Rudolf laut. „Und Johanna! — — O welche Freude!"

Und des Greises Herz ward wieder jung; nein, es war noch jung und ganz war sein Thränenfäßlein doch nicht ausgeschüttet, denn er suchte mit seinen Händen die Freudenthränen zu verbergen.

Nun wurde viel gefragt und viel erzählt. Gotelinde wohnte als Wittwe bei Elisabeth; Johanna führte ihrem unverheiratheten Bruder Heinz die Wirthschaft. Der ist auch ledig geblieben, hat gemeint, so könnt' doch Niemand ihn pflegen, wie die Schwester. Carolina hatte sich in Straßburg verheirathet und befand sich wohl und glücklich.

Es waren drei wonnige Wochen die in Leipzig, noch schönre

nein! will sagen: höhere Zeit als auf der Rudelsburg, denn Leidenschaften trübten nicht das reine Glück der Freundschaft. Und als der Abschied kam, nahm Rudolf Elisabeth's Hand und küßte die und drückte sie an's Herz und sagte voller Herzensglück: „Du Liebe! du mein Sonnenschein im Dunkel meiner Verirrung! wir sehen uns das letzte Mal auf Erden. Ich fühl' es, daß ich bald zu sterben geh'. Leb' wohl! wir sehn uns droben wieder. Dort wollen wir vereint das Höchste besingen: Unsern Herrn Jesum Christum, der dich behüte, deinen braven Gatten und die Deinen alle. Er segne Euch und vergelte Euch tausendmal, was Ihr dereinst an mir gethan."

Als so von Abschied hier auf Erden ward gesprochen, da ward es Elisabeth wehmüthig. Sie faßte Rudolf's Greisenhaupt mit ihren weichen Händen und gab dem Freunde einen Kuß auf seinen Mund. Auch Rulman küßte ihn, und Gotelinde und Johanna drückten ihm weinend die Hände. Heinz begleitete zu Pferde den Wagen noch auf drei Meilen Wegeslänge; dann nahm er Abschied, tief bewegt wie damals, als sein eigner Vater schied für immer. —

Die Fahrt zur Wartburg auf den schlechten holperigen Wegen hatte Vargula trotz der weichen Leipziger Polster doch sehr angestrengt. Er war zu zeitig der Krankenstube enteilt; die Wunde platzte wieder auf und machte dem Greise viel zu schaffen. Da gedachte die treusorgende Hertha dessen, was ihr Eheherr dereinst erzählt von der nichtbeachteten Wunde des Vaters Walther von Vargula, und ward besorgt. Eilboten flogen zu allen Kindern und Lukardis nebst Ehgemahl und Hildegunde. Sie Alle kamen und umstanden den Vater, Bruder, Schwager und Freund. Doch schien es, als wollt' der Herrgott ihn noch warten lassen einer Freude, eines Lohnes willen.

Markgraf Heinrich kam zur Wartburg und hielt auf etliche Wochen Hof, denn für gewöhnlich weilte er in Meißen und ließ seinen Sohn Albrecht als Landgrafen in Thüringen. Heinrich's

erster Gang nach seiner Ankunft war zu Rudolf. An seinem Lager saß er, und als der von einem baldigen Sterben sprach, sagte er betrübt: „Vargula! das wolle Gott verhüten! du darfst mir nicht von hinnen.“

„Herr Fürste!“ entgegnete der Kranke; „ich danke Euch von ganzem Herzen in Ehrerbietung und Treuen für so viele Huld, die Ihr mir bewiesen. Aber gönnet mir mein Sterben und ein bescheiden Plätzlein im Himmel. Es sehnt mich, abzuscheiden.“

„Freund! wir stehen Alle in Gottes Hand! Er thue, was er will. Sollst du von hinnen gehn, so komme ich leider zu spät mit einem Lohn für deine getreuen und großen Dienste. Dein Name und mein Haus Wettin sind von einander nicht zu trennen. Doch denke ich, es wird dir, was ich sagen will, um deiner Kinder willen Freude machen. — Hugo hat noch vor seinem kürzlichen Tode —“

„Ach! ist er auch davongegangen?“ fiel Rudolf schmerzlich ein.

„Ja, der treuesten Diener einer hat vollendet; hat mich auch gebeten, dich in Freundschaft zu grüßen und dir zu danken. Er war es, der mir einst heimlich mitgetheilt, du hättest Begehr nach der Rudelsburg. Nimm sie hin als dein eigen mit all ihrem reichen Besitz ringsumher, für dich und deine Kinder. Es ist noch viel zu wenig gegen das, was du mir warest. Doch wollen ich und meine Söhne noch nachholen mit andren Gütern an deinen Söhnen, auf daß das edle Geschlecht der Vargula mächtig bleibe und gedeihe bis in ferne Zeiten.“

Da richtete sich Rudolf in großer Freude stark erregt zum Sitzen auf und sagte mit stockender Stimme: „Herr! — — — Herr Fürste! — Ich danke Euch! — — Kann's nur mit schwachen Worten — — Kann's nur mit dem einen Wunsche: Gott, der Allmächtige, segne Euch und das edle Fürstenhaus Wettin! daß es fort und fort blühe und stark bleibe ewig, ewig! — und daß es dereinst der ersten Stellen eine einnehme in unsrem lieben

deutschen Reich! — O hätt' ich noch erleben können — wonach ich immer mich gesehnt: Deutschlands Einigkeit und festes Zusammenschaaren seiner Fürsten um einen starken Kaiser — — Kinder! kniet nieder voll Dank für den gnädigen Herrn Fürsten! weiht ihm und Alldeutschland Euer Leben und Euer Streben — — — ich kann nicht mehr!"

Und als die Söhne knieten vor dem Fürsten, wehrete er ihnen, kniete mit nieder und sprach: „Vor mir nicht, vor Gott kniet nieder, wie ich hier vor ihm knie' und bete: Herr Herr Gott und du sein lieber Sohn, Herr Jesu Christ! gieb meinem Vargula ein selig Ende und einen hohen Platz im Himmelreich. Gieb seinen Söhnen seinen Geist und unsrem armen deutschen Reiche Einigkeit und Kraft. Erhalte es im Glauben fest und stark als dein Volk und sei uns Sündern gnädig!"

Und Rudolf setzte mit lauter Stimme hinzu: „Amen! Amen! Amen!" —

Die Freude hatte den Greis übermannt; nach des Fürsten Fortgehen sank Rudolf erschöpft zurück. Andern Tages trat Wundfieber ein. Hertha und Lukardis wichen kaum einmal von seinem Lager.

In einem bewußten Augenblicke, in dem Lukardis allein zugegen war, faßte er deren Hand und sagte: „Lieb Schwester mein! — Mit Gottes Hülfe, unsres Vaters selig und des Freundes Walther ist mir's gelungen, den Zorn zu bändigen, den Haß; mich zu bezwingen vor Verleumdern und Versuchern, den Stolz zu beugen und allzugroßes Begehr nach Macht und Gütern. Aber — von Allem, was ich niederkämpfen mußte — ward mir doch am allerschwersten — dereinst — der innigen Liebe zu entsagen — es ist was Wunderbares diese Allgewalt der Liebe! — Längst denk' ich ruhig drüber, wenn's auch noch Narben giebt. Aber ehemals — — — — das waren die größten Qualen meines Lebens —"

„Ich weiß, ich weiß!“ rief Lukardis schluchzend und drückte schweigend die treue Hand, die sie so oft geliebkost und geschützt, an ihre Lippen.

Da richtete Rudolf seinen vollen warmen Blick auf die Schwester und sagte freundlich: „Du Liebling meiner Seele! —“

Darnach sank er wieder zurück, um zu schlummern. Doch das Fieber wurde heftiger; Hertha that Alles, um es zu lindern. Freundliche und wilde Phantasien traten auf. Er sprach böse Worte aus, die nicht aus seinem Herzen stammten. Er sprach auch gute Worte aus, Alles durcheinander. Nur Hertha und Lukardis hörten es.

„Verfluchtes Pack!“ hörten sie ihn wettern. Und das mocht' den Schergen der Inquisition gelten.

„Ich brauch' Euch nicht, Ihr Jungfrau'n! — kann mich allein entkleiden.“ — Eine Erinnerung war's, als er bei dem von Wildeck in der Burg zur Nacht geblieben und der ihm nach dem Brauch der Zeit zween seiner dienstbaren Mägdlein mitgegeben.

„Schwertlein, du Getreuer! — — — dein Schlag that weh — — — — du alter braver Knabe — — Mensch ist Mensch — warst mein Freund.“

Sein Antlitz strahlte freudig. Doch bald zog sich's in finstere Falten, und Rudolf begann zu toben und dann wieder überzugehen in schöne Erinnerungen.

„Verdammter Pfaffe! — — — Jetzt duck' ich dich mit deiner Nase in den Staub, wo du hingehörst — — wenn du Hildegunden nur noch einmal — was? du wehrst dich? Wart' Elender! du sollst meine Fäuste fühlen.“ Wüthend focht der Greis mit den Armen und wollt' aufspringen. Mit Mühe nur konnten ihn beide Frauen besänftigen. Dann fuhr er anfänglich mit gerunzelter Stirn aber ruhiger fort: „Zu was willst du mir folgen, Maid? — Nein, geh mit deinen

Rosenblättern und verhüll' dich mehr — Daß doch der Strahlberg nie von Züchten wissen will! — — Nimm dir ein Beispiel an Hugo — — — — O Rudelsburg!" rief er lebhaft aus und faltete die Hände. Da blieb sein Antlitz freudestrahlend lange Zeit. Darauf feufzte er und rief: „Elisabeth!" Auch Hertha faltete ihre Hände und betete, denn sie glaubte, er meine die Heilige, Lukardis aber weinte still; sie wußt' es anders. Wohl war auch sie schon über sechszig Jahre alt und dacht' von der Vergangenheit mit der Mäßigung und Ruhe des Alters. Es giebt aber Lebenseindrücke, die nie verblassen. Und jener Seufzer galt solchem Eindrucke, darum Lukardis wohl wußte aus eigner Erfahrung und der des theuren Bruders.

Hertha's kalte Umschläge mäßigten das Fieber mälig, also, daß Rudolf wiederum die Augen aufschloß, zum letzten Male mit Bewußtsein. Sanft umschlang er sein Weib und sagte: „Du liebes, treues Weib! — Wir haben im Leben oft uns nicht verstanden. Doch fügte uns Gott nach langer Zeit wieder zusammen zu Frieden im Hause und im Herzen. Hab Dank für deine Lieb' und treue Pflege und verzeihe mir, was ich in Zorn und Ungeduld an dir gefehlt. Es thut mir innig leid und reut mich sehr."

Da fiel Hertha in tiefer Reue vor dem Theuren nieder und schluchzte laut in tiefer Noth.

„Ach Rudolf, Rudolf! — Vergieb! vergieb mir! denn ich hab' dir dein Leben ach wie oft verbittert. — Sieh meine Reuethränen, die ja nichts ungeschehen machen können, doch aber meine Umkehr zeigen und mich beugen tief!"

„Wenn ich vor Gott stehe und er abwägen wird mein und dein Leben — Hertha! dann muß ich gewärtig sein, er sagt zu mir: ‚Du trägst die größte Schuld'. Drum —"

„Nein, nein!" rief Hertha außer sich. „Ich bin es, die Gott am meisten anzuflehen hat um Gnade."

„Du liebes Weib! laß deine Thränen! — Sind wir nicht längst, längst schon wieder innig verbunden worden in Christo Jesu? Hat seine Liebe nicht an uns gewirkt in reichem Maße, also, daß ich viel Glück im Hause fand und in meinem Weibe? Denk' dran zurück und mische deine Thränen nicht mit Stacheln, die unser Heiland und Erlöser durch sein Erlösen längst von uns genommen hat. Die Lieb' im Herrn hat ja in uns gesiegt und die kann uns nur froh und selig stimmen. Drum weine nicht! weine nicht! —"

„Du Guter! — Dank für deinen Trost. Doch laß mich immer weinen. Ich kann nicht anders." —

Auch Hildegunde trat hinzu, blaß und verstört. Sie hatte gehofft, vor Rudolf sterben zu können; war sie doch an drei Jahre älter.

„Hildegunde! du Vielgeprüfte und viel Ueberwindende! Wenn ich mir's recht überleg' —: du und die heilige Elisabeth habt Beide viel geduldet und — verziehen. Geduldet auch um mich. Hab' Dank zum letzten Male. Ich aber bin gewiß: der Herr wird dich geradeso empfangen, wie Elisabeth. — — Elisabeth!" — wiederholte er sinnend. „Schreibt an Elisabeth nach Leipzig und all die Ihrigen; schreibt: Ich stürbe in Liebe für Euch Alle und — im Frieden mit der Welt — — — holt meine Kinder — — es geht mit dem Bewußtsein bald zu Ende."

Da die Trauernden alle um ihn versammelt waren, bat er: „Lest mir das Liedlein Walther's vor vom Kreuz." Und als Roswitha mühsam das Lied gelesen, das Walther einst vor 56 Jahren an Hermann's Hofe sang, und die Schlußworte gesprochen:

Wir flehn um unsrer Sünden dich,
Daß du uns seiest gnädiglich.

da setzte sich Rudolf noch einmal aufrecht und segnete seine Kinder und Enkel. Sein letztes Wort an sie war: „Bezwinget Euch selbst."

Darauf sank er matt auf's Rückenkissen zurück und schlief ein. Nach wenigen Stunden war der wackere deutsche Streiter, der viel gestritten hatte in Treue für den Landesherrn, für deutsche Sache und — gegen sich selbst, selig entschlummert.

Sein Leichnam ward unter allgemeiner Theilnahme der vom Markgrafen geführten thüringer Edlen im Schlosse Vargula beigesetzt. —

Bald darauf folgte ihm die greise Hildegunde; zwei Jahre darnach Lukardis. Die hatte kurz vor ihrem Tode verlangt, man möge ihre Hülle im lieben Kloster Porta begraben.*)

Hertha war die letzte. Sie hat noch viel Freude erlebt an ihren Kindern, in der Rudelsburg, die Rudolf II. inne hatte,*) der Saaleckburg, in Tautenburg, in Vargula und Wetteburg und wo sonst Kinder und Enkel Haus hielten. Das Gartenplätzchen am Kastell der Rudelsburg ward auf des Vaters Wunsch von Rudolf II. gar wohl erhalten. Brav wurden die Söhne, treu, tapfer und mächtig wie ihr Vater, also, daß das Geschlecht der Vargula auf lange Zeit das vornehmste und angesehenste war. —

Ob Rudolf von Vargula dereinst ein Denkmal hat erhalten, ist mir nicht bekannt. Nun ich auch keins gefunden, habe ich versucht, ihm solches in dem Buche hier zu setzen. Was Sehnsucht heißt nach Deutschlands Einigung, was deutsche Treu' und Redlichkeit vermag und christlich Selbstbezwingen, das zeigt uns Vargula mit Leyer und mit Schwert zur Nachahmung. Und diese Nachahmung ist schöner noch geschehn, als man sich's träumen ließ: Ein Otto hat uns jetzt das Schwert gelenkt zu deutscher Einigung. Ein andrer Otto ließ die Leyer tönen zu dem Lied, das ich als wohlverdiente Zier auf Rudolf's Denkmal schreiben will:

---

*) I.

Ich kenn' ein' hellen Edelstein
Von köstlich hoher Art,
In einem stillen Kämmerlein,
Da liegt er gut verwahrt.
Kein Demant ist, der diesem gleicht,
So weit der liebe Himmel reicht.
Die Menschenbrust ist's Kämmerlein;
Da legte Gott so tief hinein
Den schönen hellen Edelstein:
Das treue deutsche Herz.

G. Pätz'sche Buchdr. (Lippert & Co.), Naumburg a/S.

Wagner, Johannes Andreas Frhr von

Rudolf von Vargula, der Schenk zu Saaleck

Erlangen u. Leipzig 1890